



# WELT VIRUS KRISE

**Wie wahrscheinlich ist ein Corona-Crash,  
und wie gefährlich wird die Epidemie in Deutschland?**

**Jens Söring, verurteilt wegen Doppelmord, über seine US-Haft**

**»Ich war 33 Jahre im Krieg,  
und ich habe gewonnen«**



AMERICAN EXPRESS

T. LANGE

Game Changer.  
Challenger.

Platinum.



Die Platinum Card und viele Upgrades, die das Leben bereichern.  
Jetzt Angebot sichern unter: [amex.de/startguthaben](https://amex.de/startguthaben)

DON'T  
*live life*  
WITHOUT IT™



## Hausmitteilung

Betr.: SPIEGEL-Gespräche, Söring, Republik Kongo



**Hickmann, Merz, Medick**

PETER RIGAUD / DER SPIEGEL

Es sind ziemlich wilde Zeiten in der Bundesrepublik und auch global: Die SPD findet nicht ihren Tritt, bei der Union beginnt der Machtkampf jetzt so richtig, und in Europa steht uns der zweite Teil des Brexit-Dramas bevor. Deshalb hat der SPIEGEL mit den Akteuren gesprochen: Christoph Hickmann und Veit Medick trafen in Berlin Friedrich Merz, der nächster Vorsitzender der CDU werden will, und wenig später auch Armin Laschet, Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen und Konkurrent von Merz. Mit einem Politiker, der bereits an der Spitze einer Partei

gestanden hat, sprachen Christiane Hoffmann und Markus Feldenkirchen: Sigmar Gabriel, bis 2017 Vorsitzender der SPD und kürzlich in den Aufsichtsrat der Deutschen Bank berufen, erklärt, wie es zum Krach mit seiner Partei kam und was da jetzt schief läuft. Ebenfalls im Heft ein Gespräch mit Michel Barnier, dem EU-Chefunterhändler, der sich bei den nun beginnenden Gesprächen über ein Freihandelsabkommen nicht vom britischen Premier Boris Johnson über den Tisch ziehen lassen will. Barnier glaubt trotzdem, dass sich auch die Europäer ändern müssen, wenn sie im Wettbewerb mit den Briten nicht manchmal den Kürzeren ziehen wollen. **Seiten 28, 30, 38, 83**

Dutzende Kameras empfingen Jens Söring Mitte Dezember am Frankfurter Flughafen. Fast 30 Jahre hatte der Deutsche in amerikanischer Haft verbracht, nachdem er wegen Doppelmord an den Eltern seiner damaligen Freundin zu zweimal lebenslänglich verurteilt worden war. Söring sagt bis heute, er sei es nicht gewesen. Alle seine Wiederaufnahmeanträge wurden abgewiesen. Nun wurde er plötzlich freigelassen, allerdings nur auf Bewährung. Nicht, weil seine Unschuld erwiesen ist. Nach seiner Ankunft zog er sich zunächst ins Private zurück, traf aber nun die Redakteure Sarah Heidi Engel, Hauke Goos und Simone Salden zu einem SPIEGEL-Gespräch, das sich ebenfalls in diesem Heft findet. Die drei wollten aus dem Treffen keinen zweiten Prozess machen, sie sprachen mit Söring unter anderem darüber, wie man in einem amerikanischen Gefängnis überlebt und wie sich sein neues Leben anfühlt. »Man könnte meinen, dass jemand nach einer so langen Strafe einfach nur sein Leben genießen will«, sagt Engel, »aber er hadert damit, wie die Menschen in Deutschland über ihn denken.« **Seite 52**



**Salden, Söring, Engel, Goos**

PETER HÖNNEWANN / DER SPIEGEL



**Schaap**

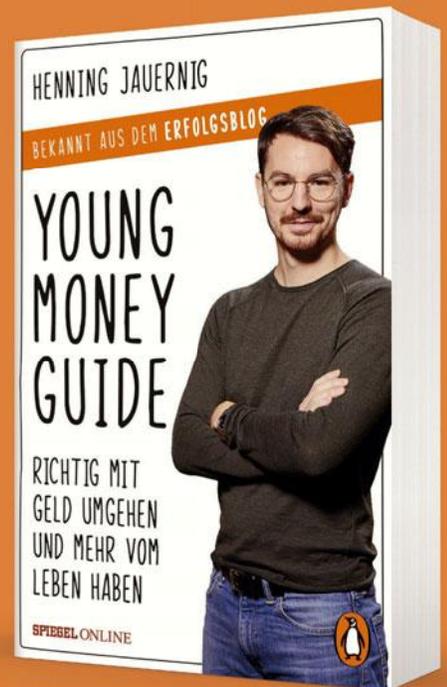
**Becker**

JULIAN BUSCH / DER SPIEGEL

Fast jede Regierung behauptet, den Klimawandel stoppen zu wollen – die entscheidende Frage lautet meist: Wer zahlt für was? Nach dem Fund eines angeblich riesigen Ölfelds im zentralafrikanischen Regenwald einigte sich die Republik Kongo mit mehreren EU-Ländern darauf, dass sie 60 Millionen Euro bekommen werde, wenn sie die Umwelt in der Umgebung des Ölfelds schone. Recherchen von SPIEGEL-Redakteur Sven Becker, -Korrespondent Fritz Schaap, dem

europäischen Rechercheverbund EIC und der NGO Global Witness legen nun aber nahe, dass es den Ölfund so in Wahrheit nicht gegeben hat, schlimmstenfalls existiert das Ölfeld gar nicht. Die Verkündung war wohl eine raffinierte Täuschung, mit der womöglich vor allem die Europäer abgezockt werden sollten. Verwickelt in die Affäre ist auch der Präsident des Landes, Denis Sassou-Nguesso, ein erfahrener Kleptokrat. Die Geschichte des Millionenbluffs beginnt auf **Seite 80**.

# Geld ganz einfach



272 Seiten mit s/w/Abb. | € 10,00 (D) | € 10,00 (A) | CHF 14,50 (empfl. VK-Preis)

Mit Bausparvertrag, Steuererklärung und Altersvorsorge fühlen sich viele überfordert – oder haben einfach keine Lust, sich darum zu kümmern. Der SPIEGEL-Redakteur Henning Jauernig macht endlich Schluss mit dem schlechten Gewissen. In diesem Buch beantwortet er die drängendsten Fragen seiner Leser – und zeigt unter anderem, welches Vermögen auf den wartet, der auf seinen täglichen Coffee to go verzichtet.



**PENGUIN VERLAG**

# Inhalt

74. Jahrgang | Heft 10 | 29. Februar 2020

## Titel

**Krisen** Bedingt abwehrbereit – warum das Coronavirus in Deutschland leichtes Spiel haben könnte ..... 8

Die Angst vor der neuen Lungenseuche schockt die Börsen und bedroht die anfällige Weltwirtschaft ..... 13

## Deutschland

**Leitartikel** Der Staat muss einen würdevollen Suizid möglich machen ..... 6

*Neue Zahlen rechtfertigen Tempolimit / Rechtsextreme BKA-Anwärter / EU verspricht Afrika Milliardengarantien / Der gesunde Menschenverstand / So gesehen: Brennpunkt Apolda* ..... 20

**CDU** Die Partei steht vor einer Richtungsentscheidung ..... 26

**SPIEGEL-Gespräch** mit Chefkandidat Friedrich Merz über seine Fehde mit Angela Merkel ..... 28

**Merz-Gegenspieler** Armin Laschet im SPIEGEL-Gespräch über NRW als Vorbild für den Bund ..... 30

**AfD** Haben die Rechten aus dem Anschlag von Hanau gelernt? ..... 34

**Karrieren** Lars Klingbeil wird zum heimlichen Vorsitzenden der SPD ..... 36

**SPD** SPIEGEL-Gespräch mit Sigmar Gabriel über die Grausamkeiten seiner Partei und seinen Job bei der Deutschen Bank ..... 38

**Sicherheit** Die Schützenlobby verhindert eine Verschärfung des Waffenrechts ..... 42



SHUTTERSTOCK EDITORIAL

## Nett gegen forsch, pragmatisch gegen konservativ

Armin Laschet und Friedrich Merz sind die Favoriten im Kampf um den Parteivorsitz der CDU.

In zwei SPIEGEL-Gesprächen reden sie übereinander, über ihre Pläne für die Partei und den Umgang mit Kanzlerin Angela Merkel. **Seiten 28, 30**



## Volkswagen jagt Tesla

Viereinhalb Jahre nach Dieseltgate will VW das Comeback in den USA schaffen, dem Heimatmarkt des Elektropioniers Tesla. Dabei hilft ein milliardenschweres Ladenetzprojekt, das ursprünglich als Strafe gedacht war. **Seite 64**

**Rechtsterrorismus** Die Bundesanwaltschaft eröffnet ein weiteres Mordverfahren gegen den Verdächtigen im Fall Lübcke ..... 46

**Justiz** Wie die Behörden einer mutmaßlichen rechten Terrorzelle auf die Schliche kamen ..... 47

**Kriminalität** Mit angeblich wertvollen Büchern werden alte Menschen um viel Geld gebracht ..... 48

## Reporter

*Familienalbum / Warum haben wir Spaß an der Angst?* ..... 50

**Eine Meldung und ihre Geschichte** Eine Stadt in Michigan kämpft gegen den Cannabisgeruch ..... 51

**Justiz** SPIEGEL-Gespräch mit Jens Söring, der wegen Doppelmord 33 Jahre im Gefängnis saß ..... 52

**Ortstermin** Warum ein Imbissbesitzer aus Halle Döner verschenkt ..... 61

## Wirtschaft

*Durchsuchungen bei Porsche / Fragwürdige Billigkredite* ... 62

**Autoindustrie** Wie VW in den USA gegen Tesla punkten will ..... 64

**Finanzen** Auf die öffentlichen Haushalte kommen harte Zeiten zu ..... 67

**Innovationen** Der Chef des Europäischen Patentamts, António Campinos, über Erfinder und ihren Schutz ... 68

**Arbeitszeit** Eine skurrile Regelung für Lokführer kostet die Bahn viel Geld ... 70

**Genuss** Wie Ex-Sternekoch Franz Keller den Deutschen gutes und gesundes Essen nahebringt ..... **72**

**Ausland**

*Indiens Premier Modi trägt Mitschuld an den Ausschreitungen im Land / Gewalt in Kolumbiens Nationalparks* ..... **74**

**USA** Kann sich New Yorks Ex-Bürgermeister Mike Bloomberg die Präsidentschaftskandidatur erkaufen? ..... **76**

**Entwicklungshilfe** Der kongolesische Präsident narrete den Westen mit einem vermeintlich riesigen Ölfund ... **80**

**Europa** EU-Unterhändler Michel Barnier über die nächste Runde im Brexit-Tauziehen ..... **83**

**Essay** Konfliktforscher Haid Haid über Syriens Diktator Assad und die Gefahr für Europa ..... **86**

**Israel** Der Politiker Jeremy Saltan will das Land bei der dritten Wahl innerhalb eines Jahres noch weiter nach rechts rücken ..... **88**

**Sport**

*Die Ausreden der Doper / Gut zu wissen: So gefährlich sind Kopfbälle für Kinder* ... **91**

**Fußball** Endspurt im juristischen Streit um das WM-Sommermärchen ..... **92**

**Trends** Wie risikofreudige Tourengerer die Bergwächter in Atem halten ..... **94**

**Wissen**

*Hitzerekordjahr 2020? / Mehr als Blumengießer – über den tieferen Sinn der Nachbarschaft / Analyse: Wie Deutschland es Tabakkonzernen leicht macht, die Kundschaft in die Sucht zu treiben* ..... **98**



MUZZAFAR KASIM / DPA

**Das Crash-Virus**

Seitdem sich das Coronavirus auch außerhalb Chinas ausbreitet, wächst die Angst. Deutschland ist auf eine Pandemie schlecht vorbereitet, auch für die Weltwirtschaft hätte sie verheerende Folgen. Droht eine neue Finanzkrise? **Seiten 8, 13**

**Sternenfeuer im Kleinreaktor**

Es klingt betörend in Zeiten des Klimawandels: saubere Energie durch Kernfusion zu gewinnen. Schon ewig quälen sich Physiker damit herum – vergebens. Nun wollen amerikanische Start-ups der Welt beweisen, dass es möglich ist. **Seite 100**



WILFRIED FEDER / LOOKPHOTOS

**Tödliches Tourenggehen**

Immer mehr Skitouristen meiden in den Bergen präparierte Pisten und begeben sich bei ihren Touren in Gefahr. Regina Poberschnigg, Chefin der Bergrettung in Ehrwald: »Die rennen einfach los, egal wie das Wetter ist. Ein Wahnsinn.« **Seite 94**

**Physik** Mit raffinierten Reaktoren wollen Start-ups sauberen Strom durch Kernfusion erzeugen – haben sie eine Chance? ..... **100**

**Linguistik** Ein Forscher untersucht die Obsession der Rechten mit zwangsoriginellem Schmähvokabular im Internet ..... **106**

**Kultur**

*Ausstellung zur Kulturgeschichte des Bades / Neues Album von Carla Bley* ..... **108**

**Literatur** Der Schriftsteller Ingo Schulze kommt aus dem Osten und hatte großen Erfolg im Westen – nun fragt er sich, ob der Preis dafür vielleicht zu hoch war ..... **110**

**Pop** Der Rapper Prinz Pi ist der erfolgreichste Außenseiter des deutschen Hip-Hops ... **114**

**Geschichte** SPIEGEL-Gespräch mit dem Historiker Brendan Simms über seine ganz andere Hitler-Biografie ..... **116**

**Rassismus** Ta-Nehisi Coates, der als wichtigster Intellektueller des schwarzen Amerika gilt, hat seinen ersten Roman geschrieben ..... **120**

**Theaterkritik** Die österreichische Choreografin Florentina Holzinger hängt Ballett-Tänzerinnen an Haken auf ..... **123**

**Bestseller** ..... **113**  
**SPIEGEL-TV-Programm** ..... **119**  
**Impressum, Leserservice** ... **124**  
**Nachrufe** ..... **125**  
**Personalien** ..... **126**  
**Briefe** ..... **128**  
**Hohlspiegel / Rückspiegel** ... **130**

## Würde bis zum Schluss

**Leitartikel** Das Karlsruher Urteil zur Sterbehilfe ist eine notwendige Zumutung.

**D**as Bundesverfassungsgericht hätte es sich und der Politik leicht machen können. In seinem Urteil zur Sterbehilfe hätte es an Krebspatienten erinnern können, denen ein Tumor aus dem Hals wuchert.

An Lungenkranke, die nachts aus Angst vor dem Erstickungstod wach liegen. An Verzweifelte also, denen der Staat unerträgliches Leid nicht zumuten dürfe.

Doch die Karlsruher Richter beschränkten sich nicht auf das Schicksal Schwerstkranker. Jede Bürgerin und jeder Bürger, so urteilten sie am vergangenen Mittwoch, habe das Recht auf einen selbstbestimmten Tod. Ausdrücklich schlossen sie auch alle Menschen ein, die nicht unheilbar krank sind. Die Richter eröffneten damit einen Freiheitsraum, der so weit ist, dass es an eine Zumutung grenzt. Es ist eine Zumutung, die notwendig war.

Vordergründig scheint das Urteil allen religiösen Wertvorstellungen zu widersprechen: Das Verfassungsgericht macht den Menschen zum Entscheider über das eigene Sterben. Allerdings hat es dieses Recht keiner göttlichen Instanz entzogen. Sondern dem Staat.

Der vorgeschobene Verweis auf das christliche Menschenbild hat die politische Debatte über die Sterbehilfe in Deutschland seit Jahren geprägt. Als der Bundestag das bisherige Gesetz im Jahr 2015 beschloss, argumentierten die Befürworter, der Staat solle jedes Leben schützen – egal welche Qualen es bereithalte. Er müsse gebrechliche oder schwer kranke Menschen vor gesellschaftlichem oder familiärem Druck bewahren, ihr Leben vorschnell zu beenden. Ein bedenkenswertes Argument. Allerdings setzte sich die Politik damit faktisch über den freien Willen aufgeklärter Menschen hinweg.

Selbst liberalere Kräfte erinnerten damals an die Prinzipien der Bibel. So trat der inzwischen verstorbene CDU-Politiker Peter Hintze dafür ein, dass es Ärzten erlaubt sein müsse, unheilbar Kranken aus ihrer Not zu helfen. Der Theologe verstand das als Akt der Nächstenliebe.

Nun mahnten die Karlsruher Richter, dass religiöse oder kulturelle Prägungen – so lauter ihre Anliegen auch sein mögen – in dieser Debatte keine Rolle spielen dürfen. Jeder Mensch müsse frei entscheiden können, wann und wie er sterben will. Das gebiete seine Würde. Der Staat dürfe dieses Grundrecht nicht entleeren. Es brauchte diese Deutlichkeit, um ein missratenes Gesetz zu kippen.

Vor mehr als vier Jahren hatte der Bundestag die »geschäftsmäßige«, also wiederholte Förderung des Suizids unter Strafe gestellt. Er wollte damit umstrittene Vereine verbieten, die gegen einen Mitgliedsbeitrag versprechen, notfalls einen todbringenden Giftbecher bereitzustellen.

Allerdings vergrößerte das Gesetz die Verwirrung, die es bei der Sterbehilfe in Deutschland ohnehin schon gab. Mediziner waren verunsichert, ob sie sich schon strafbar machen, wenn sie mit Verzweifelten über Suizidwünsche reden. Zehn regionale Ärztekammern drohen ihren Mitgliedern bis heute mit dem Entzug der Approbation, sollten sie bei einem Suizid assistieren, sieben andere

tun das nicht. Schwerstkranke, die sich in ihrer Not selbst ein todbringendes Medikament beschaffen wollen, scheitern, weil ihnen die zuständige Bundesbehörde die Erlaubnis verweigert.

Es blieb ihnen in letzter Konsequenz nur, sich vor den Zug zu werfen. Der Staat hatte alle anderen Auswege versperrt.

Das Verfassungsgericht hat die Uhr jetzt wieder zurückgestellt. Es ist an der Zeit für eine neue gesellschaftliche Debatte darüber, wie wir sterben wollen und welche Hilfe wir dabei erwarten dürfen. Das Urteil gibt dazu den Anstoß, ganz ausdrücklich.

Bis es eine Neuregelung gibt, können die Sterbehilfevereine wieder ihrer Arbeit nachgehen. Anbieter dürften damit sogar

Geld verdienen, was kaum erträglich ist. Deshalb ist die Politik erneut gefragt. Sie darf die Suizidbeihilfe regulieren, sie darf bedenkliche Formen verbieten, auch dafür bietet das Urteil Raum. Sie darf alles versuchen, Menschen vom Weiterleben zu überzeugen. Sie darf den Suizid nur nicht unmöglich machen.

Gefordert ist ein sensibles Regelwerk, in dem die Assistenz zum Suizid nur die letzte aller Lösungen sein kann. Selbstbestimmtheit bedeutet, dass es Alternativen gibt, aus denen gewählt werden kann. Dass Palliativmedizin und Hospize weiter ausgebaut werden, die sich in Deutschland erst viel zu spät entwickelt haben. Dass Betroffene aufgeklärt werden, ob sie Aussicht auf Therapien haben. Dass sie beraten werden, wie ihre Seele Hilfe findet – und genau an dieser Stelle wäre manchmal auch der Beistand der Kirchen sinnvoll. Doch dass die Menschen am Ende, wenn es keinen Ausweg gibt, auf letzte Hilfe hoffen dürfen.

Cornelia Schmergal



FRANZ ROTH



**RENAULT**  
Passion for life

# Jetzt 5.000 € Neu-für-Alt-Prämie<sup>1</sup> sichern

## Beim Kauf eines neuen Renault KADJAR



**Bis zu 10.000 € Neu-für-Alt-Prämie<sup>1</sup> für Ihren  
Gebrauchten beim Kauf eines neuen Renault**

**5 Jahre  
Garantie<sup>2</sup>**

**Renault Kadjar: Gesamtverbrauch kombiniert (l/100 km): 5,9–4,3; CO<sub>2</sub>-Emissionen kombiniert: 136–112 g/km. Energieeffizienzklasse: C–A (Werte nach Messverfahren VO [EG] 715/2007).**

<sup>1</sup> Restwert des Altfahrzeugs und zusätzlich 10.000 € Neu-für-Alt-Prämie bei Kauf eines Renault Koleos, Talisman, Talisman Grandtour und Espace, 5.000 € bei Kauf eines Renault Kadjar, Scénic, Grand Scénic, Mégane, Mégane Grandtour, Master Pkw und Trafic Pkw, 4.000 € bei Kauf eines Renault Kangoo Pkw, 3.000 € bei Kauf eines Renault Clio, Clio Grandtour und Captur, 2.500 € bei Kauf eines Renault Twingo. Ausgeschlossen sind alle Mégane R.S. Varianten. Das Altfahrzeug muss mindestens 3 Monate auf den Käufer des Neufahrzeugs zugelassen sein. Nicht kombinierbar mit anderen Aktionen/Angeboten. Ein Angebot für Privatkunden, gültig bei Kaufantrag bis 30.04.2020 und Zulassung bis 30.06.2020. <sup>2</sup> 2 Jahre Renault Neuwagengarantie und 3 Jahre Renault Plus Garantie (Anschlussgarantie nach der Neuwagengarantie) für 60 Monate bzw. 100.000 km ab Erstzulassung gem. Vertragsbedingungen. Abb. zeigt Renault Kadjar BOSE Edition mit Sonderausstattung. Renault Deutschland AG, Postfach, 50319 Brühl.

# »Wir sind nicht vorbereitet«

**Krisen** Das neuartige Coronavirus dringt in Deutschland vor, und die Frage ist nur noch: Wie schlimm wird die Epidemie? Experten warnen, dass sie Ärzte, Ämter und Kliniken überfordern könnte.

**D**er Karneval in Gangelt-Langbroich ist eine große Sache; Bernd B. bereitet sich seit dem vergangenen Sommer auf die tolen Tage in seiner niederrheinischen Heimat vor. Der 47-Jährige, der im Nachbarort gemeinsam mit seinem Bruder seit 1999 eine Immobilienfirma mit sechs Mitarbeitern führt, tanzt im Männerballett des örtlichen Karnevalsvereins Langbröcker Dicke Flaa.

Am 15. Februar, einem Samstag, besucht er die traditionelle Kappensitzung in der Langbroicher Bürgerhalle. Die rund 300 Narren feiern bis in den späten Abend. Zu diesem Zeitpunkt trägt Bernd B. das hoch ansteckende Coronavirus Sars-CoV-2 vermutlich bereits in sich.

Gut eine Woche später verschlechtert sich sein Zustand dramatisch. Am Rosenmontag fährt er mit seiner Frau ins knapp 30 Kilometer entfernte Hermann-Josef-Krankenhaus von Erkelenz. Gegen 11.15 Uhr betreten die beiden die Klinik. B. ist kaum noch ansprechbar. Er kommt auf die Intensivstation, wird isoliert. Die Ärzte vermuten Influenza. Doch das Testergebnis ist negativ.

In der Nacht geht es weiter bergab mit B.s Befinden, er muss künstlich beatmet werden. Nun wird den Ärzten klar: Die Symptome deuten auf das neuartige Coronavirus hin – obwohl B. in den vergangenen Wochen nach allem, was man bislang weiß, weder in China oder Südkorea war, noch in Italien oder Iran. Die Ärzte entnehmen Sekret aus der Lunge, am Fastnachtstag gegen Mittag bringt ein Rettungswagen die Probe mit Blaulicht ins

Labor der Düsseldorfer Uniklinik. Um 17 Uhr meldet der zuständige Virologe per Telefon den Kollegen in Erkelenz den positiven Befund.

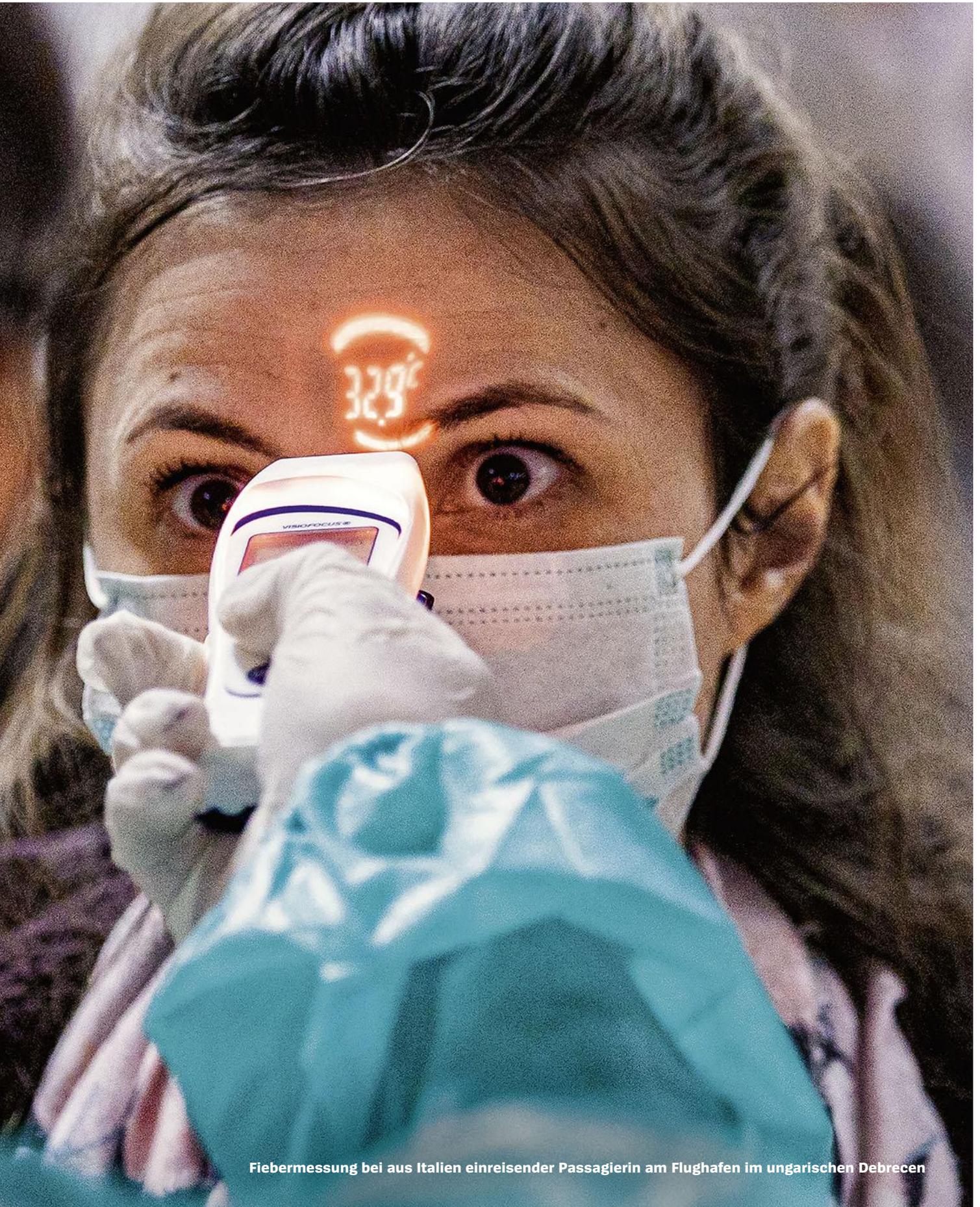
Um 0.30 Uhr in der Nacht auf Aschermittwoch wird B. auf eine Isolierstation der Düsseldorfer Uniklinik verlegt und an eine künstliche Lunge angeschlossen. Sein Zustand ist kritisch, er kämpft um sein Leben. Mit ihm wird auch seine Frau verlegt. Ihr Test war zunächst negativ ausgefallen, erst bei einer zweiten Probe am Mittwoch wird auch bei ihr das Virus nachgewiesen.

Die beiden sind die ersten Coronavirus-Patienten in Nordrhein-Westfalen.

Fast gleichzeitig tauchten auch in Baden-Württemberg Fälle auf: Ein 25-Jähriger aus dem Kreis Göppingen, der nach Mailand gereist war, hatte sich infiziert, ebenso seine 24-jährige Begleiterin aus Tübingen. Die wiederum steckte ihren 60-jährigen Vater an, Oberarzt in der Pathologie am Tübinger Universitätsklinikum.

Weil der Pathologe an einem Oberärztee-treffen teilgenommen hatte, teilte das Klinikum mit, habe man ein Dutzend Mediziner getestet und aus der Kranken-versorgung herausgenommen.

Am Mittwoch wurde das Virus bei einem 32-jährigen Mann aus dem Kreis Rottweil nachgewiesen. Der Mann war zuvor ins italienische Codogno gereist. Am Donnerstagnachmittag ergab ein Test, dass ein Mann Anfang dreißig aus Kaiserslautern an Covid-19 erkrankt ist. Am Donnerstagabend wurden vier weitere Fälle in Baden-Württemberg und je einer in Bayern, Hessen und Hamburg bekannt – bei letzterem handelt es sich um einen Mitarbeiter



Fiebermessung bei aus Italien einreisender Passagierin am Flughafen im ungarischen Debrecen

des Universitätskrankenhauses im Stadtteil Eppendorf.

Keine Frage: Covid-19, wie die vom Sars-CoV-2 verursachte Erkrankung heißt, ist in Deutschland angekommen. Wir befänden uns hierzulande »am Beginn einer Corona-Epidemie«, sagte Bundesgesundheitsminister Jens Spahn nach wochenlangem Abwiegen. Es sei »fraglich, ob unsere bisherige Strategie, das Virus einzugrenzen und Infektionsketten zu beenden, auch weiterhin aufgeht«.

Im Gesundheitsministerium ist von einer »dynamischen Lage« die Rede, die sich stündlich ändere. Noch am Mittwoch brief Spahn eine Telefonkonferenz mit allen Gesundheitsministern der Länder ein und bat sie, ihre Pandemiepläne zu aktualisieren. Mitarbeiter des Robert Koch-Instituts (RKI) schrieben derweil laut Sprecherin Susanne Glasmacher mit Hochdruck an einem neuen »Rahmenkonzept«, das sich anders als der Nationale Pandemieplan nicht auf Influenzaerreger, sondern auf das neuartige Coronavirus bezieht.

Während in China die Zahl der Neuinfektionen zurückgeht, breitet sich der Erreger inzwischen in Südkorea, Iran und Italien aus und zieht von dort in die Welt. Irak, Afghanistan, Bahrain, Oman, Georgien, Norwegen, Griechenland, Rumänien, Brasilien, Österreich und die Schweiz, sie alle meldeten in den vergangenen Tagen ihre ersten Fälle.

In den USA hatte Nancy Messonnier, Direktorin des National Center for Immunization and Respiratory Diseases, der Seuchenbehörde, am Dienstag eine klare Botschaft für ihre Landsleute. Die Frage sei nicht, ob sich das Coronavirus in den USA ausbreiten werde, sagte sie, sondern wann – und wie viele Amerikaner dann schwer erkranken würden: »Unser tägliches Leben könnte massiv eingeschränkt werden.«

Zwar versuchen die Behörden weltweit immer noch, die Ausbreitung des Virus so gut es geht zu bremsen, Experten hoffen, den neuartigen Erreger wenigstens so lange in Schach halten zu können, bis die Influenzasaison zu Ende ist, damit sich nicht auch noch zwei Seuchenwellen überlagern. Aber inzwischen dürfte klar sein: Nun gilt es ebenso dringend, sich auf die medizinische Versorgung Tausender, vielleicht Hunderttausender Infizierter allein in Deutschland vorzubereiten.

Was in den vergangenen Tagen an einigen Orten passierte, kann als Testlauf verstanden werden für das, was in den kommenden Wochen auf Ärzte, Krankenhäuser, Gesundheitsämter, Ministerien und jeden Bürger zukommen wird. Ist Deutschland wirklich so gut vorbereitet, wie Gesundheitsminister Spahn seit Wochen behauptet? Reicht die »aufmerksame Gelassenheit«, die er zu Beginn empfahl, wirklich aus, um die Krise zu bewältigen?

Ist Deutschland gerüstet gegen ein Virus, das einen Schaden anrichten könne, der »weit über die Folgen eines reinen Gesundheitsnotstands hinausgeht«, wie Jeremy Farrar analysiert, Direktor des Wellcome Trust, einer der weltgrößten Gesundheitsstiftungen? Er glaubt, das Virus könne eine Kettenreaktion auslösen mit dem »Potenzial der Finanzkrise von 2008« (siehe Seite 13).

Am Mittwochnachmittag sitzt der Erkelenzer Pflegedirektor Stephan Demus in der leeren Kantine seines Krankenhauses. Geschlafen hat er kaum in der Nacht zuvor. Immer noch sind entscheidende Fragen ungeklärt: Mit wem hatten Bernd B. und seine Frau Kontakt? Und wo haben sie sich angesteckt?

Ihre beiden Kinder und die Großmutter stehen unter häuslicher Quarantäne. Ein Bürgertelefon wird eingerichtet. Mehrere Mitarbeiter des Erkelenzer Krankenhauses, die mit B. in Kontakt gekommen waren, müssen in häusliche Isolierung und sollen dort nun Tagebuch über ihren Gesundheitszustand führen.

Am Mittwoch tauchen zahlreiche Menschen in der Klinik auf, die sich ganz ohne Symptome auf das Virus testen lassen wollen. Die Telefone am Empfang und in den Büros klingeln durchgehend. »Wir wurden mit Anfragen überflutet. Es ist ein Wahnsinn«, sagt Demus.

Die nächste Schreckensnachricht: Die Frau von Bernd B. arbeitet als Erzieherin in einer Kita. Behörden ordneten umgehend an, bis Montag alle Schulen und Kindertagesstätten im Kreis zu schließen. »Wir können nicht garantieren, dass wir

die Infektionsketten gekappt kriegen«, gab NRW-Gesundheitsminister Karl-Josef Laumann (CDU) am Mittwoch bei einer Pressekonferenz zu.

Auch in Köln ist man alarmiert. Zweimal seit Mitte des Monats, am 13. und am 19. Februar, war Bernd B. für ambulante Untersuchungen, eine Magenspiegelung und einen Ultraschall, im Kölner Universitätsklinikum. Noch am Dienstagabend trifft sich deshalb Johannes Nießen, der Leiter des Kölner Gesundheitsamts, mit Ärzten der Kölner Uniklinik und weiteren Experten zu einer Krisensitzung, die bis tief in die Nacht dauern wird.

B. hatte während seiner Untersuchungen Kontakt zu zehn Mitarbeitern der Klinik sowie zu 31 Patienten; das lässt sich dem Terminkalender im Klinikcomputer entnehmen. Noch in der Nacht rufen Nießen und sein Stellvertreter die zehn Klinikmitarbeiter an und bitten sie, am nächsten Tag zu Hause zu bleiben. Einer hält das zunächst für einen Karnevalsscherz.

Alle Patienten zu erreichen wird länger dauern. »Einer«, sagt Nießen, »ist inzwischen in Tripolis.«

Bis Donnerstagabend waren zwar alle Tests in Köln negativ. Dennoch: Längst hat sich das Virus verbreitet, spätestens wohl aus der Karnevalssitzung heraus. So sind inzwischen eine Mitarbeiterin aus Bernd B.s Immobilienfirma und ihr Lebensgefährte positiv auf das Coronavirus getestet worden. Auch ein Stabsoldat der Flugbereitschaft aus der Bundeswehrkaserne in Köln-Wahn wurde isoliert und in ein Truppenkrankenhaus nach Koblenz gebracht. Er hatte mit Bernd B. in Gangelt-Langbroich gefeiert. Das Virus ließ sich bei einem Arzt aus Mönchengladbach nachweisen; er war ebenfalls bei der Kappensitzung dabei. Und schließlich wurden am Donnerstagabend 14 weitere Covid-19-Fälle aus dem Kreis Heinsberg gemeldet.

Doch wenn schon nach wenigen Tagen in Deutschland Ärzte infiziert, viele Krankenhausmitarbeiter isoliert, die Infektionsketten kaum noch nachvollziehbar und alle Verantwortlichen erschöpft sind, was soll dann erst passieren, wenn in den nächsten Wochen vielleicht Tausende Infizierte in den Wartezimmern sitzen?

Dass Horrorvisionen, wie sie in Filmen wie »Outbreak« oder »Contagion« gezeigt werden, ins Reich der Fantasie gehören, darin sind sich alle Experten einig. Dafür ist die Tödlichkeitsrate von Covid-19, die derzeit groben Schätzungen zufolge zwischen etwa 0,2 und 2,5 Prozent liegt, zu niedrig. Andererseits wäre eine Letalität von 0,2 Prozent doppelt so hoch wie bei einer durchschnittlichen saisonalen Grippe – und die tötet jedes Jahr Hunderte bis Tausende Menschen in Deutschland.

Mit einer Tödlichkeitsrate von 0,7 Prozent, wie sie die WHO in China für die



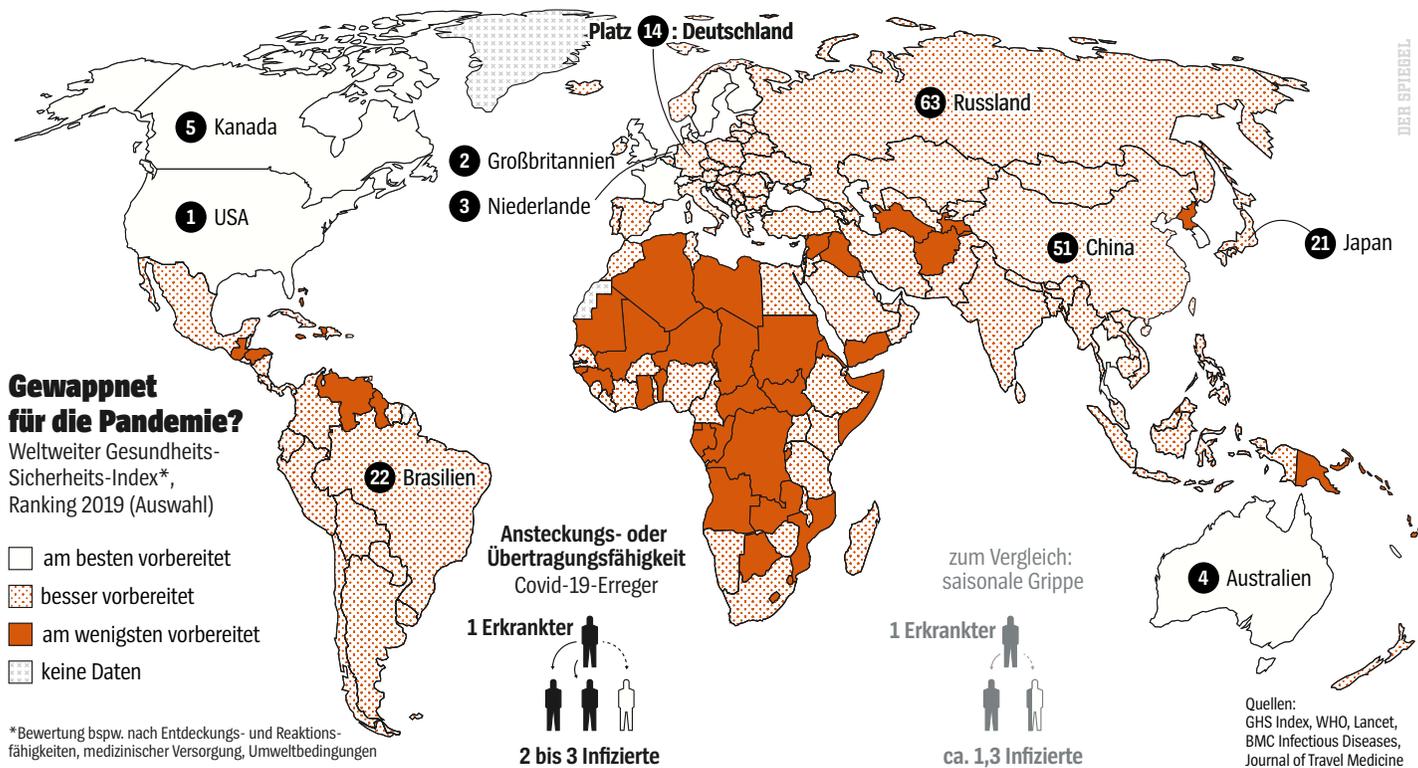
US-Epidemiologin Nuzzo

MATT ROTH / DER SPIEGEL

**37 %**

aller Krankenhäuser in Deutschland mussten aus Personalmangel im ersten Halbjahr 2019 Intensivbetten sperren.

Quelle: DKI



Regionen außerhalb von Hubei ermittelt hat, wäre sie sogar siebenmal so hoch.

»Jedes Virus, das wie der Covid-19-Erreger leicht übertragbar ist, die Lunge befällt und zum Tod führen kann, muss man ernst nehmen«, sagt Florian Klein, Direktor des Instituts für Virologie an der Kölner Uniklinik. »Vor allem, wenn es wie Sars-CoV-2 auf eine nicht immune Bevölkerung trifft.« Und Heiko Schneitler, langjähriger Leiter des Düsseldorfer Gesundheitsamts, mahnt: »Wir wissen noch immer nicht genau, warum das neuartige Coronavirus welche Menschen tötet.«

Sich auf die Ausbreitung eines solchen völlig neuartigen Erregers gut vorzubereiten, so Schneitler, schaffe man nicht in zwei Wochen oder zwei Monaten. »Dafür braucht man eher 20 Jahre.«

Doch ausgerechnet Deutschland, das für Gesundheit pro Kopf so viel ausgibt wie kaum ein anderes Land in Europa, schneidet bei der Pandemie-Vorbereitung allenfalls mittelmäßig ab. Beim Global Health Security Index etwa stuften internationale Experten Deutschland unter 195 Ländern lediglich auf Platz 14 ein, in der Kategorie »Notfallvorsorge und Gefahrenabwehr« sogar auf den wenig schmeichelhaften Platz 67.

»Wir sind überhaupt nicht vorbereitet«, sagt Michael Kochen, langjähriger Präsident der Deutschen Gesellschaft für Allgemeinmedizin und Familienmedizin (Degam). »Wo sind die Plakate an Bushaltestellen, U-Bahnhöfen und Litfaßsäulen, dass man sich regelmäßig die Hände wa-

schen und in ein Taschentuch oder in den Ärmel husten soll? Warum ist die Website des Robert Koch-Instituts so unübersichtlich, dass man die wichtigen Informationen kaum finden kann?«

Wenn es ein Land gibt, das dem neuartigen Virus Einhalt gebieten kann, dann ist das wahrscheinlich Singapur. Das Mount Elizabeth Hospital im Novena-Viertel sieht eher aus wie ein Fünfsternehotel denn wie ein Krankenhaus: Teure Autos stauen sich auf der großen Rampe, die schwungvoll zum opulenten Eingang hinaufführt, die Patienten müssen sich registrieren und ihre Temperatur messen lassen, bevor sie Zugang erhalten.

Im siebten Stock residiert Leong Hoe Nam, 49, einer der führenden Virologen des asiatischen Stadtstaats. Leong hat 2003 Sars überstanden. »Aber diesmal«, sagt er, »haben wir es mit einer viel größeren Herausforderung zu tun. Dieses Virus muss ganz anders gemanagt werden.«

Man könne den Kampf gegen den neuen Erreger mit einer Seeschlacht vergleichen: »Die großen Krankenhäuser sind in dieser Schlacht unsere Flugzeugträger. Sie haben das höchste strategische Gewicht und müssen geschützt und abgeschirmt werden von den Gesundheitsämtern und niedergelassenen Ärzten.«

So ungefähr könnte es auch in Deutschland laufen, wenn die Zahl der Infizierten steigt – theoretisch. Erste Anlaufstelle für die meisten Patienten wären entsprechend nicht die Kliniken, die sich allein um die wirklich schweren Fälle kümmern sollen,

sondern – nach telefonischer Vorankündigung – die Hausärzte. Sie sollen, geschützt mit Atemmaske und Schutzkleidung, die Proben für den Virustest entnehmen und die Patienten dann je nach Schwere der Symptome ins Krankenhaus oder in die Isolation nach Hause schicken. So etwa steht es jetzt schon in der Coronavirus-Information der Degam.

Doch viele niedergelassene Ärzte fühlen sich von Behörden und Politik alleingelassen. »Und Bundesgesundheitsminister Jens Spahn meint allen Ernstes, Deutschland sei gut auf eine Pandemie vorbereitet«, sagt ein Berliner Herzmediziner. Außer den Infos im Internet gebe es keine Memos oder Anschreiben der Gesundheitsbehörden an die niedergelassenen Ärzte. »Wir stehen komplett im Dunkeln.«

Vor allem, dass es viel zu wenig Atemschutzmasken der Schutzstufe FFP-3 und Schutzanzüge gibt, macht den Ärzten große Sorgen. »Die Vorbereitungen sind aus meiner Sicht alles andere als optimal«, sagt Frank Unger, Allgemeinmediziner im Berliner Stadtteil Marzahn. »Ich finde, dass jede Praxis eine Art Carepaket mit 20 bis 100 Schutzmasken und Schutzanzügen bekommen sollte«, sagt Unger. »Aber davon kann keine Rede sein. Wenn wir nicht selbst aktiv geworden wären, hätten wir jetzt gar nichts.«

Tatsächlich sind Masken und Schutzanzüge, die zum großen Teil in China produziert werden, hierzulande kaum noch zu bekommen.

Die gebürtige Chinesin Ming Gutsche vertreibt mit ihrer Firma in Rastatt Schutz-

kleidung und Atemmasken, ihre 21 Mitarbeiter können die Bestellungen kaum noch bewältigen. Ende Januar standen sogar ein paar Glücksritter mit Kleintransportern auf dem Firmenparkplatz und wollten ihr die Bestände en gros abnehmen. Gutsche drohte mit der Polizei, sie wolle keine »Krisenkäufer«, sagt sie.

Das, was sie noch auf Lager hat, geht nun über ein Quotensystem an Stammkunden wie Krankenhäuser, Feuerwehren oder Pharmakonzerne. Doch auch Gutsche Bestände schrumpfen.

Der Lieferengpass ist im Bundesgesundheitsministerium bekannt. Die wenigen Fertigungsstätten in Europa, so hält es das Protokoll einer Videokonferenz von Ministeriellen mit Branchenvertretern fest, könnten die chinesische Produktion »nicht annähernd kompensieren«.

Ein langjähriger Lieferant Gutsche sitzt bei Wuhan und produziert in Sonderschichten durchgehend von 7 bis 22 Uhr. »Aber seit dem Neujahrsfest dort dürfen die Fabriken uns nicht mehr beliefern«, sagt Gutsche. »Die Produkte sind alle beschlagnahmt.«

Auch Länder wie Taiwan oder Korea hätten wohl bereits Exportverbote für Schutzkleidung verhängt, hält das Protokoll aus dem Gesundheitsministerium fest. Und beim verfügbaren Rest steigen die Preise: Bei Amazon, sagt ein Sprecher der Deutschen Krankenhausesgesellschaft, verlange manch Händler für ein Paket mit 50 einfachen Schutzmasken, das vorher für 3,95 Euro zu haben war, inzwischen 150 Euro.

Michael Koch hat noch ein paar Atemschutzmasken bei sich zu Hause im Keller liegen. Er sitzt an der Quelle, ist Produktmanager bei Medika Medizintechnik, einem Großhändler für Medizinprodukte. Doch seine Quelle werde schon bald versiegen, sagt Koch. »90 Prozent aller Artikel wie Masken, Schutzkleidung, Tupfer oder Verbände kommen aus China. Viele davon sogar direkt aus der Provinz Hubei.«

Der fehlende Nachschub könnte sich zu einem gefährlichen Problem auswachsen. Denn ohne ausreichende Schutzkleidung werden sich Ärzte und Pflegekräfte mit dem Coronavirus anstecken. Wer soll sich dann um die Patienten kümmern? In Krankenhäusern, die ohnehin schon unter Personalnot leiden?

Deshalb steht das Thema Schutzkleidung fürs medizinische Personal ganz oben auf der Tagesordnung des Krisenstabs der Bundesregierung. »Wir tun gerade alles, um noch einmal zu schauen, was wir in Deutschland an Lagerbeständen haben«, sagt Spahn, »und vor allem auch rechtlich sicherzustellen, notfalls auch durch Beschlagnahmung oder Exportverbot, dass jetzt nichts mehr das Land verlässt.«

## Gegen das Virus

Wie sich **Gesunde vor dem neuartigen Coronavirus** schützen können



### Hände waschen

Die Hände regelmäßig und gründlich mit Wasser sowie Seife oder Desinfektionsmittel reinigen



### Schleimhäute schützen

Mund, Nase und Augen nicht mit den Händen berühren



### Körperkontakte vermeiden

Auf unnötigen Körperkontakt wie Handschläge und Umarmungen verzichten



### Abstand halten

Engen Kontakt zu Personen, die Grippe-symptome zeigen, vermeiden

Wie **Infizierte ihr Umfeld schützen** können



### Gegenstände reinigen

Häufig berührte Gegenstände wie Tastaturen und Türklinken reinigen, Küchen und Bad sauber halten



### Verdeckt husten und niesen

Beim Niesen und Husten Taschentuch benutzen oder Mund und Nase mit Ellenbeuge bedecken



### Zu Hause bleiben

Nicht zur Arbeit, Schule oder auf Veranstaltungen gehen, keine öffentlichen Verkehrsmittel benutzen



### Separate Räume nutzen

Kontakt zu Haushaltsmitgliedern meiden, sich nicht im selben Raum aufhalten



### Mundschutz tragen

Bei allen unvermeidlichen Kontakten wie Arztbesuchen Mund-Nasen-Schutz tragen

DER SPIEGEL

Blieben die Coronavirus-Infektionen regional begrenzt, könnten Kliniken Personal zwischen den Bundesländern verschieben. Aber: »Wenn wir bundesweit mehrere Hunderttausend Patienten zusätzlich versorgen müssten, gäbe es kein Gesundheitssystem der Welt, das damit kein Problem bekommen würde«, sagt Susanne Johna, Chefin der Ärztegewerkschaft Marburger Bund und Pandemiebeauftragte der Bundesärztekammer. Andererseits habe man »mit dem jetzt vorhandenen Personal auch die große Influenzawelle vor zwei Jahren gestemmt«, sagt Johna, Internistin am St.-Josef-Hospital Rheingau in Rudesheim am Rhein. Allerdings sei das Gesundheitssystem da an Grenzen gekommen.

Viele Patienten könnten sich indes in den Wartezimmern anstecken, wenn sie

dort mit noch unerkannten Sars-CoV-2-Infizierten sitzen. Andreas von Thüna, internistischer Hausarzt aus Brühl, macht deshalb lieber Hausbesuche bei Verdachtsfällen. Dies sei, glauben viele Experten, der richtige Weg. Doch systematisch organisiert wird das in Deutschland bislang nicht.

In Großbritannien läuft hingegen seit Ende Januar ein Pilotprojekt, bei dem Menschen mit Infektionsverdacht zu Hause getestet werden. Ärzte in einem Londoner Krankenhaus kamen auf die Idee, nachdem sie gesehen hatten, dass Krankenhäuser bringen, nach jedem Transport stundenlang dekontaminiert werden mussten.

Nun fahren die Virentester zu den Leuten nach Hause. Die Schutzkleidung wird nach jedem Besuch entsorgt. In Wales konnte inzwischen fast 95 Prozent aller Verdachtspatienten eine Testung zu Hause angeboten werden.

Im Global Health Security Index liegt Großbritannien auf dem ersten Platz in Europa und auf dem zweiten Platz weltweit. Das dortige Gesundheitsministerium hat längst auf Covid-19 reagiert und detaillierte Anweisungen für Hausärzte, Labors und das medizinische Personal online gestellt.

Hierzulande leiden die Gesundheitsämter unter drastischem Personalmangel. »In Köln sind wir gut aufgestellt«, sagt der Kölner Gesundheitsamtschef Nießen, »aber vielerorts verdient ein erfahrener Arzt im Durchschnitt etwa 1500 Euro brutto weniger als im Krankenhaus.«

Vor allem: Schon ohne Krisenlagen stoße der Gesundheitsdienst in den Bundesländern an die Grenzen seiner Belastbarkeit, sagt Ute Teichert, Vorsitzende beim Bundesverband der Ärztinnen und Ärzte des Öffentlichen Gesundheitsdienstes.

Da ist es wenig tröstlich, dass selbst die USA, die im Global Health Security Index auf Platz eins liegen, ihre Schwierigkeiten mit der Bewältigung der Krise haben. Sie haben Probleme mit ihrem Virustest.

Jennifer Nuzzo, Epidemiologin am Center for Health Security der Johns Hopkins University in Baltimore, eine der Verfasserinnen des weltweiten Index, ist schwer zu erreichen in diesen Tagen. Als sie sich am Mittwoch endlich kurz Zeit für den SPIEGEL nimmt, ist es ihr wichtig, vor allem eines klarzustellen: »Unserer Meinung nach ist kein Land der Welt auf diese Seuche richtig vorbereitet.«

Jörg Blech, Kristina Gnirke, Hubert Gude, Veronika Hackenbroch, Nils Klawitter, Martin U. Müller, Christian Parth, Cornelia Schmergal, Christoph Schult, Samiha Shafy, Julia Smirnova, Frank Thadeusz, Bernhard Zand

# Der Corona-Schock

**Globalisierung** Die Angst vor einer Pandemie hat die Finanzmärkte infiziert, weltweit fallen die Aktienkurse. Die Börsianer realisieren, dass das Covid-19-Virus die Weltwirtschaft empfindlich treffen wird. Kommt es zum Crash?

**J**im Reid ist Staranalyst der Deutschen Bank in London und setzt sich täglich mit den ökonomischen Folgen der Corona-Epidemie auseinander. Am Dienstag zog er persönliche Konsequenzen aus seinen Erkenntnissen. Seine Frau und er hätten in der Nacht beschlossen, am Wochenende ihre Vorratskammern und Kühlschränke mit Extraeinkäufen vollzustopfen, er wolle vorsorgen für den Fall, dass sich die Lage verschlechtere, schrieb er am Mittwoch in seinem täglichen »Early Morning Reid«.

Er halte sich und seine Frau für rationale Menschen, so Reid weiter. Aber er rechne

damit, dass sich das Virus im Westen ausbreiten werde, mindestens in Europa, höchstwahrscheinlich aber auch in den USA – »und dass dann in den nächsten Wochen einige ziemlich extreme Sachen passieren werden«. Das Virus werde auch erhebliche ökonomische Schäden verursachen.

Noch vor Kurzem wären solche Aussagen an den Finanzmärkten kaum zur Kenntnis genommen worden. Die Börsianer zumindest im Westen hatten die Nachrichten über das tödliche Virus wochenlang ausgeblendet. Die Aktienkurse in New York und Frankfurt am Main erreich-

ten, angetrieben vom billigen Geld der Notenbanken, neue Rekordhöhen.

China und die Lungenkrankheit Covid-19 schienen weit weg, die ökonomischen Folgen für die Weltkonjunktur beherrschbar. So war es ja auch bei früheren Seuchen gewesen, bei Sars oder der Schweinegrippe. Sie hatten die Welt in Aufregung versetzt und waren nach wenigen Monaten weitgehend vergessen.

Am Montag vergangener Woche schienen den Anlegern zum ersten Mal zu dämmern, dass es beim Coronavirus anders sein könnte. Da meldete Apple, einer der wertvollsten Konzerne der Welt und Lieb-



**Lange glaubten die Anleger**, die Party mit ewig steigenden Kursen könnte auch in Zeiten des Coronavirus weitergehen. Das war ein Irrtum. Seit klar ist, dass sich das Virus auch außerhalb Chinas schnell ausbreitet, hat sich die Stimmung an den Finanzmärkten gedreht. Die Kurse reagieren deutlich – und das könnte erst der Anfang sein.

ling der Anleger, dass es die prognostizierten Umsätze vermutlich nicht erreichen werde. Apple lässt seinen Hauptumsatzbringer, das iPhone, wie andere Produkte auch von Foxconn in China fertigen. Und dort stockt die Produktion, obwohl die Fabrik wieder geöffnet ist. Viele Wanderarbeiter sind noch immer nicht an ihren Arbeitsplatz zurückgekehrt.

Apples Gewinnwarnung löste einen ersten Börsenschock aus. Die Meldung hatte deutlich gemacht, wie abhängig selbst die größten Konzerne von Chinas Fabriken sind.

Dann tauchten immer mehr Fälle von Infizierten außerhalb Chinas auf, in Südkorea, in Italien, auf Teneriffa und auch in Deutschland. Und wie über Nacht war es mit der Illusion vorbei, das Virus sei ein regionales Problem. Die Gefahr einer Pandemie erschien plötzlich real. Eine solche globale Seuche würde die westlichen Volkswirtschaften direkt treffen, weit über die Verbindungen zu China hinaus. Fabriken würden auch in Europa stillstehen, Schulen würden geschlossen, die Bürger würden Menschenansammlungen meiden, das öffentliche Leben käme weitgehend zum Erliegen.

Angst breitete sich an den Börsen aus, der deutsche Aktienindex Dax brach am Montag und Dienstag um 5,8 Prozent ein, der amerikanische Dow-Jones-Index um 6,6 Prozent. Und der Kursverfall setzte sich am Donnerstag fort, nachdem weitere Konzerne wie Microsoft ihre Erwartungen zurückschrauben mussten. Und nachdem Bundesgesundheitsminister Jens Spahn (CDU) offiziell vom »Beginn einer Epidemie« in Deutschland gesprochen hatte.

»Diese Krise ist viel tief greifender für China und den Rest der Welt, als die Investoren geglaubt haben«, sagt der US-Ökonom Nouriel Roubini. Mit drastischen Folgen für die Finanzmärkte: Er glaubt, dass die globalen Aktienmärkte »in diesem Jahr um 30 bis 40 Prozent fallen«.

Noch bewegen sich die Kursrückgänge im Rahmen einer normalen, wenn auch heftigen Korrektur, wie sie an den Börsen

immer mal wieder vorkommt. Noch kann von einem Crash keine Rede sein. Aber die zunehmende Unsicherheit ist gefährlich.

Angst schlägt an der Börse schnell in Panik um, und dann finden die Kurse keinen Halt mehr – so wie im September 2008, als die Pleite der amerikanischen Investmentbank Lehman Brothers einen Crash auslöste, es folgte die Finanz- und anschließend eine schwere Wirtschaftskrise.

Gibt es jetzt wieder einen solchen Lehman-Moment? Ist das Coronavirus der berühmte Schwarze Schwan, der dem langjährigen Börsenboom ein jähes Ende setzt?

»Der Schwarze Schwan«: So hieß ein Buch, das kurz vor der Finanzkrise herauskam und das Phänomen eines vollkommen unerwartet auftretenden Ereignisses beschreibt, das extreme Folgen hat. Kurz nach Erscheinen ging Lehman pleite. Die Finanzmärkte standen vor dem Abgrund.

Damals mussten Banken mit dem Geld der Steuerzahler gerettet werden, die Menschen fürchteten um ihr Ersparnis, was die Nachfrage einbrechen ließ und schließlich auch die Konjunktur. Aus Angst vor Vermögensverlusten horteten die Bürger Geld, und Investoren zogen Kapital ab. Schließlich standen nicht nur die Finanzmärkte, sondern auch die Weltkonjunktur vor dem Kollaps.

Diesmal ist es anders. Die Gefahr geht nicht von den Banken, sondern von der realen Wirtschaft aus. Wenn sie wegen des Virus weitgehend zum Erliegen kommt, würde sie die Börsen mit in die Tiefe ziehen. Was wiederum eine Finanzkrise nach sich ziehen könnte, weil viele Unternehmen hoch verschuldet sind. Es wäre wieder eine Krisenspirale, die sich immer weiter verstärkt. Eine Krise wie bei Lehman, nur andersherum.

Die Bedrohung ist real. Die Weltwirtschaft schwächelt, der bisherige Wachstumstreiber, die Globalisierung, stockt, das Dopingmittel der niedrigen Zinsen wirkt nicht mehr. Und zu alledem hat US-Präsi-

dent Donald Trump einen Handelskrieg angefangen.

Jeder Wachstumszyklus ist einmal vorbei. Dieser könnte besonders abrupt enden.

Zumal die Weltwirtschaft verwundet ist wie nie, weil sie verflochten ist wie nie. Die Unternehmen kaufen Teile bei Zulieferern, die wiederum Teile von Unterzulieferern beziehen und die Teile von Unterunterzulieferern. Viele Konzerne verschaffen sich erst jetzt einen genaueren Überblick über ihre Lieferketten, erst jetzt wird ihnen klar, welche Abhängigkeiten sie eingegangen sind – und dass sie sich alle gegenseitig in den Abgrund ziehen können.

Stehen in Chinas Fabriken die Bänder still, spüren dies die Kunden in Südkorea, Japan oder Vietnam, in den USA und in Deutschland. Sie warten auf Nachschub, ihnen fehlen Komponenten für Computer und Smartphones, für Motoren und Maschinen. Das ganze Ausmaß des Problems dürfte erst in diesen Tagen erkennbar werden: Ein Containerschiff aus Shanghai braucht rund sechs Wochen, bis es den Hamburger Hafen erreicht. Erst kurz zuvor war das neuartige Coronavirus identifiziert worden.

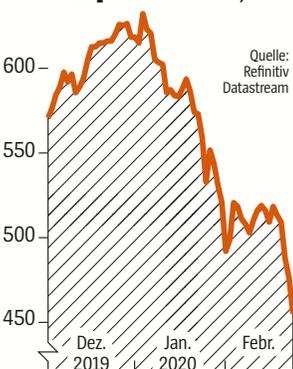
Das Virus mache klar, wie abhängig die Weltwirtschaft davon sei, dass die internationale Arbeitsteilung reibungslos funktioniert, sagt Handelsexperte Stefan Legge von der Universität St. Gallen – und wie verletzlich das System sei. Einige Wochen lang könne die Industrie die Störung von Lieferketten einigermaßen überstehen, allmählich aber werde es eng. »Wir befinden uns an einem kritischen Punkt.«

Bei der Welthandelsorganisation WTO in Genf verfolgt Chefvolkswirt Robert Koopman die Entwicklung mit Sorge. »Das Coronavirus hat vor allem einen Angebotsschock ausgelöst«, sagt er. Wenn Arbeitskräfte zu Hause blieben, werde die Produktion beeinträchtigt. Außerdem verursache die Bekämpfung der Epidemie Kosten: im Gesundheitswesen zum Beispiel oder durch die Ausfälle in der Luftfahrt. Und schließlich leide auch die Nachfrage, weil die Leute weniger einkauften, wenn sie zu Hause isoliert sind.

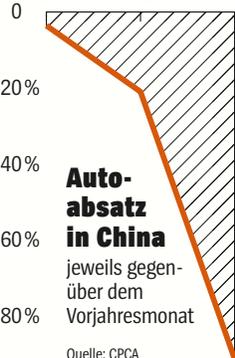
Solange das Virus auf China begrenzt war, hielt die WTO die Folgen der Epidemie für überschaubar. Inzwischen sei klar, »dass sich das Virus weiter ausbreitet und die wirtschaftlichen Folgen weit über China hinausgehen«, sagt Koopman.

Wie stark der Rückgang des Welthandels ausfällt, hängt allerdings in erster Linie von China ab. Die Volksrepublik ist nach den USA zur zweitgrößten Volkswirtschaft der Welt aufgestiegen. Sie ist heute gut viermal größer als 2003, als das Sars-virus das Land lähmte. Damals machte Chinas Anteil an der globalen Wirtschaft 4,3 Prozent aus, heute liegt er bei gut

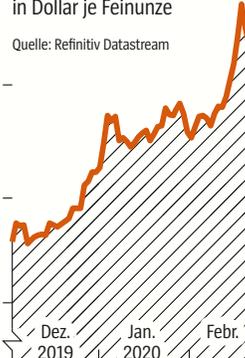
**Kerosinpreis** in Dollar je Tonne

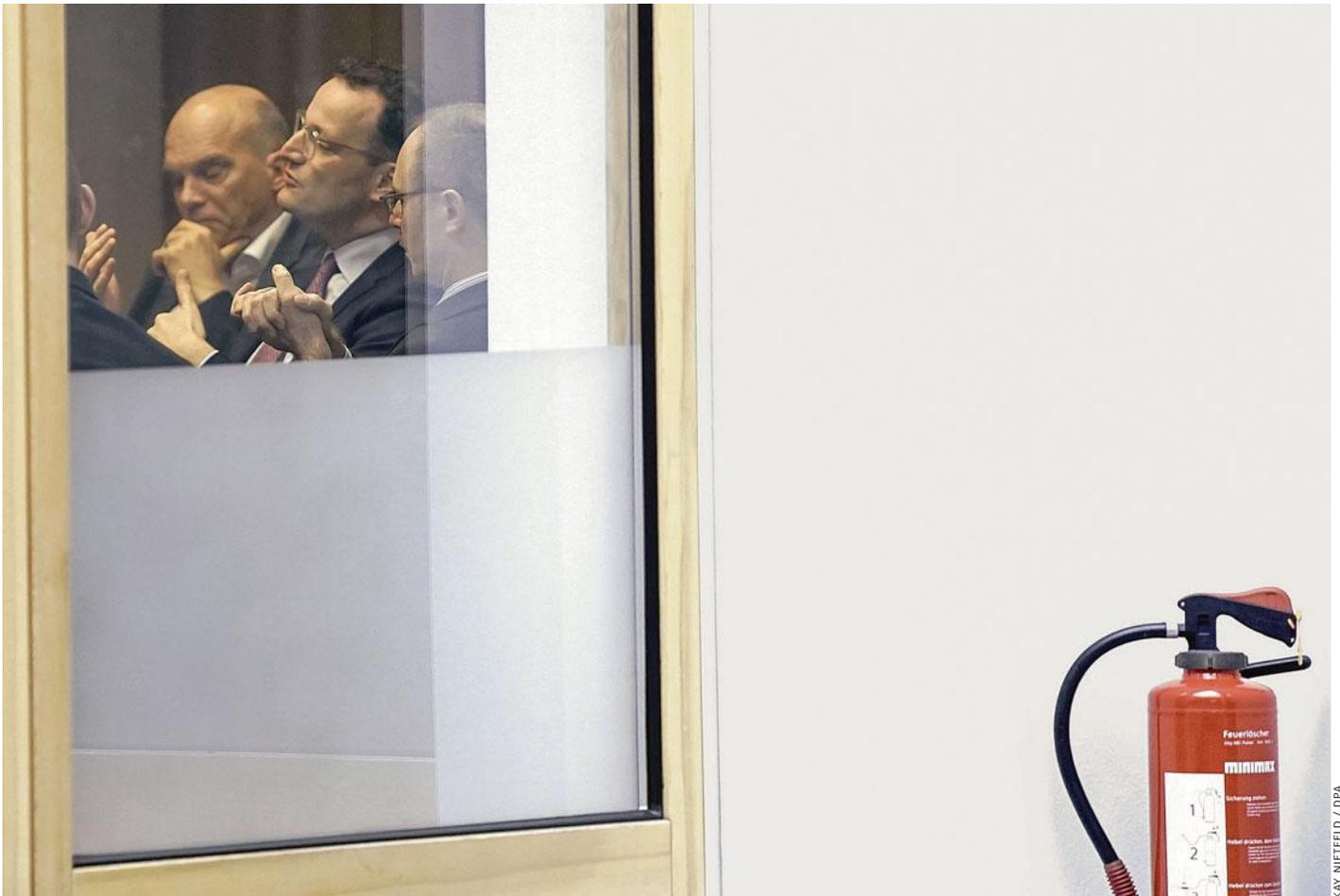


Dez. 2019 Jan. 2020 Febr. 1. bis 3. Woche



**Goldpreis** in Dollar je Feinunze





**Im Kampf gegen das Virus** gibt sich die Bundesregierung, hier Gesundheitsminister Jens Spahn mit Mitarbeitern, entschlossen. Aber die wirtschaftlichen Folgen will sie erst einmal abwarten: Für direkte Finanzspritzen an Not leidende Unternehmen sieht das Wirtschaftsministerium keinen Bedarf.

16 Prozent. Vor allem sind chinesische Unternehmen viel stärker vernetzt als früher.

Nach der Finanzkrise von 2008 war es China, das die Weltwirtschaft aus der Krise zog. Die deutsche Industrie, allen voran die Maschinenbauer und die Autohersteller, profitierte besonders vom Aufstieg der Chinesen.

Dieser Treiber fällt nun aus, ein neuer ist nicht in Sicht. Ob es zu einer Weltwirtschaftskrise und einem Crash an den Märkten kommt, wird deshalb davon abhängen, wie schnell China es schafft, das Coronavirus zu besiegen.

Mindestens so entscheidend wird sein, wie stark andere Länder von dem Virus befallen werden und wie sie damit umgehen; Länder wie Südkorea, Italien – und Deutschland.

**An einem Nebeneingang** zum noblen Pekinger Einkaufszentrum Taikoo Li steht ein Uniformierter und zieht an seiner Zigarette. Auf dem Tisch vor ihm liegt ein Clipboard mit einer Liste. Eigentlich soll jeder Besucher dort Namen, Telefonnum-

mer und Körpertemperatur eintragen, sobald der Sicherheitsmann ihn mit dem Infrarotthermometer abgescannt hat. Aber gerade ist ja Raucherpause, da ist dem Dienst Genüge getan, wenn der Uniformierte den Vorbeigehenden das Thermometer bloß für eine Sekunde nachlässig aufs Handgelenk richtet und sie dann durchwinkt. Dokumentiert wird nichts.

Chinas Hauptstadt kann sich nicht recht entscheiden, ob sie bei strengen Kontrollen bleiben oder die Zügel allmählich lockern soll. Die Menschen sollen konsumieren, aber irgendwie auch wieder nicht. Viele Geschäfte in der Shoppingmall haben zwar geöffnet, die meisten jedoch nur von 11 bis 18 Uhr, weit weniger lange als in normalen Zeiten. Die Haupteingänge der Flagship-Stores von Apple und Uniqlo stehen offen, die Seitentüren sind zugesperrt. Drinnen lehnt das Personal gelangweilt an den Warentischen – es kommt eh kaum ein Kunde.

Die Wirtschaft beginnt sich zu normalisieren, in Gang kommt sie nicht. Im Kampf gegen das Virus haben Instanzen

bis hinunter zu den Nachbarschaftskomitees unterschiedliche Maßnahmen erlassen. »Die totale Atomisierung der Vorschriften hat für uns zu einem Albtraum geführt«, sagt Jörg Wuttke, Präsident der EU-Handelskammer in China. »Die Wirtschaft stottert extrem. Wir müssen jetzt erst mal die Synchronisierung wieder hinkriegen.«

In einer am Donnerstag veröffentlichten Umfrage der EU-Handelskammer in China, an der 577 ihrer Mitgliedsunternehmen teilnahmen, gaben fast 90 Prozent an, die Epidemie habe mittlere bis starke Auswirkungen auf ihre Geschäfte. Die Hälfte beabsichtigt, ihre Jahresziele herabzusetzen.

Mitte Februar, eine Woche nach Ende der extra verlängerten Neujahrsferien, war erst rund ein Drittel der knapp 300 Millionen Wanderarbeiter an ihren Arbeitsplatz zurückgekehrt. Doch am Wochenende gab Staats- und Parteichef Xi Jinping die Losung aus, Gebiete mit geringen Ansteckungsrisiken sollten »die volle Produktion und das normale Leben wieder aufnehmen«. In rund der Hälfte der chi-



ANDREA CANALI / EPA-EFE / REX

**Hamsterkäufer** haben die Regale dieses Supermarkts bei Mailand geleert. Während sich die Italiener langsam an das Leben mit dem Virus gewöhnen, kommen die Schreckensnachrichten zunehmend aus der Wirtschaft.

nesischen Kreise gebe es gar keine Covid-19-Fälle.

Hubei ausgenommen, nimmt die Bewegungsfreiheit allmählich wieder zu. Mehrere Provinzen haben ihr Alarmlevel gemäß Chinas vierstufigem System zur Seuchenbekämpfung herabgesetzt, Lokalregierungen Einschränkungen gelockert. Unternehmen locken ihre Belegschaften mit Boni oder haben Busse gechartert, um sie zurück an den Arbeitsplatz zu holen.

Ende Februar hatten rund 60 Prozent der großen Konzerne die Produktion wieder angeschoben, unter den kleinen und mittelgroßen Unternehmen waren es 30 Prozent. »Seit Montag ist zu spüren, dass die Chinesen ihr Programm ausrollen«, sagt Wuttke.

Die Zentralregierung hat einige Steuern und Sozialabgaben temporär gemindert, um finanzielle Engpässe bei den Unternehmen zu lindern. Die chinesische Zentralbank hat die Zinsen gesenkt. Die sechs größten Staatsbanken wurden instruiert, mehr Not leidenden Betrieben Zugang zu Hilfskrediten zu gewähren; mittlerweile stehen umgerechnet fast 105 Milliarden Euro zur Verfügung. Die meisten dieser Maßnahmen laufen auf höhere Unternehmensschulden hinaus, die in China ohnehin bereits beträchtlich sind – und dem Ziel zuwider, Finanzrisiken zu mindern, neben der Armutsbekämpfung und dem Umweltschutz einer von Xi Jinpings »drei harten Kämpfen«.

»Auf mittlere Sicht werden wir wohl einen Anstieg des Schuldenniveaus sehen«, fürchtet der Ökonom Ding Yifan vom Zen-

trum für Weltentwicklungsforschung des Staatsrats von China. Eine Alternative sehe er jedoch nicht, zumal er die Verschuldung als beherrschbar betrachte: »Chinas Wirtschaft wird sich erholen – wenn nicht im nächsten Quartal, dann im Sommer.« Der 2016 verabschiedete Fünfjahresplan sehe bis 2020 ein jährliches Wachstum von 6,5 Prozent vor; da die Wirtschaft in den vergangenen Jahren aber stärker expandiert sei, könne das Land 2020 auch mit einem Prozentpunkt weniger leben und seine Ziele erreichen. Ein massives Konjunkturpaket, wie China es nach der Weltfinanzkrise auflegte, hält Ding weder für wahrscheinlich noch für notwendig.

EU-Handelskammerpräsident Wuttke ist weniger optimistisch: »Welche Vorprodukte kriegt man aus Europa? Da gibt es ein riesengroßes Verschiffungsproblem. Wir haben hier Ausfälle von etwa vier Wochen, wo nichts rausgegangen ist. Maersk hat 68 Schiffe abgesagt, Cosco 69, und das

sind jeweils Schiffe, die bis zu 20 000 Container aufnehmen können. Deswegen hat man in Deutschland noch gar nicht gemerkt, dass China ein Problem hat, weil de facto jetzt gerade noch die Schiffe angekommen, die vor dem Coronavirus losgefahren sind.«

Dass die Volksrepublik die Krise überwinden wird, darin sind die beiden sich dennoch einig. »Es ist schlimm, auch langfristig, aber die Chinastory ist nicht vorbei«, sagt Wuttke. Es gebe noch genug Nachfrage im System.

Wie schlimm die Weltwirtschaft betroffen sein könnte, sei dagegen schwer abzuschätzen, sagt Ding. Eine globale Rezession liege im Bereich des Möglichen: »Schauen Sie sich die Reaktion der New Yorker Börse an«, sagt er. »Internationale Investoren sind nicht sonderlich rational. Es könnte zu einer Panik kommen, zu einer Überreaktion.«

Aus chinesischer Sicht stelle es sich so dar, sagt Ding: »China hat ein gutes Beispiel abgeliefert, wie man die öffentliche Meinung mobilisiert und dann die Ausbreitung der Pandemie kontrolliert. Aber wir wissen nicht, ob andere Länder genauso effektiv sein können.«

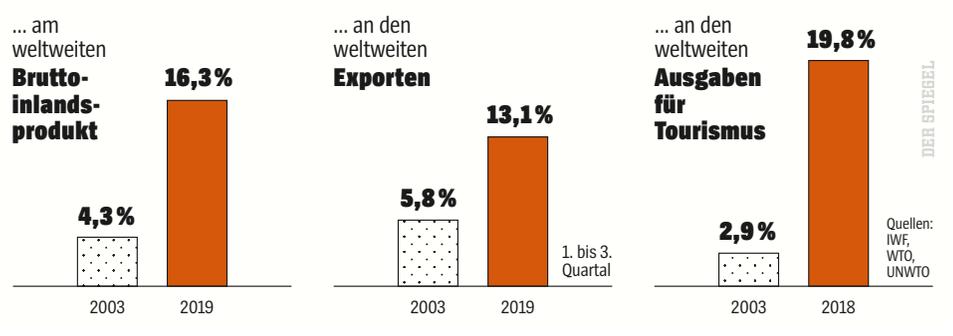
Länder wie Südkorea zum Beispiel.

**Ungewöhnlich ruhig ist es in Seoul**, der südkoreanischen Hauptstadt – und leer. Normalerweise drängen sich die Menschen in den U-Bahnen, sie schieben sich nachmittags durch Einkaufszonen und sitzen bis spätabends in Cafés, während draußen die Leuchtreklamen blinken.

Doch es sind keine normalen Zeiten in Südkorea, innerhalb einer Woche sind mehr als 1600 neue Infektionen mit dem Coronavirus bestätigt worden. Das Land ist im Panikmodus. »Die Angst vor dem Virus verbreitet sich im ganzen Land und sehr viel schneller als das Virus selbst«, schrieb Ökonomen der Citibank Anfang der Woche.

Die Menschen meiden den Kontakt mit anderen – und die Geschäfte. Der Konsumklima-Index der koreanischen Zentralbank ist im Vergleich zum Januar drastisch gefallen. »Angesichts der Unsicherheit ist

### Mehr Gewicht Chinas Anteil ...



es sehr wahrscheinlich, dass Unternehmen Investitionen und Einstellungen verschieben«, sagt Choi Sangyup von der Wirtschaftsfakultät der Yonsei-Universität in Seoul.

Viele Unternehmen haben in dem für seine rigide Arbeitskultur bekannten Land sogar die Kernarbeitszeit verändert, um die Ansteckung in öffentlichen Verkehrsmitteln zu vermeiden. Andere haben für die gesamte Belegschaft Heimarbeit angeordnet. Der Mischkonzern Samsung musste seine Fabrik in Gumi, wo auch das faltbare Galaxy Z Flip hergestellt wird, sogar für zwei Tage schließen.

Sosehr das Virus die südkoreanische Wirtschaft beeinträchtigen wird: Die Folgen für die deutsche Wirtschaft werden wohl eher gering sein. »Die Importe Deutschlands aus Südkorea machen etwa ein Zehntel seiner Einfuhren aus China aus und ähneln denen des Landes aus Dänemark«, sagt Wirtschaftsprofessor Choi. Die Versorgung der deutschen Hersteller von Elektroautos mit Batterien südkoreanischer Unternehmen ist ohnehin unabhängig davon. Zwar beliefert der größte koreanische Produzent LG Chem 13 der 20 wichtigsten Automarken der Welt, die Batterien für die Autokonzerne aber kommen aus einem Werk in Polen.

Das Problem: Auch Europa rutscht allmählich in den Krisenmodus.

**Brunello Cucinelli sitzt wie** auch der milliardenschwere Modekonzern, der seinen Namen trägt, in der umbrischen Kleinstadt Solomeo zwischen Florenz und Rom, weit entfernt vom Epizentrum der Corona-Krise.

Trotzdem hat er Vorsichtsmaßnahmen für seine tausend Mitarbeiter vor Ort ergriffen. »In unseren Fabriken gehen die Mitarbeiter jetzt in drei Schichten zum Mittagessen, damit nicht so viele gleichzeitig in der Kantine sind«, sagt der Unternehmer. »Wir arbeiten bei geöffneten Fenstern, und in Besprechungen achten wir auf einen größeren Abstand zueinander.«

Große Bedenken hat er nicht. »Vor 10, 15 Tagen war ich noch besorgter. Dieses Problem bekommen wir in den Griff.« Die Erdbeben in seiner Region seien viel schlimmer – »weil sie nicht vorhersehbar sind und man nichts dagegen tun kann«.

Cucinelli, der seine Kaschmirmoden von zahllosen Familienbetrieben im Umfeld seines Heimatorts fertigen lässt, rechnet nur mit vorübergehenden Effekten. »Unsere Firmen hier, in Italien, eure in Deutschland und die anderen in Europa werden ein bisschen weniger wachsen«, erwartet er, »sonst passiert nichts, strukturelle Effekte wird es nicht geben.«

Wenn er sich da nicht täuscht. Denn während sich die Italiener langsam an einen Alltag mit dem Virus gewöhnen und die neuesten Infiziertenzahlen routinierter

zur Kenntnis nehmen, kommen zunehmend Schreckensnachrichten aus der Wirtschaft. Eine Branche nach der nächsten meldet Gewinneinbrüche, stornierte Aufträge, verschreckte Geschäftspartner in aller Welt.

Besonders hart hat es den Tourismus getroffen. Venedig verscherbelt Hotelzimmer für 30 oder 40 Euro, trotzdem gingen die Reservierungen um 40 Prozent zurück. Landesweit rechnet die Branche bis Ende Mai mit über 20 Millionen weniger Gästen. Ostern und Pfingsten haben die Tourismushochburgen Norditaliens schon verloren gegeben, jetzt bangen sie um die Reservierungen für die Sommerferien.

Auch der Einzelhandel in den Städten leidet. In der Industrie mussten die ersten Fabriken geschlossen werden, nachdem sich Arbeiter mit dem Virus infiziert hatten. Aus Angst vor einer Kettenreaktion appellierten Branchenverbände bereits an die Unternehmen, die Produktion möglichst nicht zu unterbrechen.

Die Kritik am Krisenmanagement der Regierung wächst. Fabrikanten, Hoteliers und Einzelhändler sprechen von einem Panikeffekt, den das Kabinett erzeugt habe, und von Maßnahmen, die als exzessiv wahrgenommen würden. Italien sei deshalb weltweit quasi auf einer schwarzen Liste gelandet. Manager würden von Ge-

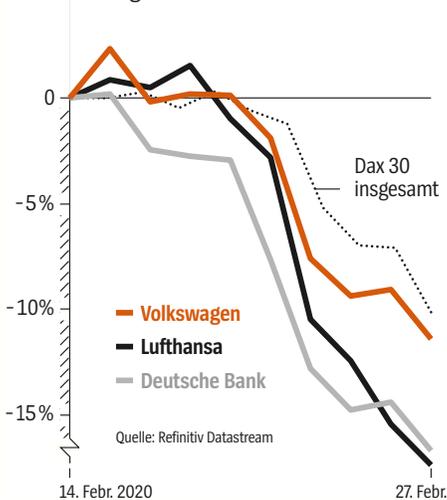


ANDREA PATTARO / AFP

**Der Tourismus** in Italien ist von der Corona-Krise besonders hart getroffen. Venedig verscherbelt Hotelzimmer für 30 oder 40 Euro pro Nacht, trotzdem gingen die Reservierungen um 40 Prozent zurück.

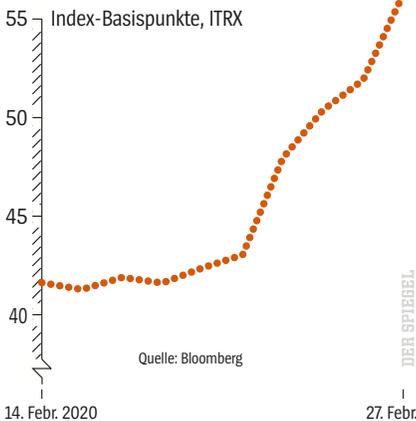
## Vom Virus geschwächt ...

Kursverluste großer Dax-30-Unternehmen



## ... von Angst getrieben

Kreditausfallversicherungen für europäische Unternehmen (Anstieg durch Risikoaufschläge)



schäftsterminen im Ausland wieder aus- geladen. Und im Inland würden mittel- oder süditalienische Firmenkunden bitten, bloß keine Techniker oder Berater aus Norditalien zu schicken. Wenn sich der hysterische Ton in Rom nicht ändere, stür- ze das Land in eine Rezession.

Dass ausgerechnet der reiche Norden Italiens vom Virus befallen wurde, macht die Sache nicht besser. Die am stärksten betroffenen Regionen Lombardei und Venetien produzieren etwa 40 Prozent der italienischen Exporte und rund ein Drittel der Wirtschaftsleistung. Produktionsausfälle zwischen Venedig, Padua und Mailand kann sich das Land nicht lange leisten.

Carlo Cottarelli, Professor an der Wirt- schaftsuniversität Bocconi in Mailand, warnt trotzdem vor Alarmismus. »Norma- lerweise haben solche Epidemien nur einen vorübergehenden Effekt auf die Wirt- schaft«, sagt der ehemalige Direktor beim Internationalen Währungsfonds.

Das wahre Problem bestehe darin, dass das Covid-19-Virus Italien in einer ohnehin schon geschwächten Lage treffe: »Wir haben seit 20 Jahren praktisch kein Wirt- schaftswachstum, unsere Verschuldung ist die zweithöchste im Euroraum«, sagt Cot- tarelli. »Wenn die Epidemie jetzt zum zün- denden Funken wird und die Stimmung an den Finanzmärkten verändert, wird es eine Kettenreaktion geben.« Mit unabseh- baren Folgen für den Euroraum, auch für Deutschland.

**Die deutsche Wirtschaft** ist bislang noch vollauf damit beschäftigt zu analysieren, welche Folgen der Ausbruch der Lungen- krankheit Covid-19 in anderen Ländern auf ihr Geschäft hat. Manche Unterneh- men haben bereits Konsequenzen gezo- gen: Die Lufthansa bietet ihren Mitarbei-

tern an, unbezahlten Urlaub zu nehmen, weil viele Flüge nach Asien ausfallen. Es gibt einen Einstellungsstopp. Ähnlich agiert der Betreiber des Frankfurter Flug- hafens, Fraport.

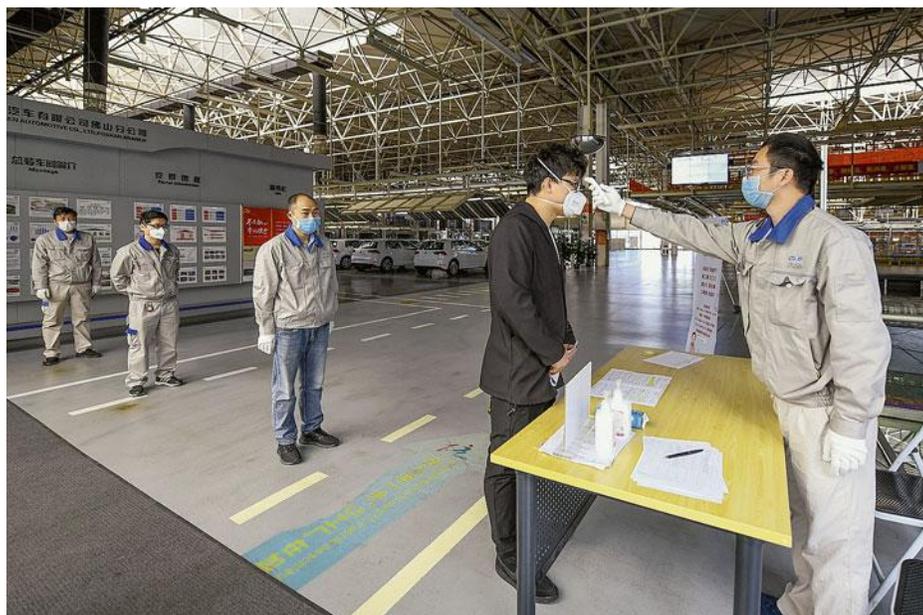
Für die deutsche Autoindustrie bei- spielsweise ist China der mit Abstand wichtigste Absatzmarkt. Volkswagen ver- kauft dort mittlerweile fast 40 Prozent seiner Fahrzeuge. Entsprechend schmerz- haft dürfte sich der jüngste Absatzein- bruch in der Jahresbilanz bemerkbar ma- chen. Der gesamte Autohandel ist in weiten Teilen des Landes zum Erliegen gekommen.

Nach dem zwischenzeitlichen Produk- tionsstopp fährt Volkswagen seine Werke in der Volksrepublik nur schrittweise wie- der hoch. Viele Betriebe laufen noch nicht mit voller Kapazität. Es fehlt an Personal, an Zulieferteilen, vor allem aber an der Nachfrage. »Es nützt ja nichts, wenn wir jetzt massenhaft Autos auf Halde produ- zieren«, sagt VW-Chinachef Stephan Wöl- lenstein.

Auch außerhalb Chinas bekommt Volkswa- gen die Auswirkungen des Virus zu spü- ren. Viele Zulieferbetriebe, die auch Teile für die VW-Produktion in anderen Län- dern herstellen, standen bis vergangene Woche still. Da der übliche Transport auf dem Schiffsweg mehrere Wochen dauert, werden die Folgen des Produktionsstopps erst im März und April sichtbar werden. Um die dann drohenden Engpässe zu über- brücken, lässt VW wichtige Zulieferteile per Luftfracht an die verschiedenen Volkswa- gen-Standorte außerhalb Chinas flie- gen. »Wir sind vorsichtig optimistisch, dass es nicht zu einem Abriss der Lieferkette kommt«, sagt Wöllestein.

All die Verwerfungen zeigen jedoch, wie stark die Industrie mittlerweile von China abhängig ist. »Wir stoßen jetzt alle an unsere Grenzen bei dem Versuch, uns schnellstmöglich Alternativquellen zu erschließen«, sagt Ford-Deutschland-Chef Gunnar Herrmann.

In diesem Ausmaß sei das bislang nie nötig gewesen. Die Abhängigkeit von Chi- na könne aber auch einen Lerneffekt auslö- sen. Herrmann geht davon aus, dass die Unternehmen sich künftig »bei den Lie-



**Die VW-Werke in China** werden nur schrittweise wieder hochgefahren. Vielerorts fehlt es an Personal, an Zulieferteilen. Vor allem aber fehlt es an der Nachfrage.

feranten breiter und internationaler aufstellen.«

Viel größere Sorgen machen dem Ford-Manager die Zustände in Europa. »Sollte sich das Virus dort weiter ausbreiten, könnte es quer durch die Industrie zu Produktionsstopps kommen«, so Herrmann, »das wäre für die Konjunktur sehr schmerzhaft.«

Eine Epidemie in Deutschland wäre ein Härtetest für Großkonzerne wie Siemens, Lufthansa, die Deutsche Post oder die Bahn. Immerhin haben sie Pläne in der Schublade, anders als viele Mittelständler, die schlecht vorbereitet sind.

»Wir schätzen, dass nur 20 bis 25 Prozent der deutschen Unternehmen sich mit dem Thema auseinandergesetzt haben«, sagt Dirk-Matthias Rose, Arbeitsmediziner an der Universitätsklinik Mainz. Ein Auslöser dafür sei die Vogelgrippe gewesen. »Doch seit 2009 hat in die Pläne sicher keiner mehr reingeschaut.«

Gerade kleinere, oft familiengeführte Unternehmen, die als »Hidden Champion« auf den Weltmärkten aktiv sind, dürften besonders gefährdet sein – und oft völlig planlos. Die Kernfrage bei der Vorbereitung sei: Welche Bereiche muss ich unbedingt am Laufen halten, und welche Mitarbeiter brauche ich dafür?

In den seltensten Fällen würden alle gebraucht. »Der Rest gehört nach Hause, ins Homeoffice oder in den Urlaub. Jede zusätzliche U-Bahn-Fahrt ist ein Risiko.«

**Die Lage ist unübersichtlich**, sie verändert sich täglich. Wirtschaftliche Prognosen gleichen einem Blick in die Glaskugel. Was also kommt auf die Wirtschaft zu?

Die Volkswirte der Deutschen Bank haben ihre 2020er-Wachstumsprognose für Deutschland von 1,0 auf 0,7 Prozent revidiert, ihre Kollegen aus dem Berliner Wirtschaftsministerium rechnen damit, dass das deutsche Bruttoinlandsprodukt um 0,2 bis 0,5 Prozentpunkte weniger wächst, wenn das Virus die Produktion in China noch den ganzen März hindurch behindert.

Aber diese Berechnungen stammen noch aus der Zeit, bevor sich das Virus außerhalb Chinas ausbreitete. Je mehr Länder betroffen sind, je mehr Menschen sich infizieren, desto größer ist die Gefahr, dass die Weltwirtschaft einem tiefen Abschwung entgegengleitet. Und »wenn wir in eine globale Rezession rutschen, werden wir auch eine Finanzkrise haben«,rophezeit Krisenforscher Roubini. Die Schulden seien in den vergangenen Jahren gestiegen, der US-Immobilienmarkt gleiche wie 2007 einer Blase. »Bislang waren das nur deshalb keine Zeitbomben, weil es Wachstum gab«, sagt der US-Ökonom. »Doch das ist jetzt vorbei.«

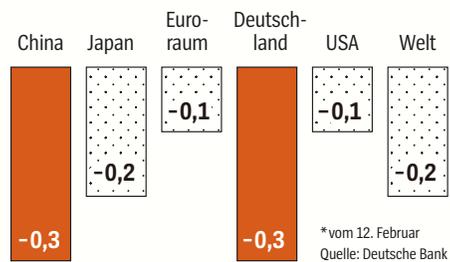
Die Experten in den zuständigen Berliner Ministerien halten die psychologischen Effekte, insbesondere für die Wirtschaft, für wesentlich gefährlicher als den Erreger selbst – und wollen die Ängste deshalb nicht befeuern. Am 12. Februar trafen sich Vertreter des Wirtschafts- und Außenministeriums mit rund 50 Wirtschaftsvertretern. Die Beamten erinnerten daran, dass bei Produktionsausfällen infolge der Corona-Krise ein altbewährtes Hilfsmittel bereitstehe: das Kurzarbeitergeld.

Erleichterte Voraussetzungen für diese staatliche Unterstützung wurden jüngst von der Koalition auf den Weg gebracht. Theoretisch kann 24 Monate lang Geld fließen, damit Arbeiter zu Hause bleiben und dennoch weiter entlohnt werden. Das Ministerium hat ein eigenes Monitoring ins Leben gerufen, welche Branchen wie stark beeinträchtigt sind.

Besonders anfällig sei ausgerechnet die Pharmaindustrie, heißt es aus dem Wirt-

### Leiden mit China

Prognose\* zur Auswirkung von Corona: Rückgang des Bruttoinlandsprodukts 2020, in Prozentpunkten



schaftsministerium. Mehr als 80 Prozent aller Wirkstoffe stammen aus China und Indien. Auch chemische Grundstoffe kommen häufig aus Asien. Weniger dramatisch ist die Situation in der Autoindustrie. Sie bezieht viele Bauteile aus dem benachbarten Ausland.

Für direkte Finanzspritzen an Notleidende Unternehmen gebe es derzeit keinen Bedarf, heißt es im Wirtschaftsministerium. Es sei aber möglich, ohnehin geplante Entlastungen für Unternehmen, etwa Abschreibungs erleichterungen, vorzuziehen. Sollte durch das Coronavirus die Nachfrage einbrechen, ließe sich natürlich mit einem Stimulus gegensteuern, heißt es im Haus von Finanzminister Olaf Scholz (SPD).

Doch die mangelnde Nachfrage dürfte nicht das Problem sein. Ökonomen sprechen von einem Angebotsschock, wenn Unternehmen nicht liefern können, weil etwa die Arbeiter zu Hause bleiben müssen. Dagegen hilft kein Konjunkturprogramm und auch kein billiges Geld der Notenbanken.

Ohnehin haben die Notenbanken ihr Pulver weitgehend verschossen. Nach der Finanzkrise hatten sie die Wirtschaft mit-

hilfe niedriger Zinsen wiederbelebt, es danach aber versäumt, die Zinsen wieder anzuheben. Die amerikanische Federal Reserve hat sich immerhin etwas Spielraum nach unten erarbeitet, ihr Leitzins liegt aktuell bei 1,75 Prozent. Europas Leitzins verharrt seit Jahren bei null.

Das wird vor allem dann gefährlich, wenn das Euroland Italien in ernsthafte Schwierigkeiten gerät. Kommissionsvizepräsident Valdis Dombrovskis wies vorsorglich darauf hin, dass es im Stabilitäts- und Wachstumspakt bereits Klauseln gebe, die es den Mitgliedstaaten erlaubten, im unverschuldeten Krisenfall von den Defizitregeln abzuweichen.

»Natürlich fallen Dinge im Zusammenhang mit dem Coronavirus unter diese Klausel«, sagte Dombrovskis. »Sobald es die konkrete Nachfrage eines Mitgliedstaates gibt, sind wir offen, darüber zu reden.«

Wirtschaftlich großen Schaden würden die Folgen des Corona-Ausbruches in Europa insbesondere dann anrichten, wenn sich einzelne Mitgliedsländer entschlossen, vorübergehend Grenzkontrollen einzuführen. Dies dürfen sie »als letztes Mittel«, wie es der Schengen-Grenzkodex formuliert, die EU-Kommission prüft dann, ob das Vorgehen verhältnismäßig ist.

Der grenzfreie Schengenraum ist das Herz des europäischen Binnenmarkts. Kilometerlange Staus, etwa auf der Brenner-Autobahn wären die Folge bei Kontrollen – mit weitreichenden Problemen für die Lieferketten von Unternehmen. Zudem ist umstritten, ob solche Kontrollen durch Polizisten und medizinisches Personal mehr wären als ein bisschen Show, da Infizierte bis zu zwei Wochen lang keine Symptome zeigen.

US-Ökonom Roubini hält diese Sorgen für naiv, verlangt nach härteren Antworten. Die Grenzen nach Italien müssten umgehend geschlossen werden, wie 2016, nach der Flüchtlingskrise. Diese Krise gehe noch tiefer, sagt er. »Die Situation ist viel schlimmer, als wenn noch einmal eine Million Flüchtlinge nach Europa kämen.«

Und was rät Roubini den verunsicherten Anlegern?

»Halten Sie Bares, und investieren Sie in sichere Staatsanleihen, zum Beispiel Bundesanleihen«, empfiehlt der Crash-Prophet. Dass die negative Renditen haben, stört ihn nicht. »Das bedeutet ja nur, dass die Kurse steigen und steigen«, sagt er, »damit können Sie eine Menge Geld machen.«

Tim Bartz, David Böcking, Georg Fahrion, Simon Hage, Martin Hesse, Frank Hornig, Alexander Jung, Armin Mahler, Juan Moreno, Martin U. Müller, Peter Müller, Katharina Peters, Gerald Traufetter

# Deutschland



**Trauer um Hanauer Opfer** Als erste Tote des Attentats wurde am Montag Mercedes K. auf dem Neuen Friedhof in Offenbach beigesetzt. Die 35-Jährige hinterlässt zwei Kinder. Sie wollte in der Arena Bar Pizza für ihre Familie besorgen, als der Täter am vorvergangenen Mittwochabend das Feuer eröffnete. Er tötete elf Menschen, darunter sich selbst. Der Generalbundesanwalt ermittelt wegen des Verdachts auf einen Terrorakt mit rassistischem Hintergrund.

## Tempolimit gut fürs Klima

**Straßenverkehr** Neue Berechnungen stützen die Position der Bundesumweltministerin.

● Das Umweltbundesamt hat neue Schätzungen, wie viel Treibhausgas durch ein generelles Tempolimit auf Autobahnen eingespart würde. Demnach würden bei einer Obergrenze von 130 Stundenkilometern 1,9 Millionen Tonnen CO<sub>2</sub> im Jahr eingespart. Bei maximal 120 Stundenkilometern wären es jährlich 2,6 Millionen Tonnen Kohlendioxid weniger, bei Tempo 100 sogar 5,4 Millionen Tonnen. »Ein Tempolimit auf Autobahnen ist weitgehend kostenlos und wirkt kurzfristig«, sagt der Präsident des Umweltbundesamts (UBA), Dirk Messner. »Ohne die Einführung eines Tempolimits befürchten wir, dass der Verkehrssektor seine Emissions-

ziele nach dem Klimaschutzgesetz in den nächsten Jahren deutlich verfehlen wird.«

Der Verkehrssektor muss bis zum Jahr 2030 jährlich 50 Millionen Tonnen CO<sub>2</sub> einsparen. Die von Bundesverkehrsminister Andreas Scheuer eingereichten Maßnahmen zur CO<sub>2</sub>-Reduktion dürften dieses Ziel verfehlen, wie Gutachten des Bundesumweltministeriums zeigen. Im Gegensatz zu Umweltministerin Svenja Schulze (SPD) lehnt Scheuer ein Tempolimit ab. Seine Partei, die CSU, führt eine Kampagne gegen ein Limit auf Autobahnen (»Tempo 130 – Nein Danke!«). Allerdings muss Scheuer noch alternative Maßnahmen zur CO<sub>2</sub>-Reduktion vorlegen.

Die Emission von Treibhausgasen im Straßenverkehr stagniert seit Jahren auf hohem Niveau, unter anderem weil immer mehr leistungsstarke Autos wie etwa SUVs die Spritersparnis moderner Motoren auffressen. Die Bundesumweltministerin fühlt sich durch die Zahlen vom UBA in ihrer Forderung nach Einführung von Tempo 130 bestätigt. »Ein solches Tempolimit ist vernünftig, auch für den Klimaschutz«, sagt Schulze. »Es ist in der Gesellschaft mehrheitsfähig.«

Die Einsparung von 1,9 Millionen Tonnen Kohlendioxid durch Tempo 130 entspräche 1,2 Prozent aller Emissionen des Straßenverkehrs im Jahr 2018. GT

## Restitution Vorteil Hohenzollern

● Georg Friedrich Prinz von Preußen, Chef der Hohenzollern, hat im Rechtsstreit mit der öffentlichen Hand Zeit gewonnen. Das Verwaltungsgericht Potsdam hat seinem Antrag auf Fristverlängerung für eine Stellungnahme bis Mitte August stattgegeben. Es geht um Immobilien, die von den Sowjets nach 1945 enteignet wurden. Dafür stehen den Hohenzollern 1,2 Millionen Euro zu. Brandenburg verweigert die Zahlung, weil die Hohenzollern dem National-

sozialismus »erheblich Vorschub« geleistet haben sollen, was diese bestreiten. Die Aussichten der Hohenzollern sind mäßig; das Bundesverwaltungsgericht hat 2017 eine Entschädigung in einem minderschweren Fall abgelehnt. Allerdings sind die 1,2 Millionen Thema in den Vergleichsverhandlungen zwischen den Hohenzollern und Berlin, Brandenburg sowie dem Bund über einige Tausend Kunstwerke, die einst den Hohenzollern gehörten. Gut möglich, dass Prinz von Preußen auf diesem Wege die Entschädigungssumme einstreicht und das Verfahren vor August ohne Urteil beendet wird. KLW

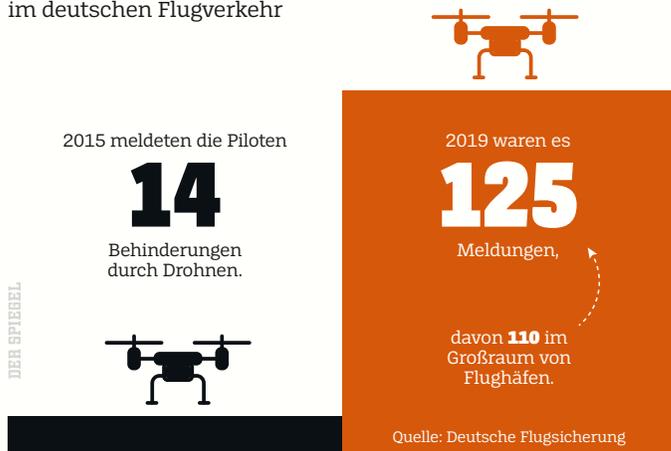
## Bundeskanzler Volksschelte

● Kanzler Helmut Kohl (1930 bis 2017) war nicht zufrieden mit seinem Volk. Das zeigt der Vermerk eines Gesprächs mit einem US-amerikanischen Besucher im März 1989, den das Institut für Zeitgeschichte in einer Dokumentensammlung (De Gruyter Oldenbourg) jetzt veröffentlicht. Danach klagte der christdemokratische Regierungschef, die Deutschen müssten »Bescheidenheit lernen«. Diese Tugend sei ihnen »nicht angeboren«. Sein Vorgänger Konrad Adenauer (CDU) habe ihm gesagt, die

Deutschen seien in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts Hochstapler gewesen. Nun müssten sie dagegen, so Kohl, »Tiefstapler« sein. Auch missfiel ihm die Neigung, »geliebt werden« zu wollen. Das sei nicht möglich, wenn man wirtschaftlich so erfolgreich sei. Die Deutschen sollten sich damit zufriedengeben, dass »sie den Respekt der anderen« hätten. Unter Kanzlern hat Deutschschelte Tradition. Adenauer schimpfte einst, die Deutschen seien »entsetzlich dumm«; Helmut Schmidt (SPD) attestierte ihnen die »Neigung zu Aufregtheit, Gefühlsüberschwang und Überheblichkeit«. KLW

## Nachgezählt

Behinderungen durch Drohnen im deutschen Flugverkehr



Markus Feldenkirchen **Der gesunde Menschenverstand**

## Kreatives Täterraten



Der Reporter vor Ort erfüllt eine wichtige Aufgabe im Journalismus: Er berichtet, was er mit eigenen Augen gesehen hat. Wenn er aber nichts sieht, wird er zur tragischen Figur, man könnte auch sagen, zum Hanswurst. Besonders undankbar ist der Einsatz nach einem Attentat, wenn der Reporter in irgendwelche Livesendungen geschaltet wird, die Nähe und Information suggerieren und doch meist nur hilflos dahingestammelte Spekulationen liefern.

Wie das konkret aussieht, konnte man am Montag zum Beispiel auf n-tv beobachten. Gerade war im hessischen Volkmarzen ein Auto in den Karnevalsumzug gefahren und hatte viele Menschen verletzt. Mehr wusste man zum Zeitpunkt der Schalte nicht. Trotzdem ging es gleich live nach Volkmarzen, konkret: zur Alex. Am Ende blickte sie brav in die Kamera, während der Moderator im Studio ihr erzählte, was hinter ihr los war. »Wir sehen hinter Ihnen auch Menschen, noch im Kostüm, die natürlich bei der freiwilligen Feuerwehr vermutlich engagiert sind und sich dort einbringen. Eh, ja. Wir sehen dort auch einen Bauzaun, der jetzt aufgebaut wird, um eben dort die Rettungsmaßnahmen in keiner Form irgendwie zu stören. Ja, ehm, Alex, ehm, vielen Dank erst mal für den Moment.« Die Alex konnte nur nicken, weil sie die kostümierten Feuerwehrleute am Bauzaun nicht sah. Der Nachrichtenwert der

## Nach Attentaten lauern Tausende AfD-Anhänger an ihren Twitter-Schleudern.

Schalte war überschaubar. Aber immerhin, man war live! Und immerhin richtete die Alex keinen Schaden an.

Nach Attentaten bittet die Polizei regelmäßig darum, keine ungesicherten Meldungen zu verbreiten. Was sie mit dieser Bitte verhindern möchte, illustrierte »Bild Live« in der Attentatsnacht von Hanau geradezu vorbildlich. Dort spekulierten gleich zwei Reporter vor Ort um die Wette, wie ein Zusammenschluss des Portals »Übermedien« dokumentiert. »Ich habe aus relativ gut unterrichteten Quellen in Hanau hier erfahren – aber ich muss dazusagen: es sind nur Spekulationen – dass es sich bei dem Täterumfeld um Russen handeln könnte«, erzählte der eine Reporter. »Es kann ja auch sein, dass die Betreiber der Bars schlicht und ergreifend kein Schutzgeld bezahlen wollten«, spekulierte der andere. »Was glauben oder fühlen die Menschen vor Ort?«, hakte der Moderator später nach. »Glauben oder wissen kann man ja zu dieser Stunde wohl kaum sagen. Aber was hörst du?«

»Es gab hier die Angst, dass es sich um einen rechtsextremen Anschlag handeln könnte«, erklärte der erste Reporter. »Aber die meisten Spekulationen, die ich bisher wahrnehmen konnte, gehen eher in die Richtung, dass es sich um eine Milieutat handeln könnte.« Wer sich am kreativen Täterraten beteiligt, sollte wissen, dass Tausende AfD-Anhänger an ihren Twitter-Schleudern lauern, in der Hoffnung, was Neues gegen Migranten rauszuhauen zu können.

Ich weiß nicht, welchen Stuss ich mir zusammengestammelt hätte, wenn ich nach einem Attentat in Hanau stünde und gefragt würde, was die Menschen vor Ort denn so fühlen und was den Täter getrieben haben könnte. Ich kann nur hoffen, dass mich niemals jemand in eine solche Lage bringt.

An dieser Stelle schreiben Markus Feldenkirchen und Alexander Neubacher im Wechsel.

## BKA

### Rechte Ausfälle

● Das Bundeskriminalamt (BKA) hat drei Kommissaranwärter wegen rechts-extremer Entgleisungen suspendiert. Hintergrund ist ein WhatsApp-Chat. Darin hätten die Anwärter im Oktober 2019 über Kostüme für Halloween diskutiert, so eine Sprecherin des BKA. Einer aus dem Trio habe vorgeschlagen, sich als Attentäter von Halle zu verkleiden. Dort hatte ein Rechtsextremer eine Synagoge angegriffen und zwei Menschen erschossen. Zur Idee, Wehrmantsuniformen zu tragen, soll ein Anwärter gemeint haben: »Nur wenn wir original Armbinden benutzen.« Der Hauptbe-

schuldigte habe ein Bild von Adolf Hitler gepostet, der mit den Händen ein Herz formt, so die BKA-Sprecherin. Gegen ihn habe man ein Entlassungsverfahren eingeleitet. Die beiden anderen hätten sich reumütig gezeigt. Deren »Fehlverhalten« werde das BKA nur disziplinarisch ahnden. Bereits im Sommer vorigen Jahres gab es einen vergleichbaren Vorfall. Damals waren zwei Kommissaranwärter gemäßregelt worden. Sie hatten sich bei einer Übung am Computer die Namen »Holocaust=fake« und »Hitler« gegeben. Einer der beiden sei inzwischen entlassen worden, so die Sprecherin. »Das Bundeskriminalamt wird weiterhin konsequent gegen derartiges Fehlverhalten vorgehen.« JDL, SMS

## Pkw-Maut

### Teures Nachspiel

● Das Bundesverkehrsministerium beziffert die Kosten für die gescheiterte Pkw-Maut auf bislang mehr als 72 Millionen Euro. Das geht aus einer Aufstellung des Ministeriums von Andreas Scheuer (CSU) auf eine Anfrage der Grünen hervor. Größter Kostenpunkt sind externe Berater, diese schlagen mit fast 49 Millionen Euro zu Buche. Darin nicht eingeschlossen sind Kosten für das anlaufende Schiedsverfahren, bei dem es um die Schadensersatzansprüche der Mautbetreiberfirmen Eventim und Kapsch geht. Sie fordern 560 Millionen Euro vom Bund. Das Verkehrsministerium hat dazu eine

Düsseldorfer Anwaltskanzlei mit Expertise zu vergaberechtlichen Fragen beauftragt. Zusätzlich beschäftigt das Ministerium als externe Sachverständige die Berliner Anwaltskanzlei Greenberg Traurig weiter, die den Vertrag mit den Mautbetreibern ausgehandelt hatte. Der Europäische Gerichtshof hatte im Juni die Pkw-Maut als europarechtswidrig verboten.

Daraufhin hatte Scheuers Ministerium den Vertrag mit dem Konsortium gekündigt. »Es ist einfach unglaublich, wie für ein leeres CSU-Wahlversprechen Steuergeld verpulvert wurde«, sagt Verkehrsexperte Stephan Kühn von den Grünen, der seine Partei im Parlamentarischen Untersuchungsausschuss zur Maut vertritt. GT, SVE

## Chappattes Welt



Faki Mahamat, von der Leyen in Addis Abeba

## EU-Außenpolitik

### Neustart mit Afrika

● Die EU will ihre Zusammenarbeit mit Afrika deutlich ausbauen, etwa in der Umweltpolitik oder bei der Migration. Zur Digitalisierung heißt es im 16-seitigen Entwurf für eine neue Afrikastrategie, den die EU-Kommission kommende Woche vorstellen will: »Es wird geschätzt, dass eine zehnprozentige Steigerung der digitalen Abdeckung zu einer Steigerung von rund einem Prozent des afrikanischen Bruttoinlandsprodukts führen würde.« Die EU will laut Entwurf von 2021 bis 2027 60 Milliarden Euro an Garantien für nachhaltige Investitionen vor allem in Afrika bereitstellen. Die Migration nach Europa werde weiterhin bedeutsam sein, heißt es im Papier. Ziel sei, »eine gut organisierte, reguläre und sichere Migration« zu ermöglichen und dabei das Schmugglerwesen »zu bekämpfen«. Die EU verspricht zudem, »Menschen, die internationalen Schutz benötigen, in Europa anzusiedeln«. Die Afrikanische Union (AU) und die EU sollten gemeinsam für Multilateralismus eintreten; vereint seien sie der größte Stimmenblock in der Uno. Am Donnerstag traf sich EU-Kommissionschefin Ursula von der Leyen im äthiopischen Addis Abeba mit dem Vorsitzenden der AU-Kommission, Moussa Faki Mahamat. Während der deutschen EU-Ratspräsidentschaft im Oktober ist ein EU-Afrika-Gipfel geplant.

Europaparlamentarier wollen genau hinschauen, ob der neuen Strategie auch Taten folgen. Seit Jahren verspreche die EU Afrikapartnerschaft auf Augenhöhe, sagt der grüne Entwicklungspolitiker Erik Marquardt, »doch am Ende setzen sich vor allem die europäischen Interessen durch«. Grüneaußenpolitikerin Hannah Neumann fordert, die Menschenrechtsslage in Afrika nicht aus den Augen zu verlieren. MP

## Suizidhilfe Spahn blockiert

● Rechtsexperten fordern Bundesgesundheitsminister Jens Spahn (CDU) auf, nach dem Urteil des Bundesverfassungsgerichts zur Suizidassistenten das tödliche Mittel Natrium-Pentobarbital für sterbewillige Schwerstkranke freizugeben. »Nach diesem Urteil gibt es keinen Grund mehr, dieses für einen sanften Suizid am besten geeignete Mittel zu verweigern«, sagt der Münchner Medizinrechtler Wolfgang Putz, der einen Arzt in Karlsruhe vertreten hatte. Auch Ulrich Schellenberg, ehemals Präsident des Deutschen Anwaltvereins, fordert Spahn auf, »seine Blockadehaltung zu beenden«. Schon 2017 hatte das Bundesverwaltungsgericht in Leipzig verlangt, dass unheilbare Kranke mit gravierenden Leiden nach einer Prüfung ihres Falls das Medikament bekommen dürften. Spahn drängte das zuständige Bundesinstitut

aber dazu, solche Anträge pauschal abzulehnen, mit dem Argument, die Erlaubnis würde den Werten widersprechen, auf denen Paragraf 217 des Strafgesetzbuchs beruhe. Diesen Paragrafen – das Verbot der geschäftsmäßigen Förderung der Selbsttötung – hat das Bundesverfassungsgericht nun gekippt. Dass Spahn jetzt argumentiert, Karlsruhe habe zugleich erklärt, dass es keinen »Anspruch« auf Hilfe zur Selbsttötung gebe, nennt Schellenberg »irreführend«. Darum gehe es gar nicht, sondern um einen Anspruch auf das bestwirksame Medikament. Den habe das Leipziger Gericht bereits bestätigt. Auch dass dazu in Karlsruhe ein weiteres Verfahren anhängig ist, sei, anders als Spahn nahelegt, kein Grund zu warten. Darin würde das Leipziger Urteil gar nicht angegriffen, so die Experten. Er rechne damit, sagt Putz, dass die Verfassungsrichter die Abgabe des Mittels sogar noch erleichterten. HIP

## Koalition Tauziehen um den Wehrbeauftragten

● In der Großen Koalition gibt es Streit um den Wehrbeauftragten. Grund dafür ist das Zögern der Sozialdemokraten, den bisherigen Amtsinhaber Hans-Peter Bartels (SPD) erneut zu nominieren. Für den Posten interessiert sich der einflussreiche SPD-Haushaltspolitiker Johannes Kahrs. Die Personalie werde wohl in einer der nächsten Sitzungswochen »aufgerufen«, heißt es in der SPD-Fraktion. In der Unionsfraktion dagegen will man Bartels behalten und spricht dem Koalitionspartner das Recht ab, einen neuen Kandidaten zu nominieren. »Das Vorschlagsrecht ist mittlerweile strittig«, sagt der CDU-Abgeordnete Johann Wadephul. »Ich finde es bemerkenswert, dass die SPD einen im Amt befindlichen und hoch anerkannten

Wehrbeauftragten nicht wieder aufstellen will.« Bartels mache seine Arbeit gut. »Die Diskussion wäre beendet, wenn die SPD Herrn Bartels nominieren würde.« Die Unionsfraktion könne jederzeit aus ihren Reihen jemanden vorschlagen, so Wadephul. Das Vorschlagsrecht wurde während der Koalitionsverhandlungen der SPD zugesprochen. Schriftlich wurde dazu offenbar nichts festgehalten, die handelnden Personen aufseiten der SPD sind nicht mehr im Amt. Möglicherweise wird sich daher der Koalitionsausschuss im März mit dem Streit befassen. LVR



Bartels

GREGOR FISCHER / PICTURE



TIM WEGNER / DER SPIEGEL

## Der Augenzeuge

# »Völlig alleingelassen«

Ab diesem Wochenende gilt bundesweit die umstrittene Impfpflicht für Schülerinnen und Schüler: Sie müssen den Schutz vor Masern nachweisen. Aber wie? Stefan Wesselmann, Landesvorsitzender des Verbands Bildung und Erziehung in Hessen und Leiter einer Grundschule, ist fassungslos.

● »Am Sonntag tritt die Impfpflicht für alle neu angemeldeten Schülerinnen und Schüler in Kraft. Wir werden allein bei uns in Rödermark, einer der größten Grundschulen in Hessen, in den nächsten Wochen rund 150 Anmeldungen haben. In jedem einzelnen Fall müssen wir dann kontrollieren, ob der Impfschutz für Masern vollständig ist. Ich weiß zwar, wie der gelbe Impfausweis aussieht, aber uns Schulleitern hat niemand gesagt, worauf wir in diesem Ausweis achten müssen. Uns hat überhaupt so gut wie keine Information erreicht. Ich habe lediglich eine allgemeine Powerpoint-Präsentation des Kreises bekommen, deren ursprüngliche Herkunft ich nicht kenne. Immerhin taucht das Hessen-Logo darin auf – aber ein Erlass oder eine Anordnung ist das natürlich nicht.

So ziemlich alle wichtigen Fragen bleiben offen: Wie klären wir rechtssicher, ob ein Kind den Impfschutz hat? Wie viel Zeit geben wir zur Nachimpfung? Wie läuft das genaue Verfahren, wenn kein Impfschutz vorliegt? Die Schulpflicht geht auf jeden Fall vor, aber was ist mit Nachmittagsangeboten unseres Betreuungsvereins? Darf ich Daten von nicht geimpften Kindern dahin weitergeben? Oder müssen die Eltern den Impfschutz noch einmal nachweisen? Außerdem muss ich als Schulleiter ja auch noch kontrollieren, dass Erwachsene, die regelmäßig in die Schule kommen, geimpft sind. Neben den 40 Beschäftigten betrifft das Inklusionsassistenten, ehrenamtlich arbeitende Eltern und viele andere.

Man muss es leider so sagen: Mit dem neuen Gesetz bekommen wir ab Sonntag enorme Zuständigkeiten, werden damit aber nicht zum ersten Mal völlig alleingelassen. Es gibt kaum Informationen und keine Ressourcen für die neuen Aufgaben. Für mich bleibt der Eindruck, dass da Arbeit von oben nach unten verteilt wird: Ausbaden müssen es die hoch belasteten Schulleitungen. Wieder einmal zeigt sich, dass die Politik überhaupt nicht weiß, welche Auswirkungen ihre Entscheidungen auf Schule hat.«

Aufgezeichnet von Armin Himmelrath

So gesehen

# Brennpunkt Apolda

Merz preist Ostdeutschen  
Kreuzberg als Beispiel an.

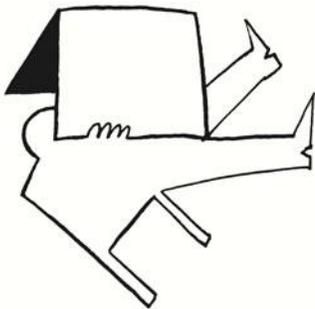
● Im Kampf um den CDU-Vorsitz droht Friedrich Merz mit schonungsloser Kritik die als sicher geltende Unterstützung ostdeutscher Parteiverbände zu verspielen. Mit den Worten »Das hier ist nicht Berlin-Kreuzberg« hielt der Reformkandidat am Aschermittwoch den Besuchern einer Veranstaltung in dem thüringischen Städtchen Apolda ihre eigene Rückständigkeit vor.

So harsch sie auch klingen mag – tatsächlich belegen zahlreiche Fakten die merzische These: Apolda zählt etwa 22 000 Einwohner mit rückläufiger Tendenz, Kreuzberg hat heute siebenmal so viele Bewohner und wächst. Aus Apolda stammt zwar die innovative Hunderasse Dobermann, in Kreuzberg

»Kinder und Hunde, alles lärmt durch-einander.«

»Hier ist ein böses Nest und lärmig, und ich bin aus aller Stimmung. Kinder und Hunde, alles lärmt durcheinander ...«, berichtete Johann Wolfgang von Goethe bereits 1779 unwillig aus Apolda, und feierwütige Studenten besangen den Ort wegen der dortigen Verfügbarkeit gesundheitsschädlicher Rauchwaren: »Knaster, den gelben, hat uns Apolda präpariert!«

Mit den Worten »Das ist mitten in Deutschland!« empörte sich Merz vor vollem Haus über die Zustände. Ein mutiges, wenngleich riskantes Signal des Mannes, der seiner Partei und dem ganzen Land »Aufbruch und Erneuerung« verspricht. Hoffentlich wird er nicht missverstanden. Stefan Kuzmany



Diensthandys

## Löschen erlaubt

● Bundesminister können selbst entscheiden, ob sie SMS-Nachrichten auf ihren Diensthandys löschen oder zu den Akten geben. Das geht aus der Antwort der Regierung auf eine Kleine Anfrage der FDP-Fraktion hervor. Demnach »findet eine Speicherung von SMS und Telefonkontakten außerhalb der Geräte mit Blick auf den Daten- und Persönlichkeitsschutz nicht statt«. Die Regierung beruft sich auf eine Richtlinie, wonach Minister ihre Handys »auch privat« nutzen könnten. Falls »aktenrelevante digitale Informationen« anfielen, würde von der Haus-

leitung »sichergestellt«, dass diese registriert würden. Allerdings wurde jüngst im Zuge der Berateraffäre im Verteidigungsministerium bekannt, dass bei den Diensthandys von Ex-Ministerin Ursula von der Leyen (CDU) die Daten gelöscht worden waren. Sie waren dadurch für den Untersuchungsausschuss im Bundestag verloren. »Die Geschäftsordnung der Bundesministerien und die Registraturrichtlinie sind noch für das analoge Zeitalter gemacht«, sagt der FDP-Innenexperte Konstantin Kuhle. Seine Fraktion wird einen Antrag stellen, dass in den Ministerien eine »weisungsunabhängige Stelle« über die Archivierung von Daten entscheidet und nicht die Minister. SVE

Windkraft

## »Stromtransport verbraucht Strom«



Der österreichische Ökonom Gabriel Felbermayr, 43, Präsident des Instituts für Weltwirtschaft in Kiel, über eine Regionalisierung des Energiemarkts

**SPIEGEL:** Herr Felbermayr, Schleswig-Holstein droht mit dem Ausstieg aus dem gemeinsamen deutschen Strommarkt, um Windenergie im Norden direkt zu vermarkten. Sind Sie geistiger Pate dieser Idee?

**Felbermayr:** Ich befürworte das, aber das liegt schon lange in der Luft. Würde der Strom regional gehandelt und vertrieben, wäre er in Schleswig-Holstein nämlich billig und in Bayern, wo er knapp ist, teuer. Doch statt dass der Strom vor Ort nutzbar gemacht wird, regeln wir Windkraftanlagen im Norden ab und werfen damit Strom weg.

**SPIEGEL:** Von 2015 bis 2019 haben Stromzahler rund 1,3 Milliarden Euro für sogenannten Geisterstrom bezahlt: für Strom, den Windkraftbetreiber nicht einspeisen durften, weil die Netze überlastet waren.

**Felbermayr:** Um diesen »Wegwerfstrom« zu nutzen, muss er regional handelbar werden – und damit günstiger. Man müsste eine eigene Strombörse Nord schaffen. Das würde allerdings am Widerstand der Südländer, von Hessen bis Bayern, scheitern.

**SPIEGEL:** Deren Juristen können sich dabei auf die Verfassung berufen.

**Felbermayr:** Das Grundgesetz garantiert gleichwertige Lebensverhältnisse, ja. Dort steht freilich nicht, dass Strompreis-

zonen in Deutschland illegal wären. Auch die EU lässt regionale Strommärkte zu. Die skandinavischen Flächenländer haben mehrere Stromzonen, teilweise sogar länderübergreifend.

**SPIEGEL:** Was läuft bei uns falsch?

**Felbermayr:** Die Verhältnisse auf dem deutschen Strommarkt verzerren die Realität gleich doppelt. Einerseits ärgern sich die Menschen im Norden, dass die neuen Hochspannungsleitungen, die ihren Windstrom abtransportieren, ihre Stromrechnung verteuern. Denn die Netzentgelte werden regional umgelegt und sind ein hoher Bestandteil am Gesamtpreis. Die Menschen im Süden wiederum haben keinen Anreiz, ihre Leitungen für den Windstrom aus dem Norden auszubauen, da dies ihre Stromrechnung verteuern würde. Durch diese Verbilligung entstehen im Speckgürtel von München etwa neue Parks für stromfressende Server – statt bei Hamburg.

**SPIEGEL:** Würde die Industrie auf einem regionalisierten Strommarkt also nach Norden, zu den Stromproduzenten, umziehen?

**Felbermayr:** Wenn wir überall gut ausgebaute Leitungen hätten, würden verschiedene Märkte nicht zwingend verschieden hohe Strompreise bedeuten. Denn dorthin, wo Strom knapp und damit teuer wäre, würde dann Strom aus einem benachbarten Strommarkt fließen, wo er gerade billig ist. Allerdings ist es eine physikalische Tatsache, dass beim Transport von Strom immer Strom verbraucht wird. Deshalb ist es sehr oft volkswirtschaftlich sinnvoll, Strom dort zur Produktion von energieintensiven Gütern und Dienstleistungen einzusetzen, wo er reichlich vorhanden ist. AB



Diese Werbung ist Werbung dafür, dass wir heute keine Werbung für uns machen: kein Big Mac, keine Pommes, keine Cola. Denn das Schaltjahr schenkt uns allen einen zusätzlichen Tag. Und wir von McDonald's verschenken an diesem 29. Februar unsere Werbung in Funk, Fernsehen und Social Media an Tredom: Eine Organisation, die der Welt Bäume schenkt. Auf **tredom.net** erfahren Sie, wie Sie dabei helfen können.



Kulisse des Parteitags in Leipzig 2019: Schwerste Krise seit der Spendenaffäre

## Die Reifeprüfung

**CDU** Friedrich Merz und Armin Laschet kämpfen um den Parteivorsitz und damit perspektivisch um die Kanzlerschaft – der eine ist konservativ, der andere sieht sich pragmatisch in der Mitte. Der Sieger könnte die Zukunft des Landes bestimmen.

**E**s fängt an mit der Haltung. Damit, wie sie dasitzen, wie sie ihren Körper positionieren, welche Wirkung sie so erzielen. Wahrscheinlich sagt die Haltung schon etwas darüber aus, wie dieser Wahlkampf verlaufen wird.

Friedrich Merz hat für das Interview ins Haus des CDU-Wirtschaftsrats in Berlin-Mitte gebeten, er ist hier Vizepräsident. Er sitzt in einem Besprechungsraum an einem massiven Holztisch. Während des Gesprächs lässt er sich allmählich tiefer in seinen Stuhl sinken, dann verschränkt er die Hände hinter dem Kopf und lässt sie dort, minutenlang, die Ärmel des Sakkos rutschen fast bis zu den Ellbogen hoch. Es ist die Haltung eines Mannes, der sich überlegen fühlt. Der sich seiner Sache sicher ist, sehr sicher.

Armin Laschet hat in sein Büro in der Düsseldorfer Staatskanzlei gebeten, er ist hier der Ministerpräsident. Er sitzt in einem leichten Sessel, der zu einer Sitzgruppe gehört. Während des Gesprächs rutscht er mal nach vorn auf die Kante, dann lehnt er sich zurück, dreht sich diesem Gesprächspartner zu, dann dem anderen, je nachdem, wer ihn angesprochen hat. Es ist die Haltung eines Mannes, der gut darin ist, Menschen für sich einzunehmen.

Merz gegen Laschet, das ist die Lage, das wird die Auseinandersetzung. Ja, es gibt noch Norbert Röttgen, auch er kandidiert für den CDU-Vorsitz, er kann reden, versteht viel von Außenpolitik, sieht gut aus. Am Ende aber entscheidet ein Parteitag, und dort geht es um den Rückhalt in der Partei, unter den Delegierten. Da sieht es für Röttgen bislang nicht so gut aus.

Es deutet deshalb viel darauf hin, dass sich Ende April in Berlin alles zwischen Friedrich Merz, 64, und Armin Laschet, 59, entscheiden wird. Wer dort gewinnt, wird mit hoher Wahrscheinlichkeit Kanzlerkandidat der Union, also von CDU und CSU. Und dann womöglich Kanzler.

Der SPIEGEL hat mit beiden, Merz und Laschet, ein Gespräch geführt, jeweils einzeln, für die direkte Konfrontation war es noch zu früh. Die Fragen an beide sind trotzdem ähnlich, stellenweise sind es dieselben. Es sind die Fragen, die sich aus der Zeit ergeben: nach Gerechtigkeit, Ökologie, dem Verhältnis zu Angela Merkel. Es geht darum, wie die beiden dem grassierenden Rassismus begegnen, wie sie dieses Land in die Zukunft führen wollen. Und darum, wie sie auf den jeweils anderen blicken.

Es ist kein normales politisches Umfeld, in dem sich dieser Wettstreit abspielt. Die Zeiten sind besondere, das gilt für die Situation der CDU, für die Lage des Landes, für die Welt.

Die Partei erlebt die schwerste Krise seit ihrer Spendenaffäre vor zwei Jahrzehnten. Schon lange, spätestens seit dem Höhepunkt der Flüchtlingskrise 2015, haben in der Union ungelöste Konflikte geschwelt. Die Ereignisse der vergangenen Wochen, vor allem der Tabubruch von Thüringen, wo die CDU mit den Stimmen der AfD einen FDP-Ministerpräsidenten wählte, haben diese Konflikte endgültig ausbrechen lassen. Und Parteichefin Annegret Kramp-Karrenbauer, die faktisch bereits lange vorher gescheitert war, verkündete ihren Rückzug.

Es war das Scheitern eines gewagten Modells: Angela Merkel war 2018 bereit, den Parteivorsitz abzugeben, wollte aber Kanzlerin bleiben und nahm in Kauf, dass Kramp-Karrenbauer damit immer das entscheidende Stück Autorität fehlen würde: jene Autorität, die nur die Exekutive verleihen kann. In einer Partei wie der CDU, die sich stets an der Macht orientiert, wog das besonders schwer.

Auch der nächste Parteichef wird bis zur Bundestagswahl, also womöglich noch anderthalb Jahre lang, mit diesem Dualismus zurecht kommen müssen – was besonders im Fall Merz, den mit Merkel eine regelrecht obsessive Rivalität verbindet, nur schwer vorstellbar ist. Die Kanzlerin, die sich aus diesem innerparteilichen Wahlkampf heraushalten will, wird dadurch jederzeit präsent sein. Sie schwebt über allem.

Das gilt auch für die programmatische Diskussion. Merkel hat die Partei nach links gerückt, viele sagen: unkenntlich, beliebig gemacht, entkernt. Die CDU war nie eine Partei, die sich in erster Linie über ihr Programm definiert, doch am Ende der Ära Merkel ist kaum noch etwas so, wie es mal war.

Wer will die CDU sein? Mit welcher Ausrichtung kann sie als Volkspartei überleben? Das sind die Fragen, die diesen Wahlkampf prägen werden. Merz will, auch wenn er das bestreitet, ein Stück zurück nach rechts. Laschet will jene Mitte verteidigen, die Merkel erobert hat.

All dies spielt sich in einem Land ab, das seine Gewissheiten verloren hat. Viele Jahrzehnte lang haben die Deutschen mit dem Gestus der Überlegenheit auf ihre europäischen Nachbarländer und erst recht auf andere Weltgegenden geschaut. Mittlerweile machen sie im Ausland die Erfahrung, dass dort vieles besser funktioniert, Netzabdeckung, Verkehr, elektronische Verwaltung.

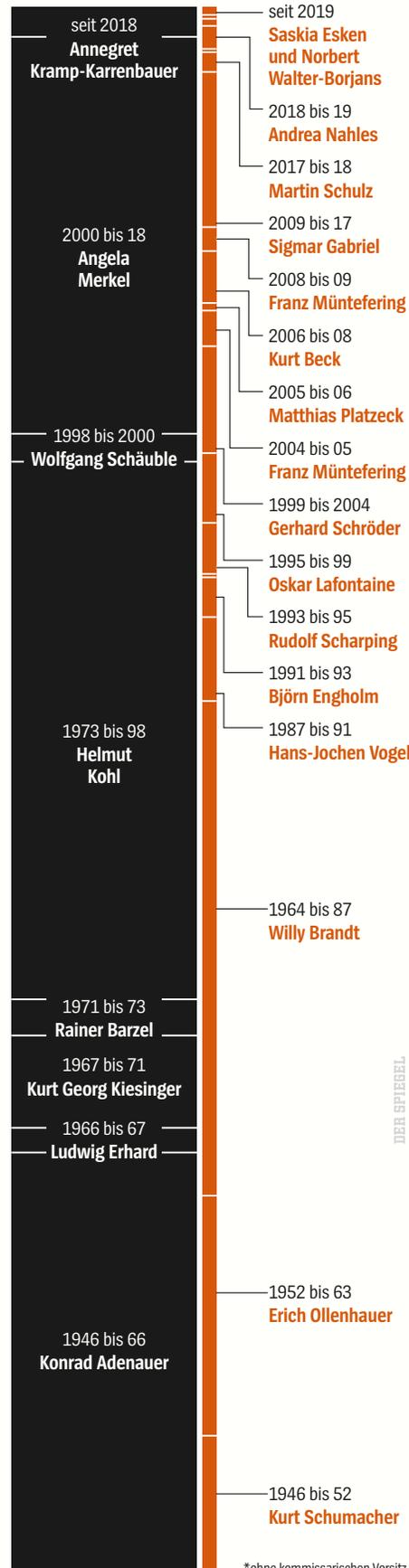
Die Bürger spüren, dass ihr Land den Anschluss verlieren könnte, dass Erfindun-

## Spitzenpersonal

Gewählte Parteivorsitzende von CDU und SPD\*

**CDU: 8**

**SPD: 17**



gen, die diese Zeit prägen, anderswo gemacht werden, dass nicht einmal ein Pfeiler wie die Automobilindustrie in Zeiten der Klimakrise noch sicher steht. Während Freitag für Freitag Schülerinnen und Schüler auf die Straße gehen und das Klima retten wollen, machen sich Facharbeiter in Baden-Württemberg Sorgen, was aus ihnen wird, wenn niemand mehr Verbrennungsmotoren kauft.

Es gibt zudem eine Spaltung zwischen Stadt und Land, zwischen Jung und Alt, zwischen denen, die ein offenes, tolerantes Land wollen, und denen, die sich von zu viel Offenheit überfordert fühlen, die sich wohler fühlen, wenn alles etwas enger ist. Mit der AfD sitzt Rassismus jetzt in den Parlamenten, Hemmschwellen sinken.

Es könnte die Zeit für eine Volkspartei sein, der es gelingt, wieder so etwas wie einen gemeinsamen Nenner für diese Gesellschaft zu formulieren. Die SPD ist derzeit dazu nicht in der Lage, weshalb die Frage umso drängender ist, ob die CDU es noch einmal vermag, trotz aller Vereinzelung und Zerfaserung der Gesellschaft. Falls ja, könnte sie zu alter Stärke zurückfinden. Scheitert sie daran, hat auch sie ihr Existenzrecht als Volkspartei verspielt.

Das sind die Herausforderungen, denen sich die Konkurrenten stellen müssen. Kann Friedrich Merz, der stets in Gegensätzen denkt, in Kategorien des Wettbewerbs, solch einen gesellschaftlichen Konsens formulieren? Vermag es Armin Laschet, der zwar ein großes Bundesland regiert, aber eben nur ein Bundesland? Die wichtigen Fragen auf seiner bisherigen Ebene drehen sich darum, wie viele Lehrer und Polizisten man einstellt.

Angela Merkel musste sich mit der globalen Finanzkrise auseinandersetzen, mit der europäischen Schuldenkrise, der Flüchtlingskrise. Ihr Nachfolger im Kanzleramt wird es gewiss nicht leichter haben, eher im Gegenteil.

Die liberale Demokratie ist seit einiger Zeit in Bedrängnis, weltweit, und nun steht auch noch die Frage im Raum, ob sie mit ihren mühsamen, kleinteiligen Prozessen in der Lage ist, der Klimakrise zu begegnen. Da wirkt es erst mal ziemlich klein, wenn die CDU sich nun bis Ende April Zeit für die Frage nimmt, wer sie künftig anführen soll. Aber eigentlich ist das gar nicht so viel Zeit angesichts der Dimension der Aufgaben. Die Partei sollte diese Zeit allerdings auch wirklich für Klärungen nutzen, echte Klärungen.

Merz, Laschet und Röttgen wollen sich Anfang der Woche zusammensetzen, um »das weitere Verfahren zu besprechen«, wie es heißt. Es geht um die Spielregeln für einen Wettstreit, dessen Ausgang das Land auf Jahre prägen könnte.

Christoph Hickmann, Veit Medick

\*ohne kommissarischen Vorsitz

# »Wie viel wollen wir denn noch verlieren?«

**SPIEGEL-Gespräch** Friedrich Merz, 64, über seinen Plan für Deutschland, die Gefahr des Rechtsextremismus, seine Fehde mit Angela Merkel und seine Schwächen

**SPIEGEL:** Herr Merz, Sie wollen CDU-Vorsitzender und Kanzlerkandidat werden, also Angela Merkel beerben. Wie ist Ihr Verhältnis zur Kanzlerin?

**Merz:** Gut.

**SPIEGEL:** Den Eindruck hatten wir bislang nicht. Was war denn die größte Leistung von Frau Merkel?

**Merz:** 15, vielleicht sogar 16 Jahre lang Kanzlerin dieses Landes zu sein.

**SPIEGEL:** Also keine inhaltliche Leistung?

**Merz:** Doch, natürlich. Angela Merkel hat mit ihrer Regierung in einer sehr schwierigen Lage 2008 und 2009 die Finanzkrise bewältigt. Das wird im Rückblick wahrscheinlich als eine der größten Leistungen ihrer Amtszeit bewertet werden.

**SPIEGEL:** Und ihre größte Fehlleistung?

**Merz:** Alles andere zu beurteilen sollten wir den Historikern überlassen.

**SPIEGEL:** Nehmen wir an, Sie gewinnen die Wahl und werden CDU-Chef. Können Sie verstehen, dass uns die Fantasie fehlt, wie Sie fast anderthalb Jahre lang mit einer Kanzlerin Merkel auskommen sollen?

**Merz:** Kann ich verstehen, ja.

**SPIEGEL:** Wie wollen Sie das lösen?

**Merz:** Wir sprechen gegebenenfalls nach meiner Wahl darüber, wie wir das machen.

**SPIEGEL:** Sie sagen, Sie stünden für »Aufbruch und Erneuerung«. Vor zwei Jahrzehnten waren Sie allerdings schon Fraktionschef im Bundestag. Wo soll da, bitte, die Erneuerung sein?

**Merz:** Ich bitte Sie, machen Sie die Fähigkeit zur Erneuerung am Lebensalter fest? Bernie Sanders ist in den USA zurzeit der Held der Jugend, und er ist 14 Jahre und einen Herzinfarkt älter als ich. Wir können auch in Deutschland Leidenschaft und Engagement in den politischen Diskurs zurückbringen. Das ist intellektuell anstrengend. Aber es muss sein, wenn wir wieder echte Debatten führen wollen.

**SPIEGEL:** Ihr großes Versprechen ist es, die Wahlergebnisse der AfD zu halbieren. Wie wollen Sie das eigentlich hinkriegen?

**Merz:** Die größte Partei in Deutschland ist die Partei der Nichtwähler. Von denen

können wir viele für uns gewinnen. Und die AfD ist bei vielen Wählerinnen und Wählern das Ventil für die Unzufriedenheit mit uns, mit der Union. Das darf so nicht bleiben. Ich bin fest davon überzeugt: Wenn wir uns wieder klarer positionieren, wenn wir unsere Kernkompetenzen wieder besser formulieren, dann bekommen wir von dort mehr zurück, als wir irgendwo anders hin verlieren. Wie viel wollen wir denn noch verlieren? Wir liegen ohne die CSU jetzt noch bei rund 22 Prozent.

**SPIEGEL:** Also muss die CDU aus Ihrer Sicht ein Stück nach rechts rücken?

**Merz:** Nein. Wir müssen das Fundament der CDU wieder so verbreitern, dass alle bürgerlichen Wählerinnen und Wähler bei uns zu Hause sind: die sozialpolitisch Engagierten, die Liberalen und die Wertkonservativen. Das waren immer die drei großen und starken Wurzeln der CDU.

**SPIEGEL:** Was hat diese Wähler in den vergangenen Jahren verprellt? Etwa nur die Flüchtlingspolitik von Angela Merkel?

**Merz:** Ganz sicher war das eine Ursache, ja. Dazu beigetragen haben aber auch große Teile der Europapolitik, speziell die Eurorettungspolitik. Das war ja auch die Gründungsgeschichte der AfD, bevor sie zu großen Teilen rechtsradikal wurde. Dazu kommt bis heute ein zu häufiges Nachgeben gegenüber der SPD. Aber ich schaue nicht zurück. Wir treten jetzt in eine neue Phase ein.

**SPIEGEL:** Klingt aber tatsächlich ziemlich rückwärtsgewandt. Sie wollen die Grenzen schließen und die Europapolitik entmerken. Verstehen wir das richtig?

**Merz:** Ich will zurück zur Disziplin im Euroraum, das stimmt. Ich will die immer noch weiter steigende Verschuldung in manchen Mitgliedstaaten nicht einfach hinnehmen. Aber darin erschöpft sich doch nicht meine Europapolitik. Ich will mehr Gemeinsamkeiten in Europa, und das heißt, dass wir mehr Souveränität mit anderen teilen. Deutschland überlebt nur in einem starken Europa, einem Europa, das auch seine Außengrenzen besser schützt. Grenzkontrollen an den Binnengrenzen sind immer nur anlassbezogen zulässig, aber wenn ein solcher Anlass besteht, dann

müssen sie auch zwingend sein. Der Kontrollverlust an unseren Grenzen von 2015 und 2016 darf sich einfach nicht wiederholen – zu diesem Ergebnis ist ja auch die CDU unter dem Vorsitz von Annegret Kramp-Karrenbauer im vorigen Jahr schon gekommen.

**SPIEGEL:** Wie wollen Sie dem grassierenden Rassismus entgegentreten?

**Merz:** Der offensichtlich zunehmende Fremdenhass in unserem Land ist eine Herausforderung für die ganze Gesellschaft. Gerade in Deutschland müssen wir ganz konsequent und wenn notwendig mit allen Mitteln des Rechtsstaates dagegen vorgehen. Aber juristische Schritte sind das eine, viel wichtiger ist das gesellschaftliche Umfeld. Da sind wir alle aufgerufen, ein tolerantes und weltoffenes Klima in diesem Land zu bewahren.

**SPIEGEL:** Uns ist aufgefallen, dass Sie bei Ihren Auftritten häufig Rechtsextremismus und Linksextremismus quasi gleichsetzen.

**Merz:** Nein, ganz im Gegenteil. Es gibt Gemeinsamkeiten, aber es gibt auch erhebliche Unterschiede zwischen rechtsextremem und linksextremem Gewalt. Ja, wir haben ein Problem mit wieder zunehmendem und gewaltbereitem Linksradikalismus, aber die Sicherheitsbehörden haben das zurzeit weitgehend im Griff. Aus dem rechtsradikalen Spektrum hingegen haben wir in den letzten Jahren rund 100 Mordopfer zu beklagen. Und das ist gerade in Deutschland besonders furchtbar. Richard von Weizsäcker hat als Bundespräsident, bezogen auf den Nationalsozialismus, einmal sinngemäß gesagt, die heutige Generation hat nicht die Verantwortung für das, was war. Aber sie hat die Verantwortung dafür, was daraus wird.

**SPIEGEL:** Sie meinen seine berühmte Rede von 1985, 40 Jahre nach Kriegsende.

**Merz:** Ja. Das war ein großer Satz. Wir stehen alle, ob wir wollen oder nicht, im historischen Kontext dieses schrecklichen Teils unserer Geschichte. Und deswegen finde ich, wir müssten da mehr differenzieren. Ich habe massive und grundsätzliche Vorbehalte gegen die Linkspartei, und es gibt viele gute Gründe für die CDU, eine Zusammenarbeit mit ihr auszuschließen.

Das Gespräch führten die Redakteure Christoph Hickmann und Veit Medick in Berlin.



PETER RIGAUD / DER SPIEGEL

**Christdemokrat Merz:** »Die Grünen sind mir einfach zu rückwärtsgewandt«

Aber der Rechtsradikalismus in Deutschland hat eine ganz andere Qualität und eine ganz andere Dimension als jede andere Form von politischem Radikalismus.

**SPIEGEL:** Soziale Gerechtigkeit, können Sie mit dem Begriff etwas anfangen?

**Merz:** Zweifeln Sie ernsthaft daran? Soziale Gerechtigkeit ist ein Kernbestandteil unserer gesellschaftlichen und politischen Ordnung. Wir haben mit unserem Sozialstaat ja auch sehr viel erreicht. Heute ist für mich Generationengerechtigkeit die neue soziale Frage. Wir brauchen einen neuen Generationenvertrag. Wir verschieben zu große Lasten der Gegenwart auf die Schultern der nächsten Generation. Das muss eine Partei, die sich christlich-demokratisch nennt, bald ändern.

**SPIEGEL:** Das klingt wolkig. Die Rente mit 63 würden Sie wieder abschaffen?

**Merz:** Die Rente mit 63 gilt ja nicht für alle, sondern nur für bestimmte Altersgruppen mit mindestens 45 Beitragsjahren. Für die Zukunft muss das Verhältnis zwischen Ar-

beitszeit und Ruhestand noch einmal neu justiert werden. Wir werden auch den Rentenversicherungsbeitrag nicht bei 20 Prozent und das Rentenniveau gleichzeitig bei 48 Prozent halten können. Es sei denn, wir erhöhen den Bundeszuschuss auf 200 bis 250 Milliarden Euro. Dann ist das aber auch keine beitragsbezogene Rente mehr.

**SPIEGEL:** Stünden unter Ihnen auch Projekte wie der Mindestlohn, die längere Auszahlung des Arbeitslosengelds oder der Kündigungsschutz zur Disposition?

**Merz:** Nein. Es mag Sie überraschen, aber ich war schon vor Jahren ein Befürworter eines gesetzlichen Mindestlohns. Ich bin allerdings immer noch der Auffassung, dass über die Höhe die Tarifvertragsparteien vorentscheiden müssen. Und die Themen Arbeitslosengeld und Kündigungsschutz stehen nicht auf der Tagesordnung.

**SPIEGEL:** Über Sie heißt es immer wieder, dass Ihre größte Schwäche der Umgang mit Menschen sei. Was sagen Sie dazu?

**Merz:** Das sagen vor allem diejenigen, die mich nicht kennen.

**SPIEGEL:** Als Sie 2018 schon mal CDU-Vorsitzender werden wollten, wurde eine Begebenheit aus dem Jahr 2004 öffentlich. Damals hatte ein Obdachloser Ihr Notebook gefunden und es zurückgegeben. Zum Dank haben Sie ihm Ihr Buch geschenkt: »Nur wer sich ändert, wird bestehen. Vom Ende der Wohlstandsillusion – Kursbestimmung für unsere Zukunft«. War das etwa großzügig und empathisch?

**Merz:** Diese Geschichte ist im November 2018 im Feuilleton der »FAZ« veröffentlicht worden, ohne dass der zuständige Redakteur es für nötig befunden hätte, einmal bei mir nachzufragen, ob sie auch wirklich stimmt. Und manchmal ist die halbe Wahrheit schlimmer als die ganze Unwahrheit.

**SPIEGEL:** Was stimmt denn?

**Merz:** Richtig ist, dass ich 2003 oder 2004 ein kleines elektronisches Adressverzeichnis am Berliner Ostbahnhof verloren habe. In den damaligen Handys konnte man ja kaum Adressen und Telefonnummern speichern. Also hatten wir so kleine, aufklappbare Organizer. Und ich weiß das noch ganz genau: Ich musste telefonieren, und dann habe ich das Telefon eingesteckt und dieses elektronische Notizbuch stehen gelassen, auf einem Treppenabsatz.

**SPIEGEL:** Und dann?

**Merz:** Ein oder zwei Tage später habe ich den Organizer von der Bahnhofspolizei zurückgebracht bekommen, und die hat mir gesagt: Wir wissen, wer das gefunden hat. Einen Namen wollten die Beamten mir aber nicht nennen. Sie haben mir nur ausrichten lassen: Bitte geben Sie dem Finder kein Geld, sondern schreiben Sie ihm über uns ein paar freundliche Zeilen, und legen Sie vielleicht noch ein kleines Präsent dazu. Das habe ich voller Dankbarkeit dann gemacht, und damit war das Thema für mich erledigt. 14 Jahre später wird diese Geschichte ausgegraben und mit dem Hinweis verbunden, der Finder sei ein Obdachloser gewesen. Einem Obdachlosen hätte ich ein solches Buch natürlich nicht geschickt, das ist doch völlig klar.

**SPIEGEL:** Trotzdem werden bestimmte Eigenschaften immer wieder mit Ihnen verbunden: Eitelkeit, Ehrgeiz, Egoismus. Das könnte ja eine Grundlage haben.

**Merz:** Natürlich versuchen meine Gegner, auch in der eigenen Partei, seit Jahren ein bestimmtes Bild von mir zu zeichnen. Das stimmt aber mit der Wirklichkeit nicht überein. Alle Leute, die mich kennen, fragen immer wieder: Wie kommt das eigentlich, dass du in dieser Weise beschrieben wirst? Auch von meinen Kollegen und Mitarbeitern werden Sie so etwas nicht hören.

**SPIEGEL:** Aber noch mal: Irgendwo muss es doch herkommen.

**Merz:** Allein meine Körpergröße ist natürlich eine denkbare Projektionsfläche für solche Vorurteile. Ich schaue deshalb rein

physisch auf viele Menschen von oben, der Schritt hin zu »von oben herab« ist dann nur noch ein kleiner Spin.

**SPIEGEL:** Aber was die Parteispitze angeht, kam eine sogenannte Teamlösung für Sie ja offenbar nicht infrage.

**Merz:** Na langsam. Wenn in den vergangenen Tagen von »Teamlösung« die Rede war, dann immer in dem Sinn, dass ich doch bitte auf die Kandidatur für den Vorsitz verzichten möge. Team geht aber auch unter meiner Führung. Für diese Variante habe ich bei den anderen Beteiligten wenig Bereitschaft angetroffen. Stattdessen hat man mich ständig gefragt, ob ich mich nicht in ein Team einreihen wolle, wobei immer im Unklaren geblieben ist, wie ein solches Team denn aussehen soll.

**SPIEGEL:** Was ist Ihre größte Schwäche?

**Merz:** Ich habe gelernt, dass ich noch mehr zuhören muss. Und vielleicht halte ich immer wieder Dinge für selbsterklärend, die es nicht sind.

**SPIEGEL:** Sie halten es also für Ihre größte Schwäche, dass Sie schlauer sind als die meisten anderen?

**Merz:** Das macht ja richtig Spaß mit Ihnen! Lassen Sie uns mal ernst bleiben. Die Menschen sind angesichts der Lage in der Welt sehr verunsichert, und anders als die Politik- und Medienprofis wie wir sind sie in ihrem Alltag mit anderen Dingen beschäftigt als mit Politik. Wir müssen mehr erklären, Sachzusammenhänge erläutern, Schlussfolgerungen plausibel machen.

**SPIEGEL:** Und Ihre größte Stärke?

**Merz:** Ich bringe Erfahrungen aus Politik und Beruf mit in das Amt des Vorsitzen-

den der CDU, ich verstehe beide Welten, kann Menschen zusammenführen. Und ich denke, dass ich in der Lage bin, einen sachlich orientierten, konturierten Wahlkampf zu führen, in dem politische Unterschiede wieder deutlich sichtbar werden.

**SPIEGEL:** Was ist die größte Stärke Ihres Konkurrenten Armin Laschet?

**Merz:** Er regiert das bevölkerungsreichste Bundesland sehr erfolgreich.

**SPIEGEL:** Und seine größte Schwäche?

**Merz:** Die kenne ich, aber darüber spreche ich nicht öffentlich.

**SPIEGEL:** Damit zum letzten großen Thema – Ökologie und Klimakrise.

**Merz:** Das mag vielleicht in diesem Interview das letzte Thema sein, aber aus meiner Sicht ist es derzeit, unterhalb der Ebene von Krieg und Frieden, das politische Thema Nummer eins.

## »Hier verändert sich alles – nichts bleibt, wie es war«

**SPIEGEL-Gespräch** Armin Laschet, 59, über die Gefahr von rechts, NRW als Blaupause für den Bund, den Poeten Robert Habeck und verschlammte Klausuren

**SPIEGEL:** Herr Laschet, Sie wollen CDU-Vorsitzender und Kanzlerkandidat werden, also Angela Merkel beerben. Wie ist Ihr Verhältnis zur Kanzlerin?

**Laschet:** Gut.

**SPIEGEL:** Was war denn die größte Leistung von Frau Merkel?

**Laschet:** Zunächst mal lenkt sie als Regierungschefin in einer sehr langen Kanzlerschaft erfolgreich eine der größten Wirtschaftsnationen. Die Menschen vertrauen ihr. Und das seit bald 15 Jahren, eine Zeitspanne, die man nach Helmut Kohl nie mehr für möglich gehalten hätte. International hat Angela Merkel in ihrer Kanzlerschaft drei große Krisen bewältigen müssen: Erst kam die Weltfinanzkrise, daraus folgend die europäische Schuldenkrise und dann 2015 die Flüchtlingskrise. Sie hat Deutschland und Europa in dieser Zeit zusammengehalten, trotz aller Spannungen, die es gab. Das ist eine immense Leistung.

**SPIEGEL:** Und ihre größte Fehlleistung?

**Laschet:** In einer langen Amtszeit mit unterschiedlichen Regierungsbeteiligungen gibt es im Rückblick vermutlich immer et-

was, was man anders hätte machen können. Aus heutiger Perspektive, wenn man sieht, wie wir darum ringen, den CO<sub>2</sub>-Ausstoß zu reduzieren, war wohl die Reihenfolge falsch, erst aus der Kernenergie auszusteigen und dann aus der Kohle. Diese Entscheidung ist aber nun unwiderruflich gefallen.

**SPIEGEL:** Sollte Merkel die volle Legislaturperiode Kanzlerin bleiben?

**Laschet:** Ja.

**SPIEGEL:** Sie sagen, Sie würden alles tun, um einen Richtungswechsel der CDU zu verhindern. Aber reicht ein Weiter-so?

**Laschet:** Es wird kein Weiter-so geben. Nach der nächsten Bundestagswahl wird eine völlig neue Bundesregierung gebildet, ohne Bundeskanzlerin Angela Merkel und in neuer Konstellation. Es liegen auch ganz andere Aufgaben vor uns. Da ist der Wettbewerb mit den USA und China. Hier geht es auch um die Frage: Welches Wertesystem setzt sich in der Welt durch? Weitere Herausforderungen sind die künstliche Intelligenz, die Energiewirtschaft, die wir gerade massiv umbauen und zukunftsfähig gestalten. Schon hier verändert sich alles, nichts bleibt, wie es war.

**SPIEGEL:** Sie beschreiben Herausforderungen, neue Antworten hören wir da nicht.

Ihr Konkurrent Friedrich Merz offenbar auch nicht. Er wirft Ihnen vor, Sie wollten nur den Status quo verwalten.

**Laschet:** Es mangelt uns nicht an Analysen, aber wir brauchen Konzepte und Ideen für die Zukunft von Deutschland. Auf der Grundlage diskutiere ich gern darüber, was richtig oder falsch für unser Land ist.

**SPIEGEL:** Zum Beispiel worüber?

**Laschet:** Wir brauchen auch im Bund eine stärkere Politik für industrielle Arbeitsplätze, zur Entlastung des Mittelstands, für Bürokratieabbau und Planungsbeschleunigung, technologische Lösungen beim Klimawandel, bessere Aufstiegschancen und Nulltoleranz gegenüber Kriminellen. Das ist meine tagtägliche Politik in Nordrhein-Westfalen. Was will er anders machen?

**SPIEGEL:** Herr Merz ist Ihnen zu wolkig?

**Laschet:** Es reicht jedenfalls nicht, Probleme nur zu beschreiben. Wir brauchen Lösungen, konkrete Handlungskonzepte. Für mich zählen praktische Umsetzung und reale Ergebnisse im Regierungshandeln. In diesem Wettbewerb um den Parteivorsitz werden die Delegierten entscheiden, ob das, was ich hier in der Praxis tue und leiste, der richtige Weg für das ganze Land und die Zukunft Deutschlands ist.

\* Das Gespräch führten die Redakteure Lukas Eberle, Christoph Hickmann und Veit Medick in Düsseldorf.

**SPIEGEL:** Also müsste sich die Politik bei Greta Thunberg bedanken, die die Aufmerksamkeit auf das Thema gelenkt hat?

**Merz:** Sie hat eine ganze junge Generation aufgewühlt. Und auch ich bin bewegt, wenn ich sehe, wie sich ein junges Mädchen so engagiert. Aber man muss ihr auch widersprechen, wo es notwendig ist.

**SPIEGEL:** Nämlich?

**Merz:** Ich widerspreche ihrer Behauptung, dass ihrer Generation die Jugend geraubt worden sei. Diese Jugend hatte die beste Jugend, die es überhaupt jemals in diesem Teil der Welt für eine Jugend gab.

**SPIEGEL:** Wie lässt sich die Klimakrise noch bewältigen? Müssen alle verzichten?

**Merz:** Den Herausforderungen des Klimawandels können wir nur mit modernster und neuester Technologie begegnen. Ich meine mich zu erinnern, dass sich Greta

Thunberg sogar schon positiv zur Nutzung der Kernenergie geäußert hat.

**SPIEGEL:** Werben Sie für eine Renaissance der Atomenergie?

**Merz:** Nein, das tue ich ausdrücklich nicht, das Thema ist in Deutschland durch. Aber vielleicht sehen wir in den kommenden Jahren technologische Entwicklungen, die ganz neue Chancen bieten. Es gibt hier in Berlin am Institut für Festkörper-Kernphysik zum Beispiel die Entwicklung eines sogenannten Dual-Fluid-Reaktors, der sogar in der Lage wäre, abgebrannte Brennstäbe wiederzuverwenden, deren Halbwertszeit dann auf wenige Jahrzehnte reduziert würde. Und ich rate uns, in allen diesen Fragen technologieoffen zu sein und keine künstlichen Tabus zu errichten. Da muss die CDU zur Not auch in harte Auseinandersetzungen mit den Grünen gehen.

**SPIEGEL:** Was stört Sie an den Grünen?

**Merz:** Stören ist der falsche Ausdruck. Sie sind mir einfach zu technikfeindlich und zu rückwärtsgewandt. Wir können nicht zurück zu einfachen und vorindustriellen Strukturen. Deshalb müssen wir mit den Grünen darüber streiten, wie wir denn mit einer vernünftigen Klimapolitik ein Industrieland bleiben können. An der deutschen Automobilindustrie zum Beispiel hängt jeder siebte Arbeitsplatz in diesem Land. Und da können wir den Verbrennungsmotor nicht im Jahr 2030 verbieten. Sorry, das ist in weniger als zehn Jahren. Ist das wirklich ernst gemeint? Mit allen Folgen für Millionen Arbeitsplätze? Auf diese Auseinandersetzung freue ich mich jetzt schon.

**SPIEGEL:** Herr Merz, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



MARCUS SIMATIS / DER SPIEGEL

**Ministerpräsident Laschet:** »Mein Vater war Bergmann«

**SPIEGEL:** Sie gelten als einer der Wegbereiter für Schwarz-Grün. Was haben die Grünen gerade, was der CDU fehlt?

**Laschet:** Die Grünen stehen in den Umfragen sehr gut da, auch weil sie als Team sympathisch wirken, vor allem aber weil sie inhaltlich in vielen Fragen relativ wenig einbringen. Ohne Position erhalten sie eben auch keinen Widerspruch. Die Grünen sind nicht in Regierungsverantwortung, müssen nicht konkret handeln und können sich so zu jedem Thema, das sie besetzen wollen, betont gefühlig äußern. Besonders beliebt sind ja die philosophischen Betrachtungen eines Poeten aus dem Norden. Das klingt ganz gut, verliert aber bei genauem Zuhören oder Nachfragen schnell an Substanz.

**SPIEGEL:** Sie meinen Robert Habeck. Wie kommen Sie gegen das grüne Hoch an?

**Laschet:** Im Bundestagswahlkampf sind die Grünen gezwungen, endlich mal konkret zu werden. Da wollen die Menschen dann zum Beispiel wissen: Wie können wir Industrieland bleiben? Wo kommt der Strom her? Wie erhalten wir unsere Automobilindustrie als Schlüsselbranche? Wie vertreten wir unsere Interessen in der Welt? Ich höre da schon ein: Nicht so schnell, da müssen wir erst mal die Interessen der Protestgruppen und Bürgerinitiativen berücksichtigen. Aber Politik verlangt Entscheidungen. Diese Sachdebatten müssen wir führen.

**SPIEGEL:** Ein Thema, mit dem Sie die CDU klar aufstellen wollen, ist der Kampf gegen rechts. Hat Ihre Partei die Gefahr eines militanten, gewaltbereiten Rechtsextremismus zu lange unterschätzt?

**Laschet:** Das ganze Land hat die Bedrohung unterschätzt. Zu Beginn des Jahrtausends ist der NSU mordend durch das Land gezogen, und niemand hat wahrgenommen, dass hier die politisch Rechten

am Werk waren. Stattdessen wurde über Milieukriminalität spekuliert. Selbst nach dem NSU haben wir alle die Brutalität der Rechten immer noch unterschätzt. Mittlerweile, nach dem Mord an Walter Lübcke, den Morden in Halle, den entsetzlichen Ereignissen in Hanau, müsste auch der Letzte wach geworden sein.

**SPIEGEL:** Was wollen Sie gegen diesen rechten Terror tun?

**Laschet:** Hier brauchen wir unterschiedliche Ansätze, ganzheitlich, auch gesamtgesellschaftlich. Es heißt, der Täter von Hanau sei psychisch krank gewesen. Aber davon abgesehen: Es gab immer schon psychisch kranke Menschen, auch psychisch labile Täter. Niemand wird einfach rechtsradikal. Die Gefahr für labile Menschen ist heute größer. Es herrscht in vielen Bereichen ein aggressives Grundklima, auf das sich ein anfälliger Mensch dann schneller draufsetzt. Und dieses Klima von Hass entsteht maßgeblich durch die Verrohung der Sprache. Das geschieht, einerseits, im Netz, anonym. Und andererseits ganz offen im Deutschen Bundestag.

**SPIEGEL:** Sie meinen die AfD?

**Laschet:** Natürlich. Seitdem die AfD im Bundestag sitzt, gibt es in nahezu jeder Plenarsitzung Beiträge, die das Klima vergiften, die gegen Religionen und Kulturen, gegen andere Menschen hetzen. Das gab es früher in Deutschland nicht. Diese Hetze hat die Maßstäbe verschoben. Wir müssen also den politischen Kampf gegen diese gesellschaftlichen Klimavergifter aufnehmen und gleichzeitig die Polizei und den Verfassungsschutz stärken. Hier in Nordrhein-Westfalen beobachten wir zum Beispiel stärker auch das Netz: Wer radikalisiert sich? Und wie?

**SPIEGEL:** Friedrich Merz wirbt für sich mit dem Versprechen, zahlreiche Wähler von der AfD zurückzugewinnen. Haben Sie dafür auch ein Rezept?

**Laschet:** Das ist jetzt wieder so ein theoretisches Beispiel. Wähler holt man zurück, indem man überzeugende Politik macht, Probleme der Menschen löst. Hier in Nordrhein-Westfalen liegt die AfD bei sieben Prozent. Und wenn wir mit unserem Kurs konsequent weitermachen, kriegen wir die auch noch unter fünf Prozent. Nicht mit Reden, sondern mit Handeln.

**SPIEGEL:** Wie denn?

**Laschet:** Indem wir zum Beispiel mit unseren Talentschulen in den schwierigsten Vierteln die besten Schulen anbieten. Oder indem wir die Voraussetzungen dafür schaffen, dass neue Arbeitsplätze entstehen. Und indem wir einen klaren Kurs in der inneren Sicherheit fahren. Die falsche Antwort wäre es, AfD-Themen zu übernehmen und deren Sprache zu sprechen. Das funktioniert nicht.

**SPIEGEL:** Was ist Ihre Vorstellung von sozialer Gerechtigkeit?

**Laschet:** Eine Gesellschaft darf nicht auseinanderdriften. Das beschäftigt mich im Hinblick auf die zunehmende Sprachlosigkeit zwischen Ost und West, Stadt und Land, Alt und Jung. Hier brauchen wir mehr Fairness im Umgang miteinander. Es darf auch keinen zu großen Spalt zwischen Arm und Reich, den sehr Wohlhabenden und denen, die von staatlicher Hilfe leben müssen, geben. Vor allem ist es sozial gerecht, wenn jedem Einzelnen der Aufstieg durch Bildung möglich ist, unabhängig von der Herkunft der Eltern.

**SPIEGEL:** Das berühmte sozialdemokratische Aufstiegsversprechen.

**Laschet:** Das ist sozial gerecht, dient dem Zusammenhalt. Ich bin ja selbst ein Beispiel dafür, quasi ein Produkt eines solchen Aufstiegs. Mein Vater war Bergmann, und er hat durch den Kultusminister der CDU, Paul Mikat, die Chance gehabt, auf Lehrer umzusatteln. Seine vier Söhne haben dann studiert. Das ist das, was ich sozial gerecht nenne. Diese Chancen müssen für alle gelten, auch für Familien mit Zuwanderungsgeschichte. Auch Kinder, die vielleicht

»Merz kann Menschen begeistern. Bei ihm sind die Säle voll. Er spricht eine klare Sprache.«

nicht so gut Deutsch sprechen, müssen die gleichen Chancen haben.

**SPIEGEL:** Die Große Koalition hat den Mindestlohn eingeführt und die Rente mit 63. Voll auf Ihrer Linie, oder?

**Laschet:** Die Rente mit 63 habe ich immer kritisch gesehen. Sie ist in einer Zeit des demografischen Wandels aus meiner Sicht falsch, aber man kann nicht nach jedem Regierungswechsel derartige Grundpfeiler wieder auf den Kopf stellen. Die Menschen müssen sich darauf verlassen können, dass gerade in der Rentenpolitik über Jahrzehnte hinweg gedacht wird.

**SPIEGEL:** Viele in der CDU sagen, dass Ihre Schwäche eine gewisse Gemütlichkeit sei, auch eine gewisse Schlampigkeit.

**Laschet:** Wir arbeiten hier in Nordrhein-Westfalen sehr präzise und mit klaren Absprachen. Anders geht es auch gar nicht, ein solches Land zu führen.

**SPIEGEL:** Dann müssen wir Sie an eine Begebenheit im Jahr 2014 erinnern. Damals kamen Ihnen als Dozent an der RWTH Aachen Klausuren von Studenten abhandeln. Sie erfanden dann im Nachhinein kurzerhand die Noten. Kann man ruhig schlafen, wenn so jemand im Kanzleramt ist?

**Laschet:** Ich empfehle, den ausführlichen Abschlussbericht der damaligen Wissen-

schaftsministerin dazu zu lesen. Es war eine Verkettung unglücklicher Umstände, auf allen Seiten wurden Konsequenzen gezogen, auch von mir.

**SPIEGEL:** Wären Sie Kanzler, hätte eine solche Verkettung, wie Sie das nennen, allerdings viel schwerer wiegende Folgen.

**Laschet:** Dann würde man mich sicher an der Art messen, wie ich das Amt führe. So wie man mich jetzt an meiner Amtsführung als Ministerpräsident misst.

**SPIEGEL:** Was ist Ihre größte Schwäche?

**Laschet:** Für solche Diagnosen gibt es doch genug Journalisten.

**SPIEGEL:** Und Ihre größte Stärke?

**Laschet:** Da gilt das Gleiche.

**SPIEGEL:** Was ist die größte Stärke Ihres Konkurrenten Friedrich Merz?

**Laschet:** Er kann Menschen begeistern. Da, wo er hinkommt, sind die Säle voll. Er spricht eine klare Sprache. Er ist ein Wirtschaftsexperte.

**SPIEGEL:** Und seine Schwächen?

**Laschet:** Über Schwächen meiner Mitbewerber spreche ich nicht.

**SPIEGEL:** Müsste sich die Politik bei Greta Thunberg bedanken, die die Aufmerksamkeit auf die Klimakrise gelenkt hat?

**Laschet:** Greta Thunberg hat sicher einen wichtigen Beitrag dazu geleistet, dass das Thema ernster genommen wird, medial, aber auch in der gesamten Gesellschaft. Das heißt aber nicht, dass wir Klimaschutz vor Greta nicht vorangetrieben hätten. Der Beschluss, eine Kommission zum Kohleausstieg einzusetzen, wurde von mir und dem niedersächsischen Ministerpräsidenten Stephan Weil durchgesetzt, im Koalitionsvertrag 2018. Das war vor Greta.

**SPIEGEL:** Ist der Klimawandel aus Ihrer Sicht das politische Thema Nummer eins?

**Laschet:** Es gibt natürlich nicht immer nur das eine große Thema. Der Klimawandel ist eine globale Herausforderung. Wenn Sie die Frage in einem Land im globalen Süden stellen würden, ist dort sicher die Frage der Ernährung, gar des Überlebens, des Endes von Krieg, wichtiger. Deshalb müssen wir uns weiterhin um die Bekämpfung von Armut bemühen und darum, dass weltweit das Recht eingehalten wird.

**SPIEGEL:** Wie lässt sich die Klimakrise noch bewältigen? Müssen alle verzichten?

**Laschet:** Nur mit Verzicht wird es nicht gelingen. Schauen wir noch mal in den Süden: Wenn dort das Lebensniveau steigt, dann steigt dort auch der CO<sub>2</sub>-Verbrauch. Ja, wir brauchen auch Verzicht, aber wir brauchen vor allem technologische Lösungen. Unser Ziel ist zum Beispiel, dass die Stahlproduktion ohne CO<sub>2</sub>-Ausstoß möglich wird. Grüner Stahl, daran arbeiten wir, das wäre ein großer Durchbruch.

**SPIEGEL:** Herr Laschet, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



**IHR  
UNTER-  
NEHMEN  
KANN MENSCHEN-  
RECHTE HERSTELLEN.**

**Durch sauberes  
Trinkwasser entlang  
der Lieferkette.**

## **Wirtschaft & Menschenrechte**



**Bundesministerium  
für Arbeit und Soziales**

Jeder Mensch hat ein Recht auf sauberes Wasser. Deshalb hat jedes Unternehmen die Verantwortung, dieses und andere Menschenrechte in der eigenen Lieferkette zu achten. Verbessern Sie mit Ihrem Unternehmen die Arbeits- und Lebensbedingungen weltweit. Der Nationale Aktionsplan Wirtschaft und Menschenrechte unterstützt Sie dabei. Erfahren Sie mehr:

[www.wirtschaft-menschenrechte.de](http://www.wirtschaft-menschenrechte.de)



# Weiter so? Weiter so!

**AfD** Seit dem Terroranschlag von Hanau wird die Partei mehr denn je für den Anstieg rechter Gewalt verantwortlich gemacht. Die Gemäßigteren sind zu schwach, um die Richtung zu beeinflussen.

**L**iebe Freunde«, sagt Gottfried Curio, »wir müssen auch ein paar ernstere Töne anschlagen, dieser Tage, es hat ein furchtbares Ereignis gegeben in Hanau.« Der AfD-Bundestagsabgeordnete steht auf der Bühne im Donau-Gewerbepark im niederbayerischen Osterhofen, der Saal ist voll, die Humpen auf den blauweiß gedeckten Tischen sind halb leer. Vor allem ältere Männer sitzen vor Curio, da zwischen ein paar Frauen und ein junges Paar mit Baby. Ein Junge mit Anzug und Krawatte läuft auch durch den Saal.

Es ist politischer Aschermittwoch der AfD, genau eine Woche nach dem rassistischen Anschlag von Hanau. Bisher haben der Vizevorsitzende Stephan Brandner und die Abgeordnete Corinna Miazga den Saal unterhalten, mit sexistischen und homophoben Sprüchen, mit Häme über Politiker anderer Parteien – und einem »Dieser Bundespräsident muss weg, lieber heute als morgen!« in Richtung von Frank-Walter Steinmeier. Applaus, Gejohle.

Curio ist der angekündigte Überraschungsgast, der Starredner des Tages. Der Saal wartet ruhig auf die »ernsteren Töne« zum Anschlag von Hanau, wo Tobias Rathjen zehn Menschen ermordet hat.

Curio sagt: »Er war ein gefährlicher Psychopath, hat seinen Tötungsdrang, seine Wahnfantasien versucht zu rationalisieren mit widerlichen rechtsextremistischen, rassistischen Parolen, aber das war ein wirklich Geisteskranker.« Seine Taten würden vom politischen Gegner nun gegen die AfD verwendet. Die Opfer sollten nicht missbraucht werden, sagt Curio. Aber: »Dieser Amoklauf der Lüge, der im Nachhinein auch noch stattgefunden hat, das ist hier die größte Bedrohung für Deutschland und seine Demokratie.«

Applaus bricht aus, Männer rufen »Bravo« oder johlen, Frauen pfeifen. Bundesvize Brandner sagt: »Tolle Rede, habe nichts daran auszusetzen.« Der Rassist also nur ein Geisteskranker, die wahren Opfer sind nicht die Toten und ihre Familien, sondern das wahre Opfer ist die AfD, das sagt Curio hier.

Hanau könnte für die vergleichsweise Gemäßigten in der AfD eine Möglichkeit sein, das Profil der Partei zu verändern, weg von ganz rechts außen. Dazu müsste sie ohne Wenn und Aber bekennen, dass Rassismus eine Bedrohung für die Gesellschaft ist. Gibt es noch Vernünftige, die einen neuen Ton finden? Oder behalten die völkischen Kräfte die Oberhand?

Kurzzeitig schien es, als gäbe es eine neue Tonlage in der Partei. Am Sonntag, vier Tage nach Hanau, veröffentlichten die Parteichefs Tino Chrupalla und Jörg Meuthen einen offenen Brief an die Mitglieder: »Die Tat von Hanau ist ein rassistisches Verbrechen.« Sie sei »wie der Mord an Walter Lübcke und die Morde von Halle eine Schande für Deutschland«. Die Partei müsse sich fragen, »warum es unseren politischen Gegnern gelingt, uns überhaupt mit solch einem Verbrechen in Verbindung zu bringen«. Dieser Frage müsse man sich stellen, auch wenn es schwerfalle.

Die Vorsitzenden lieferten allerdings keine Antwort auf diese Frage. Sie sprachen selbst in diesem Statement weiter von »Ausländerhass« und »fremden Kulturen«, obwohl die Getöteten lange hierzulande lebten. Sie beendeten das Statement mit der üblichen Litanei von Angriffen auf die AfD. Und sie veröffentlichten den Brief am Nachmittag der Hamburg-Wahl, als aufgrund erster Prognosen klar wurde, dass es knapp werden würde mit dem Einzug in die Bürgerschaft.



AfD-Leute Meuthen, Gauland, Höcke im Oktober 2019 in Berlin: »Völlig richtig, was Ihr sagt«

War dieser neue Ton ernst gemeint? Oder nur Taktik?

Hört man sich im Umfeld der Parteispitze um, heißt es von den einen, es sei vor allem Angst vor einer Beobachtung durch den Verfassungsschutz, die seit einiger Zeit von anderen Parteien gefordert wird. Die AfD spürt mehr Druck denn je. Nach der Ministerpräsidentenwahl in Erfurt und den Morden von Hanau grenzen sich auch konservative Politiker noch schärfer von ihr ab. Dass AfD-Politiker offen Rassismus propagieren, gilt bei der politischen Konkurrenz und großen Teilen der Öffentlichkeit als eine der Ursachen für das Attentat.

Chrupalla, heißt es bei manchen, wolle den Druck lindern, ohne wirklich hinter seinen Aussagen zu stehen. Andere sagen, der Brief sei ihm ein echtes Anliegen gewesen, schließlich könne man nicht mit anderen Parteien arbeiten, wenn man nicht miteinander spreche. Von Koalitionen mit CDU und FDP brauchte man dann nicht mal zu träumen. Es solle ein Prozess angestoßen werden. Das sei mutig von ihm, schließlich sei er noch recht frisch im Amt.

Meuthen, der im Duo mit Chrupalla eigentlich als der Gemäßigtere gilt, distanzierte sich in einer Telefonkonferenz des Bundesvorstands am Dienstag von dem Brief. Auch hatte er im Vorfeld versucht, ihn abzuschwächen, wollte vor allem nicht, dass von einem »rassistischen Verbrechen« gesprochen wird, wie der SPIEGEL von mehreren Personen erfuhr, die an der Entscheidung des Briefs beteiligt waren.

Meuthen bestätigt das auf Anfrage, sagt, er fand den Ausdruck »unglücklich, weil unvollständig«. Er wolle nicht über sich lesen müssen, dass er seine Meinung geändert habe. Dem sei nicht so: »Es bleibt die Tat eines Irren, wie ich anfangs twitterte.« Das heiße aber nicht, dass die Tat nicht auch rassistisch motiviert gewesen sei. »Die Frage ist, was handlungsleitend war, und da bleibe ich bei meiner Annahme, dass es die psychische Krankheit war.« Er gibt auch zu, dass er Chrupalla vor der Veröffentlichung warnte: »Der Brief wird erheblichen Unmut auslösen.« Dennoch stehe er gemeinsam mit ihm dazu.

Tatsächlich hat der Brief die AfD aufgewühlt, die Parteichefs werden von vielen Seiten angegriffen, nicht nur aus Thüringen von Björn Höcke. Die Galionsfigur des völkischen »Flügels« soll zum Telefon gegriffen haben, um sich bei Parteivorde- ren zu beschweren, heißt es.

Auch die Basis hat viel Unmut geäußert, bei den Landesverbänden ebenso wie im Bund. Allein in der Geschäftsstelle gingen einige Hundert E-Mails ein. Ein Sprecher sagt: Rund die Hälfte habe den Tenor: »völlig richtig, was Ihr sagt«, die andere Hälfte frage kritisch: »Warum knickt Ihr ein?«

Was aber heißt es für eine Partei, wenn eine etwas selbstkritische Frage zu diesen



**Trauerfeier für Anschlagsoffer in Hanau am Montag:** Die Völkischen einhegen

Reaktionen führt und Chrupalla deshalb schon als mutig gilt?

Nachdenken, sprachlich abrüsten, das will offensichtlich die Mehrheit in der AfD nicht. Von Austritten ist keine Rede, auch nicht bei denen, die sich intern vom völkischen »Flügel« oder zumindest von Björn Höcke und seinem Stil abgrenzen.

Und das, obwohl Höcke und der »Flügel« nach der Ministerpräsidentenwahl in Thüringen mit noch mehr Selbstbewusstsein auftreten. Höcke hielt kürzlich eine Rede bei Pegida in Dresden. Obwohl er nicht als AfD-Vertreter mit Parteisymbolen auftreten sollte, verwies er in seiner Rede mehrfach auf die Partei und seine anwesenden Kollegen. Folgen hatte das keine. Die Gemäßigteren beruhigen sich damit, dass ihm das selbst schade.

Nach der für die AfD knappen Wahl in die Hamburger Bürgerschaft verbreitete die Neue Rechte in der Zeitschrift »Sezession« außerdem die These, dass das bürgerliche Auftreten der Hamburger AfD und ihre »Lucke-Programmatik« das Problem gewesen sei. Bernd Lucke war einer der Gründer der AfD, eurokritisch und wirtschaftsliberal, nicht so radikal wie die Partei heute. Damit habe man nicht nur »auf ein falsches Pferd, sondern auf ein totes« gesetzt. Dazu: Das Statement von Chrupalla und Meuthen sei »ein Schuss in den Ofen« gewesen, eine »Kapitulation vor dem Gegner«. Nicht nur Höcke teilte den Text in sozialen Netzwerken, sondern auch andere AfD-Politiker.

Die im Vergleich Gemäßigteren reden dagegen weiterhin die Macht des »Flügels« klein, sprechen davon, die Völkischen »einhegen« zu können, es formiere sich Widerstand, man habe Pläne. Aber welche?

Nach einer Antwort auf diese Frage muss man lange suchen, auch weil die Gruppe derjenigen, die man fragen kann, kleiner wird. In den vergangenen Monaten

sind viele Funktionäre zum »Flügel« übergelaufen. Die etablierten »Flügelianer« nennen sie abfällig »Opportunisten«.

Wenn man dann aber Personen findet, die über die »Pläne« reden wollen, erklären sie erst einmal, dass man sie nicht namentlich zitieren dürfe. »Wenn ich mit offener Lanze in die Schlacht ziehe, funktioniert es nicht«, sagt ein Bundesvorstand. »Ich habe keine Waffe in der Hand, um zuzuschlagen.« Ein Parteiausschlussverfahren gegen Höcke oder »Flügel«-Strippenzieher Andreas Kalbitz habe keine Chancen, ist er sich sicher.

Stattdessen also freuen er und die anderen sich über kleine Erfolge gegen den »Flügel«. Kalbitz habe in der internen Arbeitsaufteilung des Vorstandes nicht die Zuständigkeit für die Bundesgeschäftsstelle übertragen bekommen. Auch habe man ein Ausschlussverfahren gegen jemanden gestoppt, den der »Flügel« habe loswerden wollen. An diesen Beispielen sehe man doch, dass die Völkischen nicht die Mehrheit im Bundesvorstand hätten.

»Rechnen Sie nicht mit dem großen Wurf, den wird es nicht geben«, sagt der Vorstand. Ironischerweise hofft er auf den Verfassungsschutz, den er sonst als parteiisch verteufelt: »Wenn Höcke und Kalbitz und andere offiziell beobachtet werden, kann man damit bestimmt etwas machen.«

In den offenen Kampf gegen die ganz rechts außen traut sich keiner. Die wenigen, die es taten, wurden auf dem Parteitag in Braunschweig abgestraft. Konsequenzen ziehen auch die Abgewählten nicht. Stattdessen erinnern alle an die Versuche der vorherigen Parteichefs Lucke und Frauke Petry, die gegen die Radikalen scheiterten und in der Versenkung verschwanden. Das Risiko will niemand eingehen.

Dann lieber weiter so, ohne ernstere Töne, selbst nach Hanau. Ann-Katrin Müller



HANNES JUNG / DER SPIEGEL

**Sozialdemokrat Klingbeil:** Das Vakuum an der Spitze füllen

## Der Generalvorsitzende

**Karrieren** Während das Führungsduo blass bleibt und oft verspottet wird, setzt Generalsekretär Lars Klingbeil Akzente.

**A**ls Saskia Esken in Vilshofen auf die Bühne steigt, ist die flammende Aschermittwochsrede bereits gehalten: von Natascha Kohnen, der bayrischen SPD-Landesvorsitzenden. Sie sprach kurz, mitreißend, die Stimme schon mal vor dem Überschlag. Die Genossen im Wolferstetter Keller folgten gespannt. Am Ende donnernder Applaus.

Nun also Esken, die Bundesvorsitzende der SPD. Sie legt einen dicken Stapel Papier auf das Pult. Alles ist vorformuliert, manche Sätze sind mit grünem Leuchtstift markiert. Esken spricht eine Stunde lang, aber die Rede nimmt niemals Fahrt auf, sie zerfasert, das Gemurmel im hinteren Teil des Saals schwillt an. Hinterher kann kaum ein Genosse sagen, worüber Esken gesprochen hat. »Nichts hängen geblieben«, sagt Francesco Abate, ein Landesvorstandsmitglied der Partei. »Mir fehlen die konkreten Aussagen. Sie hat sich immer so gewendet.« Er macht eine Wellenbewegung mit der Hand.

Knapp drei Monate stehen Saskia Esken und Norbert Walter-Borjans nun an der



HERMANN BREDEHORST / DER SPIEGEL

**Fraktionschef Mützenich**  
Respekt über die Lager hinweg

Spitze der SPD. Ihren Sieg verdanken sie einem Aufstand der Mitglieder gegen die Parteilite, einer Sehnsucht nach einem Neuanfang. Doch bislang wissen sie mit ihrem Amt wenig anzufangen. Ein Kurs ist kaum sichtbar.

Das Vakuum an der Spitze füllen derweil andere, Fraktionschef Rolf Mützenich, 60, etwa und vor allem Generalsekretär Lars Klingbeil, 42. Eigentlich soll ein Generalsekretär die Partei organisieren und den Vorsitzenden dienen. Klingbeil hingegen prägt derzeit wie kein zweiter Genosse das Erscheinungsbild der SPD. Er attackiert CDU und FDP, schwört die Partei auf Geschlossenheit ein und gibt die Richtung vor. Während Esken und Walter-Borjans erfolglos ihre Rolle suchen, übernimmt der Generalsekretär die Führung. Das macht ihn zum heimlichen Vorsitzenden.

Zu beobachten war das auch zu Beginn der Woche, als CDU-Chefin Annegret Kramp-Karrenbauer heftig über die SPD schimpfte. Die Vorwürfe, ihre Partei grenze sich nicht klar von der AfD ab, seien falsch. Es handle sich um eine »Diffamierungs- und Schmutzkampagne«. Ziel des Angriffs der CDU-Chefin waren nicht etwa die beiden von der Doppelspitze, sondern Klingbeil. Der SPD-Generalsekretär solle seine Attacken beenden. Oder »die Konsequenz ziehen und seine Partei auffordern, diese Regierung zu verlassen«.

Dass eine Parteivorsitzende sich so ausgiebig mit dem Generalsekretär einer anderen Partei beschäftigt, ist selten. Im politischen Geschäft wird Wert auf Hierarchie gelegt. Eigentlich hätte der Generalsekretär der CDU auf Klingbeil reagieren müssen.

An Esken und Walter-Borjans arbeitet sich der politische Gegner zurzeit seltener ab. Nach ihrem überraschenden Sieg im Mitgliederentscheid zogen sie unvorbereitet ins Willy-Brandt-Haus ein. Esken hatte bisher in den hinteren Regionen des Bundestags gesessen, die politische Karriere von Walter-Borjans schien schon beendet zu sein. Nun sollten sie plötzlich die Nachfolger von Kurt Schumacher, Willy Brandt oder Gerhard Schröder geben.

Doch sie hatten weder ein Team noch einen Plan. Den Parteitag Anfang Dezember überstanden sie noch ohne größere Pannen. Doch spätestens zum Jahreswechsel zeigte sich ihr Mangel an Professionalität und Erfahrung. Hektisch und unkoordiniert zündeten sie in Interviews ein wahres Feuerwerk an Vorstößen. Es ging um Bodenwertzuwachssteuer, Cannabis-Freigabe, Tempolimit oder höhere Rentenbeiträge für Gutverdiener. Sie streuten so viele Botschaften gleichzeitig, dass keine davon hängen blieb.

Die anderen Genossen aus der Parteispitze reagierten entsetzt. Zu kleinteilig

sei das alles. Zudem hätten die Parteichefs ihre Vorschläge zu Finanz- oder Sozialthemen nicht mit den eigenen Ministern abgestimmt, heißt es aus den Häusern von Olaf Scholz und Hubertus Heil.

Auch über das Auftreten der beiden in den Führungsgremien der Partei wird bereits gelästert. Es wirke auf ihn, als wären die beiden Gäste und nicht Leiter der Sitzungen, sagt einer, der regelmäßig an den internen Runden teilnimmt. »Sie müssten eigentlich die Vorgaben machen. Stattdessen lassen sie sich berieseln.« Das Wort ergriffen derweil andere. Neben Klingbeil vor allem Scholz und Heil.

Genervt sind manche Genossen auch davon, dass Esken ständig mit ihrem Smartphone beschäftigt ist. Wer sich ihr emsiges Twitterverhalten ansieht, könnte

anekdotisch beschreiben, wo sie zuletzt gewesen seien und was sie dort erlebt hätten. Scholz dagegen gebe Orientierung und bereite die Fraktion strategisch auf wichtige Entscheidungen vor.

Schwer tun sich die Abgeordneten vor allem mit Esken. Sie habe sich in der Vergangenheit häufig gegen die Fraktion profiliert und gegen die Mehrheit gestimmt, heißt es. Das sei in Ordnung, wenn es aus inhaltlichen Gründen geschehe. Esken habe aber häufig aus einer Position der moralischen Überlegenheit gehandelt.

Natürlich spürt Esken die Skepsis, die ihr entgegenschlägt. Aber sie findet, dass die Fraktionskollegen sich jetzt halt mal etwas umgewöhnen müssten, was ihre neue Rolle angeht. Walter-Borjans erscheint den Abgeordneten pragmatischer,

den Bundestagswahlkampf ziehen? Was sind die Machtoptionen? Und vor allem: Wer wird Kanzlerkandidat?

Die beiden Vorsitzenden sagen, sie selbst wollten nicht unbedingt antreten. Viele Sozialdemokraten, besonders in der Fraktion, wünschen sich trotz seiner Niederlage im Mitgliedervotum weiterhin Scholz. Ihn zu nominieren dürfte Esken und Walter-Borjans aber schwerfallen. Wie sollen sie das ihren Anhängern erklären, die aus der Gegnerschaft zu Scholz ihren größten Enthusiasmus bezogen?

Gehandelt werden außerdem Arbeitsminister Hubertus Heil und Fraktionschef Rolf Mützenich. Mützenich genießt über die Lager hinweg Respekt. Er stammt aus der Parlamentarischen Linken, kann aber auch mit Scholz und Klingbeil.

Norwegen  
**DIE SCHÖNSTE SEEREISE DER WELT**

34 Häfen, über 100 Fjorde  
HURTIGRUTEN - DAS ORIGINAL SEIT 1893

Jetzt im Reisebüro buchen, Tel. (040) 874 084 62 oder unter [www.hurtigruten.de](http://www.hurtigruten.de)

Hurtigruten GmbH • Große Bleichen 23 • 20354 Hamburg

**HURTIGRUTEN**  
Das Original seit 1893

BIS ZU  
**25%**  
SPAREN

12 Tage Seereise ab 1.589 € p.P.\*

\* Limitiertes Kontingent, Frühbucher-Preis SELECT-Tarif. Gültig für Neubuchungen bis 31.03.2020. © ERIKA TIREN

tatsächlich den Eindruck gewinnen, Esken wäre die Social-Media-Beauftragte der SPD, nicht deren Vorsitzende.

Klingbeil, seit Dezember 2017 Generalsekretär, erhält dagegen viel Bestätigung in diesen Tagen. Sie finde, die SPD habe »einen ganz ausgezeichneten Generalsekretär«, schreibt die sächsische Abgeordnete Daniela Kolbe bei Twitter. Parteivize Kevin Kühnert springt Klingbeil im Gespräch mit der »Rheinischen Post« bei. Die CDU grenze sich nicht klar von der AfD ab, das sei »keine Erfindung von Lars Klingbeil, sondern eine Tatsache«.

Von den Auftritten der beiden Vorsitzenden in der Bundestagsfraktion bleibe hingegen nichts hängen, kritisiert ein Abgeordneter, der in der Fraktion schon mehrere Parteichefs erlebt hat. Die beiden Vorsitzenden, so erzählt er, würden meist

zugänglicher und entspannter. Vielleicht etwas zu entspannt. Das Credo von Sigmar Gabriel, wonach eine Partei geführt werden wolle, sieht Walter-Borjans kritisch. Er will keiner sein, der draufhaut.

»Wir haben die Führungskrise überwunden«, sagt Esken auf der Bühne beim politischen Aschermittwoch im niederbayerischen Vilshofen. Die Partei solle die Schuld für die schlechten Umfragewerte nicht bei den anderen suchen, nicht bei den Medien und nicht bei den Wählern, so Esken, »und bitte auch nicht immer wieder bei unserem Spitzenpersonal«. Das langweile die Leute mittlerweile.

Doch die Führungskrise ist in Wahrheit nicht überwunden. Die zwei an der Spitze haben ein ernstes Autoritätsproblem. Dabei stehen wichtige Entscheidungen an: Mit welchem Programm will die SPD in

Heil und Mützenich wären für die Parteichefs angenehmer. Doch wären sie auch die richtigen Kandidaten für einen polarisierten Wahlkampf in der Zeit nach Angela Merkel? Schon für den Posten des Fraktionsvorsitzenden musste Mützenich überredet werden. Bei Heil klingen selbst jene Genossen, die seinen Namen ins Spiel bringen, wenig begeistert. Sie bezweifeln, dass sich mit ihm Aufbruchsstimmung erzeugen ließe.

Bleibt noch Klingbeil selbst. Bis vor Kurzem schien es undenkbar, dass der Generalsekretär für die Kandidatur infrage kommen könnte. Doch nach den vergangenen Wochen wollen führende Genossen auch dieses Szenario nicht mehr ausschließen.

Lydia Rosenfelder, Christian Teevs

# »Die wollten mich loswerden«

**SPIEGEL-Gespräch** Der ehemalige SPD-Vorsitzende Sigmar Gabriel, 60, spricht über Demütigungen durch seine Partei, Gefahren für die Wirtschaft – und rät Kevin Kühnert, erst mal arbeiten zu gehen.

**SPIEGEL:** Herr Gabriel, für wen haben Sie Ihr neues Buch geschrieben?

**Gabriel:** Ich habe es in gewisser Weise für meine Kinder geschrieben\*. Das kommende Jahrzehnt wird über vieles entscheiden. Mich treibt wie viele Eltern um, wie wohl meine Töchter dann leben werden. Eine von ihnen wird dann gerade volljährig. Ich neige wirklich nicht zur Dystopie, aber jetzt denke ich doch oft: Mensch, was ist das hier im Land bloß los?

**SPIEGEL:** Sie sind kürzlich 60 geworden.

**Gabriel:** Ich gebe zu, dass das ein heftiger Einschnitt für mich war. Ich habe zum ersten Mal ernsthaft über die Endlichkeit des eigenen Lebens nachgedacht. Was ist, wenn ich nicht mehr da bin? Was ist das für ein Land, in dem meine Kinder leben werden, wenn sie so alt sind wie ich?

**SPIEGEL:** Was macht Ihnen Sorgen? Sie beschreiben Deutschland als lethargisches Land, als Land in Trance...

**Gabriel:** Meine Sorge ist, dass wir, gerade weil wir hier verglichen mit vielen anderen Teilen der Welt auf der berühmten »Insel der Seligen« leben, nicht merken, wie dramatisch sich alles verändert, was seit Jahrzehnten unseren Erfolg ausgemacht hat. Unser Erfolgsmodell, die exportorientierte Wirtschaft, ist zur Achillesferse geworden in einer Welt, die sich in Teilen entglobalisiert. Die Spannungen der Weltwirtschaft treffen uns mehr als alle anderen. Und noch viel mehr trifft uns, dass große Teile unserer industriellen Wertschöpfung auf die Datenplattformen wandern – und die beherrschen fünf amerikanische und demnächst zehn chinesische Unternehmen. Wenn wir nicht aufpassen, werden wir vom Industrialisierer der Welt zur verlängerten Werkbank.

**SPIEGEL:** Wo braucht es mehr Mut?

**Gabriel:** Vor allem in der politischen Führung. Sie muss Mut machen, statt sich nur mit sich selbst zu beschäftigen. Die nächsten zehn Jahre werden entscheidend, wenn es darum geht, welche Rolle Deutschland und Europa in der Welt spielen. Ob wir noch eine deutsche Autoindustrie haben, ob wir den Klimaschutz schaffen, Europa zusammenhalten,

das große Problem der Migration bewältigen.

**SPIEGEL:** Was muss getan werden?

**Gabriel:** Wir sollten tun, was die ganze Welt von uns fordert: viel mehr investieren. Für mich war das beeindruckendste Foto des vorigen Jahres die Eröffnung des Pekinger Flughafens, geplant, gebaut, eröffnet in vier Jahren. Wenn der Flughafen in Berlin je eröffnet wird, ist er am Tag der Eröffnung ein Architekturmuseum. Und das ist nur ein Beispiel von vielen.

**SPIEGEL:** Demokratische Staaten sind also weniger effektiv als Autokratien?

**Gabriel:** Die Alternative kann doch nicht sein, entweder so langsam zu sein wie Deutschland oder so undemokratisch wie China. Dazwischen gibt es viele Möglichkeiten. Dafür müsste man aber den Mut haben, das deutsche Planungsrecht zu verändern. Für Vorhaben, bei denen das Ge-

## »Die nächsten zehn Jahre werden entscheidend für Deutschland und Europa.«

meinwohl überwiegt, sollten wir die Widerspruchsmöglichkeiten einschränken. Wir müssen in Deutschland wieder mehr »Mensch ärgere dich nicht!« spielen statt »Malefiz«. Der Schnellste muss gewinnen und nicht der, der allen anderen die meisten Steine in den Weg legt.

**SPIEGEL:** In Ihrem Buch ist ein großes Kapitel Ihrer Partei und dem Umgang der SPD mit ihrem Spitzenpersonal gewidmet. Ist die SPD eine herzlose Partei?

**Gabriel:** Nein. Die SPD ist eine Partei mit viel Herzblut und Leidenschaft. Ich verdanke es sozialdemokratischer Politik, dass ich etwas aus meinem Leben machen konnte. Nur weil das Ende dann etwas – nennen wir es »rustikal« war, darf man doch nicht alles Gute vergessen, was vorher war.

**SPIEGEL:** Aber die SPD geht schon gnadenloser mit ihrem Spitzenpersonal um als andere Parteien?

**Gabriel:** Die CDU scheint sich in dieser Hinsicht gerade zu »sozialdemokratisieren«, was kein gutes Zeichen ist. Aber Sie haben schon recht: Während es bei den Konservativen zumindest in der Vergangenheit immer darum ging zu regieren, geht es in den politischen Parteien links der Mitte viel zu oft ums Rechthaben. Und wenn man nicht recht bekommt, wird schnell der »Wohlfahrtsausschuss« zusammengerufen...

**SPIEGEL:** ... jenes Gremium, das während der Französischen Revolution entschied, wer unter die Guillotine kommt.

**Gabriel:** Gott sei Dank endet es heute anders. Aber wir gehen untereinander manchmal schlimmer miteinander um als mit dem politischen Gegner.

**SPIEGEL:** Sie schreiben von böswilligen und niederträchtigen Durchstechereien, dass sich die »Demütigungsversuche« nach Ihrem Rücktritt fortgesetzt hätten.

**Gabriel:** Vermutlich können alle meine Vorgänger und Nachfolger im Amt des SPD-Vorsitzenden davon ein Lied singen, und ich habe es ja verhältnismäßig lange ausgehalten. Aber es gab schon ein paar Erfahrungen, wo ich dachte: Donnerwetter, so bist du mit deinem Vorgänger nicht umgegangen.

**SPIEGEL:** Parlamentspräsident Wolfgang Schäuble und Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier haben Sie zum Abschied zu einem Gespräch eingeladen.

**Gabriel:** Von meiner Fraktion habe ich immerhin im Geschäftsgang ein Schreiben mit der Bitte erhalten, doch meine Nachsendeadresse dazulassen. Ich fand das irgendwie lustig und einen letzten Beleg dafür, dass es Zeit ist zu gehen.

**SPIEGEL:** Sie beschreiben das Gefühl, »häufig genug weder wirklich respektiert noch geachtet« worden zu sein.

**Gabriel:** Bei mir ist das noch relativ glimpflich abgegangen. Aber denken Sie daran, welche Verletzungen Kurt Beck erlitten hat, wie sich Martin Schulz missbraucht gefühlt hat. Oder wie bis heute über Gerhard Schröder geredet wird. Manchmal habe ich gedacht, dass in der SPD so viel über Solidarität geredet wird, weil man sie im politischen Alltag so oft vermisst.

**SPIEGEL:** Was ist Ihr Anteil daran, dass die Partei Sie am Ende nicht mehr wollte?

\* Sigmar Gabriel: »Mehr Mut! Aufbruch in ein neues Jahrzehnt«. Herder; 336 Seiten; 25 Euro.



SONJA OCH / DER SPIEGEL

**Ex-Parteichef Gabriel in seinem Arbeitszimmer:** »Es war eine ganz ungesunde Atmosphäre«

**Gabriel:** Ich bin auch kein einfacher Mensch, ich kann hart sein und unnachgiebig. Ich fand mein ganzes politisches Leben lang Klarheit in der Sache wichtiger, als durch Unklarheit Zustimmung zu bekommen. Da habe ich ganz oft unterschätzt, dass die Art, wie ich in die Sache einsteige, auch viele Menschen verletzt.

**SPIEGEL:** Das war Ihnen nicht bewusst? Die Partei sprach schon lange darüber ...

**Gabriel:** Ich erinnere mich an Gespräche mit Hannelore Kraft, in denen sie mir sagte: Du hast ja recht, aber geht's nicht einen Gang niedriger? Es spricht viel dafür, dass ich weit öfter hätte auf sie hören sollen.

**SPIEGEL:** Waren Sie am Ende erleichtert?

**Gabriel:** Als ich nach fast acht Jahren als Parteivorsitzender mein Amt an Martin Schulz übergab, fiel mir ein kleines Gebirge von der Seele. Es war inzwischen einfach eine ganz ungesunde Atmosphäre. Sie wissen doch, wie in Berlin Politik gemacht wird. Politik kann das Beste und das Schlechteste im Menschen mobilisieren: großartiges Engagement, Ideenreichtum, Leidenschaft, aber eben auch Ausgrenzungen, Boshaftigkeiten und Falschheit, um selbst einen Zuwachs an Einfluss oder Macht zu gewinnen. Manch-

mal auch eine Art von »Organisationsstalinismus«.

**SPIEGEL:** Sie sprechen von Säuberungen?

**Gabriel:** Vielleicht kennen Sie den Comic »Isnogud«, bei dem ein verschlagener Großwesir immer versucht, »Kalif anstelle des Kalifen« zu werden. Aber dieser Drang, niemanden neben sich zu dulden, ist wirklich verheerend. Brandt, Wehner und Schmidt haben sich weiß Gott nicht gemocht, aber sie wussten: Erfolgreich sind wir nur gemeinsam. Ein großer Teil des aktuellen Erfolgs der Grünen hat damit zu tun, dass sie genau das mit ihrer gemeinsamen Führung ausstrahlen. Bei ihnen gibt es derzeit diesen krassen Widerspruch zwischen den öffentlich bekundeten Werten des menschlichen Miteinanders und dem innerparteilichen Umgang nicht.

**SPIEGEL:** Sie schreiben, Sie hätten den Parteivorsitz 2015 abgeben sollen. Warum?

**Gabriel:** Es gab schon hinreichend Konflikte zwischen mir und denen in der SPD, die die Große Koalition von Anfang an partout nicht wollten. Wir hatten uns einfach wund gerieben. Und dann kam noch die Flüchtlingsfrage. Natürlich war auch ich für offene Grenzen, aber mir war damals schnell klar, mit welchen inneren

Spannungen wir in Deutschland zu rechnen hatten. Die klare Mehrheit meiner damaligen Mitstreiter war jedoch der Auffassung, dass »die richtige Haltung« jetzt das Wichtigste sei. Heute sehen wir, dass die »Haltung« allein noch keine Politik ist.

**SPIEGEL:** Sie wurden 2015 noch einmal Parteivorsitzender, verzichteten dann aber 2017 auf die Kanzlerkandidatur.

**Gabriel:** Die Sehnsucht nach einem neuen Hoffnungsträger war mit Händen zu greifen. Da habe ich gedacht, ich sei es meiner Partei schuldig, diesem Willen nachzugeben und meine eigenen Ambitionen aufzugeben. Ich war ja auch der Überzeugung, dass Martin Schulz bessere Chancen habe als ich.

**SPIEGEL:** Ihnen fehlte das Zutrauen. Sie haben es nie getestet.

**Gabriel:** Sie reden genau wie Angela Merkel. Die wirft mir das auch immer vor. Sie meint, es sei mein einziger Fehler gewesen, nicht kandidiert zu haben. Sie glaubt, sowohl die SPD als auch die CDU hätten dann ein besseres Ergebnis gehabt. Aber damals hat die SPD kurz hintereinander drei Landtagswahlen verloren. Spätestens nach der Niederlage in NRW hätten meine innerparteilichen Gegner auch öffentlich

zum Angriff geblasen. In den Berliner Hinterzimmern hatten sie das ja schon getan. **SPIEGEL:** Sie wären vom Hof gejagt worden wie Kurt Beck?

**Gabriel:** Garantiert. Das wollte ich mir und der SPD ersparen.

**SPIEGEL:** Haben Sie Schulz überschätzt?

**Gabriel:** Nein, aber ich habe etwas falsch eingeschätzt. Wir alle waren damals der Überzeugung, dass Schulz im Wahlkampf nicht die Europakarte spielen sollte. Weil wir Angst hatten, die CDU würde ihn als Europafuzzi diffamieren. Wir haben Martin Schulz seiner größten Stärke beraubt, ihm die Glaubwürdigkeit genommen. Rückblickend eine wirklich große strategische Fehlleistung.

**SPIEGEL:** Nach der Bundestagswahl 2017 kam es zum Streit mit Ihrem langjährigen Freund. Schulz wollte sich Ihren Job als Außenminister nehmen. Sind solche Momente in der Politik unvermeidbar?

**Gabriel:** Jeder, auch Martin Schulz und ich, wünscht sich sehr, dass man so etwas vermeiden kann. Wir hätten beide klüger sein können. Waren wir aber nicht. Viel wichtiger war uns aber, dass wir uns aussprechen und Freunde geblieben sind. Das gelingt selten in der Politik.

**SPIEGEL:** Wer war denn wirklich schuld daran, dass Sie damals nicht Außenminister bleiben durften? Schulz oder Olaf Scholz oder Andrea Nahles?

**Gabriel:** Das war der Wille von Olaf Scholz und Andrea Nahles. Die beiden waren ja in Wahrheit die erste SPD-Doppelspitze. Parteivorsitzende dürfen so etwas entscheiden. Beide haben meine Ausgrenzung damals gewollt, um einen möglichen Konkurrenten von Anfang an loszuwerden. Ob solche Ausgrenzungsstrategien immer klug und im Interesse der ganzen Partei sind, ist eine andere Frage.

**SPIEGEL:** Nach Ihrem Rückzug ist die SPD weiter abgesackt. Sie sprechen von »kollektivem Führungsversagen«. Wer hat wie versagt?

**Gabriel:** Die Verantwortung Einzelnen zuzuschieben ist unsinnig. Die Frage ist doch, warum alle in Richtung Abgrund laufen, obwohl die Stoppschilder unübersehbar sind. In der SPD hat eine fatale thematische Verengung auf die Sozialpolitik stattgefunden. Weil es das einzige Feld ist, auf dem sie sich noch sicher fühlt. Wir geben immer mehr Milliarden aus, aber unsere Wahlergebnisse werden trotzdem immer schlechter. Man kann die Wähler eben nicht kaufen. Sie wollen heute vor allem Orientierung nach innen und nach außen.

**SPIEGEL:** Was haben Sie vom Mitgliederentscheid über den Parteivorsitz gehalten?

**Gabriel:** Am Anfang war es ganz schlimm, als alle Mitglieder der SPD-Führung irgend-



**Jungsozialist Kühnert**  
»Ein wirklich großes Talent«

eine Ausrede dafür hatten, warum sie nicht kandidieren wollen. Fast so, als wäre der SPD-Vorsitz ein infiziertes Bettlaken. Man kann ja Olaf Scholz fast dankbar sein, dass er schließlich den Mut hatte zu kandidieren. Unfassbar fand ich, dass dann die gesamte SPD-Führung nicht für den Verbleib in der Regierung und für den Kandidaten Scholz gekämpft hat. Die Einzigen, die gekämpft haben, waren die Jungsozialisten.

**SPIEGEL:** Was sagt es über die SPD, dass der Juso-Chef einen solchen Einfluss hat, dass er Kurs und Führung der Partei entscheidend mitbestimmt?

**Gabriel:** Kevin Kühnert ist ohne Frage ein wirklich großes Talent. Er macht das hoch professionell. Ob man ihn, der selbst mit 30 weder eine Berufsausbildung noch ein Studium abgeschlossen hat, gleich in Führungsfunktionen einer Partei bringen sollte, ist allerdings eine andere Frage.

**SPIEGEL:** Warum eigentlich nicht?

**Gabriel:** Ich stand mal vor einer ähnlichen Situation und wollte mein Studium abbrechen. Zwei in meiner Heimatstadt populäre Sozialdemokraten warnten mich dringend. Ihr Argument war: »Wir brauchen in der SPD keine Leute, die abhängig sind von der



**Gabriel, SPIEGEL-Redakteure\***  
»Ich wollte nie einen Versorgungsjob«

Politik. Wir brauchen Leute, die es sich leisten können, Nein zu sagen, weil sie im Zweifel ohne die Politik klarkommen.« Alles, was ich Kevin Kühnert sagen würde, hört sich irgendwie altväterlich an, und er wird sich das verbitten. Aber hoffentlich hat er Freunde, die ihm denselben Rat geben, den ich damals bekam. Er könnte ja jederzeit wiederkommen, wenn er sein Studium beendet und ein paar Jahre gearbeitet hat.

**SPIEGEL:** Jetzt erklären Sie sich doch nur selbst zum großen Vorbild.

**Gabriel:** Nein, denn früher hätte man so etwas in der SPD nicht erklären müssen. Eine Partei der Arbeit sollte nicht von jemandem geführt werden, der in seinem Berufsleben noch nicht angekommen ist. Und besonders frei macht es in einer Partei, wenn man zeigt, dass man einen Wahlkreis erobern kann, statt immer nur auf einen Listenplatz zu schielen.

**SPIEGEL:** Kann die SPD mit Saskia Esken und Norbert Walter-Borjans wieder erfolgreicher werden?

**Gabriel:** Wenn sie sich die Orientierung der Hamburger SPD zum Vorbild nehmen, ja. Also keine Verengung auf die Sozialpolitik, sondern den Anspruch erheben, wirtschaftlichen Erfolg mit sozialer und innerer Sicherheit und ökologischer Nachhaltigkeit zu verbinden.

**SPIEGEL:** Was qualifiziert Sie eigentlich zum Aufsichtsrat bei der Deutschen Bank? Da muss man doch Bilanzen lesen können.

**Gabriel:** Nicht nur das, sondern noch einiges mehr. Jedenfalls habe ich das in Erinnerung, wenn ich an meine achtjährige Mitgliedschaft im Verwaltungsrat der KfW-Bank zurückdenke, bei der ich immerhin fast vier Jahre lang einer der Vorsitzenden war.

**SPIEGEL:** Sie haben die Banken in der Finanzkrise für ihr asoziales Verhalten kritisiert. Wie passt das dazu, dass Sie sich jetzt von einer gut bezahlten lassen?

**Gabriel:** Die Kritik war nun wirklich berechtigt. Aber nicht nur die staatliche Aufsicht ist weit besser geworden, sondern die Deutsche Bank selbst auch. Ob die Bezahlung als Aufsichtsrat der Deutschen Bank »gut« ist, darüber kann man unterschiedlicher Meinung sein. Ich hatte ja auch das Angebot, Präsident des Verbandes der Automobilindustrie zu werden. Dort wäre das Gehalt ein Vielfaches größer. Das habe ich abgelehnt, weil ich nicht zum Lobbyisten werden wollte, der an die Türen im Regierungsviertel klopft, hinter denen er selbst gesessen hat. Zugegeben bin ich etwas stolz darauf, dass mir mein Übergang in ein anderes Berufsleben allein gelungen ist. Ich wollte nie einen Versorgungsjob, den ich durch die Gnade eines SPD-Regierungsmitglieds erhalte. Man muss es selbst schaffen. Das macht frei.

**SPIEGEL:** Herr Gabriel, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

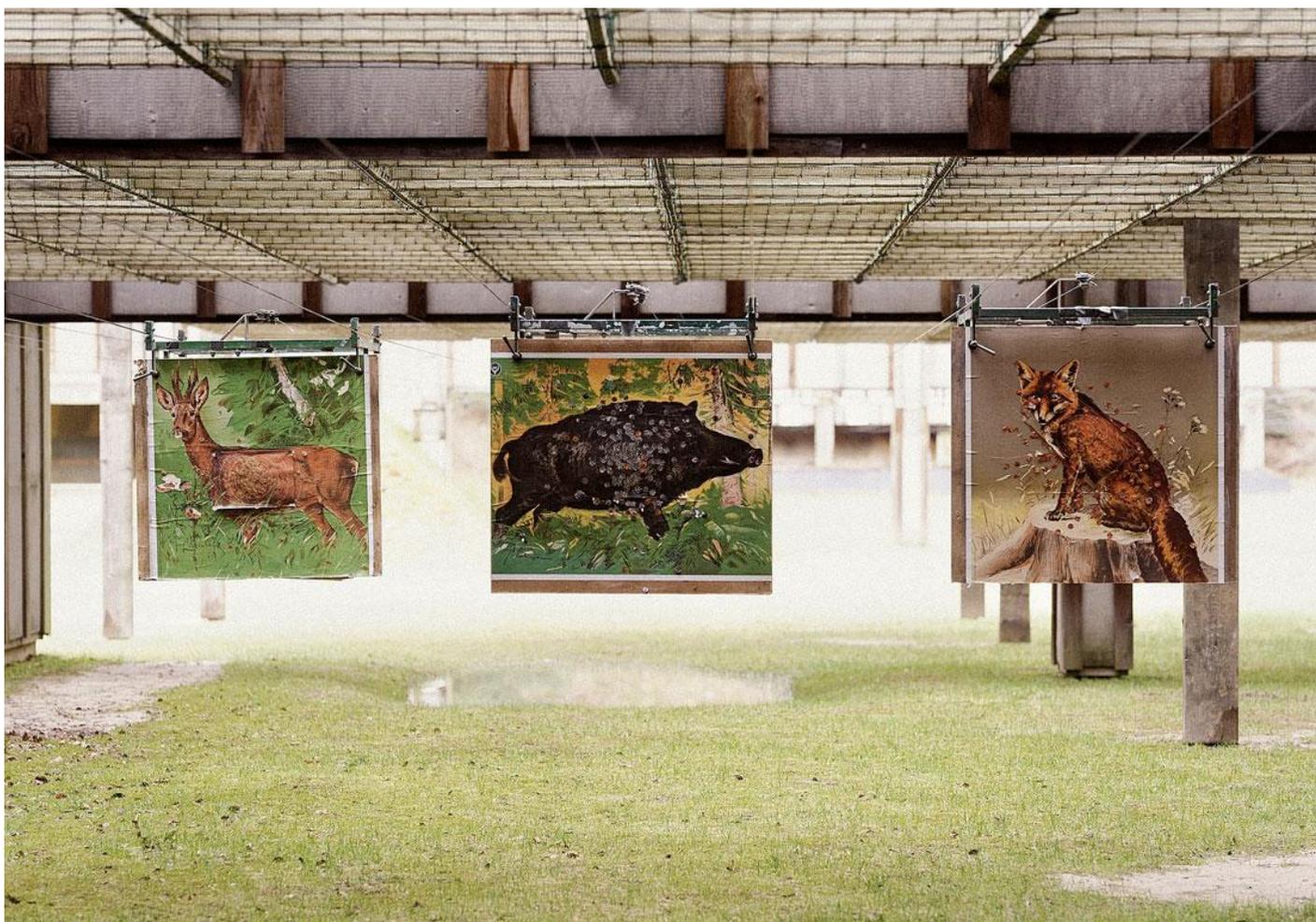
\* Markus Feldenkirchen und Christiane Hoffmann in Gabriels Haus in Goslar.

# Gute Ernährung ist einfach

Gesundes Essen und Fasten stärken Darm, Immunsystem und Psyche. Wie gute Ernährung im Alltag ganz einfach gelingt.

Jetzt  
im Handel





MICHAEL KOHLS / DER SPIEGEL

**Schießstand Garlstorf:** »Wer eine solche Tat vorbereitet, der findet auch eine Waffe«

# Massive Front

**Sicherheit** Nach Attentaten und Amokläufen fordern Politiker schärfere Waffengesetze. Doch eine mächtige Lobby sorgt dafür, dass Killer und Terroristen ganz legal an Waffen kommen können.

**E**s war Johannes Rau, der als Bundespräsident erschüttert auf Erfurt schaute. Er könne »nicht in Worte fassen, was wir in Deutschland jetzt empfinden«, sagte der SPD-Politiker. Der Schüler Robert Steinhäuser hatte 2002 im Gutenberg-Gymnasium 16 Menschen erschossen und ein ganzes Land erschüttert.

18 Jahre später steht Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier (SPD) nicht weniger ergriffen in Hessen. »Was geschehen ist, was hier in Hanau geschehen ist, macht uns fassungslos. Es macht uns traurig. Es macht uns auch zornig.«

In Hanau hatte der 43-jährige Rassist Tobias Rathjen zehn Menschen hingerichtet, anschließend erschoss er sich selbst.

Zwei Taten, so monströs wie sinnlos. Morde, die auch deshalb nicht nur Steinmeier zornig machen, weil sie eine beunruhigende Gemeinsamkeit haben. Die Tä-

ter besaßen ihre Pistolen ganz legal. Denn sowohl Steinhäuser als auch Rathjen waren Mitglieder in Schützenvereinen. Die Männer galten als derart vertrauenswürdig, dass sie Waffen besitzen durften, die auch Spezialeinheiten der Polizei führen.

Bei Bluttaten wie in Erfurt, Bad Reichenhall, Winnenden, Rot am See, Halle oder Hanau folgen den einfühlsamen Worten immer flammende Aufrufe, das Waffenrecht zu verschärfen. Nach dem Massenmord in Erfurt bescheinigte sich Bundesinnenminister Otto Schily (SPD) eine »mustergültige Gesetzgebungsarbeit« im »Waffenrecht. Sie sollte künftige Amokläufe verhindern, was sie nicht konnte, wie man heute weiß.

Jetzt erwägt Bundesinnenminister Horst Seehofer (CSU) eine weitere Verschärfung der Regeln. Sein Parteifreund, der bayerische Ministerpräsident Markus

Söder, assistiert: »Der Rechtsstaat wird sich solcher Gewalt mit aller Härte und Entschiedenheit entgegenstellen.« Doch dass nach den markigen Worten Taten folgen, ist wieder nicht zu erwarten.

Seit Jahrzehnten arbeitet der Gesetzgeber am Waffenrecht. Die jüngste Novelle tritt im September in Kraft. Wirklich harte Einschnitte aber konnte die starke Schützenlobby verhindern. Das war so – und wird wohl so bleiben. Bis erneut ein Bundespräsident traurig ist.

Ein Eingriff in das Waffenrecht ist in Deutschland immer auch ein Angriff auf eine gut organisierte Gruppe. Es gibt mehr als 14 000 Schützenvereine. Der Deutsche Schützenbund zählt gut 1,3 Millionen Mitglieder – mehr als CDU, CSU und SPD zusammen. Geht es ihnen an die Waffen, formiert sich heftige Gegenwehr. Seit 2015 listet die Unesco das deutsche Schützen-

wesen sogar als immaterielles Kulturerbe. Es sei ein »wichtiger, historisch gewachsener und lebendiger Teil der regionalen wie lokalen Identität«. Es gehe um Brauchtum und Tradition, heißt es.

Es stellt sich allerdings die Frage, ob man zur Pflege von Brauchtum und Tradition tatsächlich halbautomatische Waffen braucht, die in kürzester Zeit Dutzende Menschen töten können und die es natürlich in der angeblich guten alten Zeit gar nicht gab. Im Brockhaus von 1886 steht unter dem Stichwort »Schützengesellschaften«, diese seien »der letzte Rest jener einst dem deutschen Bürger zustehenden allgemeinen Waffenfähigkeit«. Damals, als es keine funktionierende Polizei gab, ging es um die Abwehr konkreter Gefahren für jedermann.

Und heute? 5,4 Millionen Waffen befinden sich in Deutschland in Privatbesitz. Zehn davon gehören dem Hamburger IT-Berater Matthias Uhlig. Auf einem Schießstand im niedersächsischen Garlstorf legt er für gewöhnlich an. Auch an einem Mittwochnachmittag der vergangenen Woche. Neben ihm trainieren Jäger, Polizeibeamte und Sportschützen. Uhlig richtet eine Pistole, Kaliber 9 Millimeter, auf eine Zielscheibe. »Für mich ist die Waffe ein Sportgerät«, sagt der 59-Jährige. Der Mann besitzt sechs Pistolen und vier Revolver. Außerdem Gewehre. Er ist auch Jäger.

»Schießen ist ein Sport wie jeder andere auch«, sagt Uhlig. Denkt er an Hanau? »Es ist entsetzlich, was da passiert ist, egal ob es ein Sportschütze war oder ob er sich die Waffe illegal besorgt hat.«

Neben ihm steht Rainer Wilhelm, ebenfalls Jäger und Sportschütze, der über ein ähnliches Arsenal an Kurz- und Langwaffen verfügt: »Wenn so etwas in der Zeitung steht, denken wieder alle, wir horten Waffen, geben damit an und erschießen dann Leute«, sagt Wilhelm.

»Wir machen alles mit, was wirklich der Sicherheit dient«, so Uhlig. Doch vieles sei Aktionismus. »Wer eine solche Tat vorbereitet, der findet eine Waffe, auch wenn er keine legale hat«, sagt Uhlig. Dann baue er sich eine mit einem 3-D-Drucker, nehme ein Messer oder ein Auto, um zu töten. Immer wieder verweisen Freizeitschützen auch darauf, dass mit legalen Waffen viel weniger Straftaten begangen würden als mit illegalen.

Die Argumente sind bekannt, doch zeigen die Taten der vergangenen Zeit, dass sich unter Sportschützen manchmal auch gefährliche Radikale tummeln. Im Juni 2019 wurde in Hessen der CDU-Politiker Walter Lübcke erschossen. Der mutmaßliche Täter Stephan Ernst soll mit dem Rechtsextremisten und Sportschützen Markus H. trainiert haben.

Auf dem Schießstand der Schützengesellschaft zu Grebenstein bei Kassel war

Markus H. häufig aktiv. Gut fünfmal, so stellte der Verein in den Anwesenheitslisten fest, hatte H. wohl seinen Kumpel Ernst zum Schießen mitgebracht. Womöglich habe Ernst noch häufiger im Verein trainiert, sagt der Vorstand der Schützengesellschaft. Es könne sein, dass er sich teils unter falschem Namen eingetragen habe.

Erstaunlich ist, dass der Ernst-Vertraute – der im Lübcke-Mord als Beschuldigter gilt – seit 2016 legal Schusswaffen kaufen und besitzen konnte, obwohl seine rechtsextreme Gesinnung den Behörden seit Jahren bekannt war.

H. hatte seit 2007 versucht, eine Waffenbesitz-erlaubnis zu bekommen. Die Kasseler Ordnungsbehörde lehnte wegen seiner rechten Umtriebe ab. 2012 unternahm er einen neuen Versuch und scheiterte wieder. H. klagte – und gewann. Im März 2015 befand das Verwaltungsgericht, die Behörde müsse eine Waffenbesitzkarte ausstellen. Das Gericht habe zwar keinen Zweifel daran, dass er sich bis 2009 im rechtsextremen Umfeld bewegt habe. Aber die Vorfälle lägen inzwischen mehr als fünf Jahre zurück. 2016 erhielt H. die Papiere, die ihn zum legalen Waffenbesitzer machten.

Auch der Attentäter von Hanau gehörte Schützenvereinen an, unter anderem dem in Bergen-Enkheim, Mitgliedsnummer 698. Rathjen hatte als Sportschütze seine Erlaubnis zum Waffenbesitz 2013 bei der Ordnungsbehörde des Main-Kinzig-Krei-

ses beantragt und ohne Probleme bekommen. Im April 2014 ließ er sich eine Pistole eintragen, eine Sig Sauer 226, Kaliber 9 Millimeter Luger. Mit dieser Waffe erschoss er sich schließlich nach seinem Attentat. 2018 hatte Rathjen noch eine Kleinkaliberpistole gekauft, Marke Walther PPQ M2, Kaliber .22.

Wenige Wochen vor seinem Anschlag, es war der 7. Februar, ließ sich Rathjen zudem legal bei einem Waffenhändler in Hanau eine Pistole vom Typ Ceska 75 Shadow, Kaliber 9 Millimeter. Der Waffenhändler sagte dem SPIEGEL, er habe damals keinen Grund gesehen, dem späteren Massenmörder die Pistole nicht zu geben. Rathjen sei »seriös gekleidet« gewesen, habe »völlig normal« gewirkt und keinerlei verdächtige Bemerkungen gemacht. Auch die Papiere seien in Ordnung ge-

wesen. Die Ceska entdeckten Kriminalbeamte später in Rathjens Auto, zusammen mit Magazinen und Munition. In der Wohnung fanden die Beamten der Spurensicherung insgesamt 346 Patronen. An den Tatorten sammelten sie 52 Hülsen auf – so oft hatte der Täter mindestens abgedrückt.

Hätte die Waffenbehörde die Chance gehabt, Rathjen die Waffen zu verweigern oder zu entziehen? Nein, sagt Verwaltungssprecher Mewes: »Wir haben das jetzt noch einmal alles eingehend geprüft. Aber wir haben nichts gefunden, was wir versäumt hätten.«

Vor einem guten halben Jahr, im August 2019, ordnete der Landkreis noch eine rou-

**5,4 Mio.**

Waffen und Waffenteile wie Schalldämpfer sind im Nationalen Waffenregister erfasst.

**950 000**

Waffen- oder Waffenteilbesitzer waren Ende 2019 im Nationalen Waffenregister gemeldet.

Quelle: Bundesverwaltungsamt  
Stand: 31. Dezember 2019



Schützen Uhlig, Wilhelm: »Ein Sport wie jeder andere auch«



STEFFEN ROTH / DER SPIEGEL

**Waffenlobbyistin Triebel:** Flut an Protestmails

tinemäßige Überprüfung Rathjens an. Aber das war ein reiner Verwaltungsvorgang: Abfrage des Bundeszentralregisters, der Staatsanwaltschaft und der örtlichen Polizeibehörde, ob etwas gegen Rathjen vorliege. Als dies nicht der Fall war, machte die Behörde einen Haken dran: Er durfte seine Waffen behalten.

»Viele Bürger glauben, wir befragten die Antragsteller ganz gezielt oder untersuchten sie sogar psychologisch«, sagt Mewes. Die Rechtslage sei leider eine andere: Wer die Karte beantrage, müsse nach geltendem Waffenrecht noch nicht einmal persönlich vorsprechen. Bei über 25-Jährigen reiche es, einen Sachkundenachweis und eine Bescheinigung des örtlichen Schützenvereins einzuschicken und ein ausgefülltes Formular dazuzulegen: Name, Anschrift und ein Kreuz bei »keine« auf die Frage, ob körperliche oder geistige Mängel vorliegen.

Selbst wenn die Behörden einen Antragsteller als Radikalen kennen, kann es vorkommen, dass der Staat ihm eine Erlaubnis zum Waffenbesitz erteilt. Eine Anfrage der Grünen im Bundestag ergab vergangenes Jahr, dass 750 Rechtsextremisten Waffenbesitzkarten haben – und rund 500 Reichsbürger. Allesamt müssen sie sich regelmäßig in Schützenvereinen tummeln, wollen sie ihre Waffen nicht verlieren. »Ich bin dafür, dass die ihre Zuverlässigkeitsbescheinigungen sofort verlieren«, sagt Friedrich Gepperth, Präsident des Bundes Deutscher Sportschützen (BDS).

Da der Hanau-Attentäter Rathjen offenbar auch psychisch krank war, sehen die Schützen eine Mitverantwortung für die Tat bei den Behörden. Rathjen hatte seine wirren Ansichten schon vor Jahren der Polizei bekannt gemacht. Und er schickte einige Wochen vor der Tat eine Strafan-

zeige an die Bundesanwaltschaft, aus der seine kruden Verschwörungstheorien deutlich hervorgingen. Zudem versuchte er, Kontakt zu Angela Merkel aufzunehmen. Doch niemand prüfte, ob der Mann Waffen besaß. Die Bundesanwaltschaft sagt, sie dürfe so etwas nur im Rahmen eines Strafverfahrens abfragen. Aber es sei kein Verfahren eingeleitet worden.

Die Schützen sehen den Staat in der Pflicht, nicht sich selbst. »Bei einem solchen Schreiben müssen doch alle Warnlampen angehen. Das ist einfach irre, was da abgegangen ist«, sagt BDS-Chef Gepperth.

Doch was sich in der Theorie so leicht sagt, ist in der Praxis längst nicht so leicht. Volker Trunt ist Chef der Waffenbehörde im Landkreis Osnabrück. Sechs Mitarbeiter auf drei Stellen kümmern sich um die 3100 Waffenbesitzer in der Region.

Wer eine Waffe hat, muss sie in einem Stahlschrank wegschließen. Dritte dürfen keinen Zugang haben. Im Schnitt an zwei Tagen im Monat sind Trunts Leute unterwegs – sie machen unangemeldete Kontrollen. Etwa 10 bis 15 Prozent der Waffenbesitzer in der Region werden pro Jahr überprüft. Umgekehrt heißt das aber auch: Im Schnitt bekommt jeder Waffenbesitzer nur einmal in sechs bis sieben Jahren Besuch von der Aufsichtsbehörde.

Um Problemfälle zu entdecken, sind Trunts Leute auf Hinweise angewiesen. Er berichtet von einem Jäger, der im Streit mit seinem Waffenarsenal gedroht habe.

Wegen mangelnder Zuverlässigkeit habe man ihm die Erlaubnis entzogen. »Wenn es Hinweise auf psychische Auffälligkeiten gibt, verpflichten wir den Waffenbesitzer, ein fachärztliches Gutachten einzuholen.«

Die Frage ist bloß, ob Mitarbeiter der Waffenbehörden tatsächlich während ihrer kurzen Hausbesuche alle paar Jahre nebenbei noch psychische Erkrankungen erkennen können?

In Brüssel gab es daher Versuche, eine generelle psychische Überprüfung im Waffengesetz zu verankern. Schließlich reguliert die EU so ziemlich alles, von Glühbirnen bis zu Gefrierschränken. Schon im Mai 2008 hatte die EU eine Verschärfung der Waffenrichtlinie angekündigt, doch es geschah nichts. Bis Islamisten 2015 in Paris 130 Menschen erschossen.

Nur fünf Tage später entschieden die EU-Staaten, die Regeln zu verschärfen. Doch der Schwung verflog. Im Frühjahr 2017 einigte man sich auf eine Neufassung, die einige Regeln straffte, allerdings auch viele Lücken ließ – nicht zuletzt wegen der teils aggressiven Gegenwehr der Waffenträger. In sozialen Medien machten Lobbyisten massiv Front. Beamte der EU-Kommission berichteten von Drohungen mit Gewalt.

Die Waffenlobby hatte Erfolg: Jäger und Sportschützen dürfen sich – sofern in den einzelnen EU-Staaten keine strengeren Regeln gelten – auch weiterhin halbautomatische Pistolen und Gewehre zulegen, die Massenmorde einfacher machen, weil nicht nach jedem Schuss nachgeladen werden muss. Nicht einmal mit der Forderung nach einer Begrenzung der Magazinkapazitäten konnte sich Brüssel durchsetzen. War ursprünglich von maximal 6 Schuss die Rede, dürfen Pistolen nun weiterhin Magazine mit bis zu 20 Schuss, Gewehre mit 10 Schuss haben. So wird es künftig auch in Deutschland sein. Standardisierte Psychotests, die Tobias Rathjen womöglich gestoppt hätten, standen zwar im Entwurf der Richtlinie, flogen am Ende aber wieder raus.

Trotz ihres Erfolgs in Brüssel kämpfen die Waffenlobbyisten immer weiter.

Die Waffenhändlerin Katja Triebel weiß, wie man »den Politikern Beine macht«, sie hat es oft genug getan. Erst vor wenigen Monaten wieder, als sie sich über Horst Seehofer ärgerte. Der Innenminister hatte nach dem Terroranschlag von Halle auf einer Pressekonferenz am 30. Oktober eine geplante Verschärfung des Waffenrechts verteidigt. Triebel hält davon gar nichts. Sie ist Inhaberin eines Waffengeschäfts in

### Verstöße gegen das Waffengesetz

in Deutschland

**40104**

**30004**



2015



2018

Quelle: Polizeiliche Kriminalstatistik

Berlin-Spandau, Mitglied der German Rifle Association, Gründerin der Facebook-Gruppe »Waffenlobby« und selbst ernannte »Bürgerrechtsaktivistin«. Also entwarf die 55-Jährige eine Postkarte an das Bundesinnenministerium (BMI) und die Fachpolitiker der Großen Koalition. Eine schwarz-rot-golden bemalte Hand, die zwei Waffen abdeckt, darauf der Spruch: »BMI trifft die falschen Ziele. Sag Nein zur Waffenrechtsänderung!«

Ihr Aufruf verbreitete sich schnell in den sozialen Medien, tausendfach, wie sie sagt. Massenhaft gingen im Bundestag Schreiben ein, einige Politiker befürchteten, die Flut an Protestmails könnte ihre Server in die Knie zwingen.

Lobbypublikationen zielten auf die Union, die sich lange Zeit als Partei des Brauchtums inszeniert hatte. Der Gesetzesentwurf aber zeige: »Die ›Schwarzen‹ sind für Schützen nicht mehr von den totalitär agierenden ›Grünen‹ unterscheidbar.« Innenminister Seehofer sei ein »Wendehals«, hieß im »Deutschen Waffen Journal«.

Die Kampagne der Waffenlobby hatte in Teilen Erfolg: Ende vergangenen Jahres verständigte sich die Große Koalition darauf, die geplante Verschärfung des Waffengesetzes abzuschwächen. Inzwischen, nach Hanau, sagt Triebel, sie sei weiterhin gegen jede Verschärfung des Rechts, fände aber einen runden Tisch mit »Kriminologen, Psychologen und Risikoforschern« gut.

Sebastian Fiedler, Chef des Bundes Deutscher Kriminalbeamter, ärgert sich über den Einfluss der Waffenlobby. Statt um Sicherheit sei es in der Debatte vor allem um die vermeintlichen Bedürfnisse von Schützen und Jägern gegangen.

Fiedler plädiert für einen professionelleren Umgang mit Schreiben psychisch auffälliger Menschen. Bisher gebe es in den Behörden keinen Mechanismus dafür. »Hier klafft eine offenkundige Lücke«, sagt Fiedler. Denkbar sei, »bei psychisch auffälligen Petenten« eine Information an das Bundesverwaltungsamt zu senden. Dort wird das Nationale Waffenregister geführt.

Jetzt, unter dem Eindruck von Hanau, könnten Politiker das allgemeine Entsetzen nutzen, um über die Lobby hinweg Änderungen im Waffenrecht durchzusetzen. Das Zeitfenster ist klein, das Vergessen setzt schnell ein.

Am 4. März gibt es in Hanau eine Trauerfeier für die Opfer des Attentats. Bundespräsident Steinmeier wird da wahrscheinlich einfühlsame Worte finden.

Matthias Bartsch, Markus Becker, Jürgen Dahlkamp, Jörg Diehl, Hubert Gude, Martin Knobbe, Ansgar Siemens, Andreas Ulrich, Wolf Wiedmann-Schmidt, Steffen Winter

# Flexibel bleiben. Lesen Sie den SPIEGEL, solange Sie möchten.

## Frei Haus.

Der SPIEGEL jede Woche direkt nach Hause

## 4% sparen.

Für nur €5,10 pro Ausgabe statt €5,30 im Einzelkauf

## Ohne Risiko.

Jederzeit kündbar, Urlaubsservice möglich

## Vergünstigte Tickets.

Für ausgewählte SPIEGEL-Veranstaltungen auf [www.spiegel-live.de](http://www.spiegel-live.de)

## Einfach jetzt anfordern:

 [abo.spiegel.de/flexibel](http://abo.spiegel.de/flexibel)

oder telefonisch unter 040 3007-2700

(Bitte Aktionsnummer angeben: SP-FLEX)

Keine  
Mindest-  
laufzeit



**DER SPIEGEL**

**Darf er jetzt?**  
Der Kampf ums Kanzleramt  
und die Frage, wie rechts die CDU sein muss

Carlos Ghosn im Interview  
Der Ex-Autoboss über  
seine Flucht und seine Feinde

Tennis-Star Federer  
Das Erfolgsgeheimnis des  
besten Spielers aller Zeiten

LSD und Zauberpilze  
Wenn Drogen  
die Psyche heilen

# Knapp am Kopf vorbei

**Rechtsterrorismus** Gegen Stephan Ernst, den mutmaßlichen Mörder Walter Lübckes, wird in einem weiteren Fall ermittelt. Der Vorwurf: versuchter Mord.

**D**er Kasseler Geschichtslehrer S. hielt sich in seiner Küche auf, an einem frühen Donnerstagmorgen im Februar 2003, als er einen Knall hörte. Er spürte den Luftzug eines Geschosses, das an seinem Kopf vorbeiflog, so schilderte er es später gegenüber einer Zeitung. Das Projektil durchschlug die Fensterscheibe und ein Kunststoffrollo und bohrte sich in ein Küchenregal. Es verfehlte den damals 48-Jährigen nur knapp. S. engagierte sich zu dieser Zeit gegen Rechtsextremismus, er tut es bis heute. Er habe »den starken Verdacht, dass es eine politisch motivierte Tat« sei, sagte er damals.

Die Ermittlungen der Staatsanwaltschaft Kassel zu diesem Fall wurden ohne Ergebnis zu den Akten gelegt. Doch eine neue Spur führt zu dem Neonazi Stephan Ernst, dem mutmaßlichen Mörder des Kasseler Regierungspräsidenten Walter Lübcke. Der Generalbundesanwalt hat daher im vergangenen November gegen Stephan Ernst ein neues Verfahren wegen des Verdachts des versuchten Mordes eingeleitet. Die Bundesanwaltschaft bestätigte auf Anfrage von SPIEGEL und NDR die Existenz des Verfahrens, wollte sich zu Details aber nicht äußern.

Eine Kasseler Staatsanwältin hatte den Generalbundesanwalt auf den 16 Jahre alten Fall hingewiesen und gefragt, ob es eine Verbindung zu Ernst geben könnte. Der Rechtsextremist wohnte offenbar nur rund zehn Fahrminuten von S. entfernt. Die Karlsruher Ermittler werteten verschlüsselte Dokumente aus, die sie auf Ernsts Computer sichergestellt hatten. Und sie wurden fündig: Sie entdeckten einen Ordner mit Informationen zu zahlreichen Personen und ein Dossier über den Geschichtslehrer.

Darin waren gemäß den Ermittlungsakten Name, Adresse und ein Foto des Opfers sowie Angaben zu dessen Engagement gegen Rechtsextremismus enthalten. Das Dokument soll im Jahr vor dem Anschlag auf S. erstellt worden sein. Die hessischen Behörden haben den Lehrer und die Personen aus Ernsts Dateien benachrichtigt, dass der Rechtsextremist Informationen über sie gesammelt hat.

Nun prüfen die Beamten, ob es weitere Indizien für eine Tatbeteiligung Ernsts gibt. »Unser Mandant weist diese Vorwürfe empört zurück«, erklärte Ernsts Verteidiger, der Dresdner Rechtsanwalt und Kommunalpolitiker Frank Hannig. Er habe keine Kenntnis von dem Ermittlungsverfahren und habe den Generalbundesanwalt aufgefordert, ihn zu informieren. Sein Mandant sei »betrübt«, so Hannig, dass nun »jede Tat, die auf irgendeine Art und Weise mit einem rechten, rechtsradikalen oder politischen Zusammenhang betrachtet werden könnte, ihm in die Schuhe geschoben werden soll«.

Die Ermittlungen dauern an. Bislang sind nach Informationen von SPIEGEL und NDR aber keine weiteren bedeutsamen Verdachtsmomente dazugekommen.

Es läuft also ein weiteres Verfahren gegen Stephan Ernst, der nicht nur des Mordes an Walter Lübcke verdächtigt wird, sondern auch des Mordversuchs an einem irakischen Asylbewerber, der 2016 von hinten mit einem Messer attackiert und schwer verletzt worden war. Auch diesen Vorwurf hat Ernst über seinen Anwalt dementieren lassen. Bereits in den Achtziger- und Neunzigerjahren war Ernst durch ausländergefeindliche Übergriffe aufgefallen; er ist mehrfach vorbestraft.

Der CDU-Politiker Lübcke war im Juni vergangenen Jahres auf der Veranda seines Hauses aus unmittelbarer Nähe er-

schossen worden. Zuvor war er im Netz mit Hassbotschaften und Todesdrohungen überschüttet worden, weil er sich für die Aufnahme von Flüchtlingen eingesetzt hatte.

Der heute 46-jährige Ernst war 13 Tage nach der Tat festgenommen worden und hatte ein Geständnis abgelegt. Mittlerweile hat er es widerrufen und Markus H. des tödlichen Schusses beschuldigt, einen langjährigen Freund aus der rechtsextremen Szene. An der Tatwaffe wurden allerdings nur Ernsts DNA-Spuren gefunden.

Ernst hatte die Ermittler mit seiner Aussage zu einem Waffenversteck auf dem Werksgelände seines Arbeitgebers geführt. Unter Holzlatten und Erde lagen, das geht aus Ermittlungsakten hervor, blaue Müllsäcke. Darin fanden die Ermittler einen Revolver, eine weitere Kurzwaffe, eine Pumpgun, eine Maschinenpistole und eine weitere Langwaffe. Bei Ernst entdeckten sie nach Informationen des SPIEGEL und des NDR zudem fünf Schalldämpfer, ein Zielfernrohr sowie 1394 Schuss Munition.

Zudem konnten die Ermittler eine sogenannte Dashcam sicherstellen, eine kleine Kamera, die etwa an der Windschutzscheibe im Auto angebracht werden kann. Darauf sind Aufnahmen von Haus und Auto des Mordopfers Lübcke gespeichert. Die Videos wurden gut zwei Jahre vor der Tat aufgenommen – aus Ernsts Auto heraus, einem VW Caddy.

Weiterhin ungeklärt ist derweil die Frage, wie die Mordwaffe in die Hände des Täters gelangte. Die Ermittler konnten den in Brasilien produzierten Revolver der Marke Rossi auf ein schweizerisches Unternehmen zurückverfolgen, das mit Waffen handelte und heute nicht mehr besteht. 1987 hatte die Firma den Revolver importiert und anschließend laut Ermittlungsakten an einen Schweizer verkauft.

Mitarbeiter des hessischen Landeskriminalamts haben den heutigen Rentner ausfindig gemacht und sich am Telefon nach der Waffe erkundigt. Er soll bestätigt haben, dass er die Waffe gekauft habe und sie noch besitze. Auf Nachfrage sei er sie suchen gegangen – und habe sie zu seiner angeblichen Überraschung dann doch nicht gefunden.

Seine Töchter, die nun offenbar in Kontakt mit der deutschen Polizei stehen, konnten zwar noch die Originalverpackung der Pistole finden, die Waffe aber nicht. Sie wiesen die Ermittler darauf hin, dass ihr Vater an Demenz leide. Die Ermittler behalten sich vor, den Schweizer trotzdem zu vernehmen.

Die Anklage im Mordfall Lübcke wird in den kommenden Wochen erwartet.

Rafael Buschmann, Nicola Naber, Christoph Winterbach, Michael Wulzinger



**Tatverdächtiger Ernst**

Name, Adresse und ein Foto des Opfers



ULI DECK / DPA

Verdächtiger auf dem Weg zum Haftrichter in Karlsruhe: »Ein regelrechtes Massaker«

## Der 13. Mann

**Justiz** Fahnder konnten Rechtsextremisten stoppen, die Anschläge auf Muslime und Politiker geplant haben sollen. Hinweise auf die Gruppe lieferte ein Geiselnnehmer, der lange hinter Gittern saß.

**E**s war ein guter Bekannter der Ermittler, der an einem Sonntagmorgen gegen elf Uhr auf einem Polizeirevier in Baden-Württemberg erschien. Er hatte Beunruhigendes zu berichten, denn er kam gerade von einem Rechtsextremisten-Treffen in Ostwestfalen. Die Beamten erwarteten ihn schon zur Vernehmung.

Stundenlang hätten sie in einem Haus in Minden zusammengesessen, um Terrorpläne zu schmieden, berichtete Maximilian Huth\* den Beamten. Man habe über Angriffe auf Moscheen gesprochen, vorzugsweise auf Gotteshäuser mit Imamen aus der Türkei. Rücksicht auf Frauen oder Kinder könne man keine nehmen, soll der Wortführer gesagt haben, ein Trödelhändler, in der Szene bekannt als »Teutonico«.

Zwei der Männer, so Huth, hätten angeboten, mit dem Motorrad nach Tschechien zu fahren, um Pistolen der Marke Tokarew zu organisieren. Ein weiterer Kamerad könne angeblich sogar Handgranaten beschaffen. »Man geht in die Moschee

rein«, berichtete Huth, »und entfacht ein regelrechtes Massaker«.

Der Mann, der die angeblichen Anschlagpläne so detailreich schilderte, ist für die Behörden ein höchst schwieriger Fall. Einerseits rechnen sie Huth zum Kern der mutmaßlichen Terrorzelle, der sogenannten Gruppe S. In abgefangenen Chatnachrichten wütete er gegen Schwarze und schrieb, dass Muslime für ihn »ins Lager« gehörten. Andererseits lieferte er den Ermittlern Hinweise, die zur Zerschlagung dieser Gruppe beitrugen.

Es ist einige Monate her, da offenbarte sich Huth den Behörden, angeblich weil ihm die Kameraden zu gewalttätig geworden seien. Einige der Rechtsextremen hätten über »weiche« Zielen wie Flüchtlingsheime gesprochen, sagte Huth den Ermitt-

**Telefone wurden überwacht, E-Mails abgefangen, Chats mitgelesen, Verdächtige observiert.**

lern im Herbst. Und auch über »harte« Ziele wie die Grünenpolitiker Robert Habeck und Anton Hofreiter. Er selbst gebe sich nur radikal, um mitzubekommen, was die Truppe plane, so der Hinweisgeber. Einem Bekannten erzählte Huth, er wolle als Spitzel Anschläge verhindern. Förmlich als Vertrauensperson verpflichtet, wie zuletzt berichtet wurde, haben die Behörden ihn aber nicht.

Huth hat eine problematische Biografie, um es vorsichtig auszudrücken: Er verbrachte viele Jahre im Gefängnis und im psychiatrischen Maßregelvollzug, unter anderem weil er einen Polizisten als Geisel genommen hatte. Zuletzt bezog er Hartz IV und lebte in einer Einrichtung für Ex-Häftlinge in Süddeutschland. Die Glaubwürdigkeit eines solchen Mannes ist nicht sehr hoch.

Das wissen auch die Ermittler. In einem Vermerk hielten sie fest, dass sich viele seiner Angaben nachweislich als wahr erwiesen hätten. Es könne aber auch nicht ausgeschlossen werden, dass er manches übertrieben darstelle und Dinge verschweige, die ihn in einem schlechten Licht erscheinen ließen. Gutachter hätten ihm in der Vergangenheit attestiert, dass er sich mitunter manipulativ verhalte, um Aufmerksamkeit zu bekommen.

Was von dem, was Huth den Behörden erzählt hat, stimmt also? Was ist womöglich aufgebauscht? Wie entschlossen war die mutmaßliche Terrorgruppe um »Teutonico«? Und trug der Hinweisgeber Huth vielleicht zu deren Radikalisierung bei?

Um sich nicht auf die Behauptungen eines Straftäters verlassen zu müssen, griffen das baden-württembergische Landeskriminalamt und der Generalbundesanwalt bereits vor Monaten zu großem Besteck: Telefone wurden überwacht, E-Mails abgefangen, Chats mitgelesen, Verdächtige observiert.

Die Fahnder der Ermittlungsgruppe »Valenz« konnten live beobachten, wie sich Radikale aus unterschiedlichen Milieus zusammenfanden. Rechtsextremisten aus Bürgerwehren und selbst ernannten »Freikorps« waren unter ihnen. Dazu Reichsbürger, die glauben, dass das Deutsche Reich nie aufgehört habe zu existieren. Aber auch bieder anmutende Familienväter und Handwerker, die keine Sicherheitsbehörde auf dem Schirm hatte, schlossen sich an.

Es waren Wutbürger, die sich offenbar in Wochenendterroristen verwandelten, angetrieben vom Hass auf Angela Merkel und ihre Flüchtlingspolitik. Auf einem Gruppenbild posierten einige der Männer verummumt, einer hielt zwei überkreuzte Äxte. Mit dabei war Hinweisgeber Huth.

In überwachten Gesprächen steigerten sich die Männer in Gewaltfantasien hinein. Am Telefon sprach einer der Rechtsextremisten von denen »da oben« und meinte

\* Name geändert.

wohl die Regierung. Dieses »Gesindel« müsse man töten, genauso wie Bürgermeister und Polizisten – samt ihren Familien.

Der mutmaßliche Anführer der Truppe, Werner S. alias »Teutonico«, kommentierte in einem Chat eine Rede von Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier mit den Worten: »Dieser Hochverräter« werde »bezahlen«. Dazu postete er ein Messersymbol. Vor dem letzten Treffen der Gruppe im nordrhein-westfälischen Minden schrieb Werner S., man wolle den »Krieg« besprechen. Wer das nicht verkrafte, habe dort nichts verloren. Sein Verteidiger sagt, es habe kein klar definiertes Anschlagziel gegeben, davon sei auch im Haftbefehl keine Rede.

Dass der ominöse Hinweisgeber wohl nicht nur Märchen erzählt hat, zeigten auch die bundesweiten Durchsuchungen vor zwei Wochen. Das Haus in Minden sei voller Äxte, hatte Huth der Polizei gesagt. Auch eine Armbrust habe er dort gesehen. Tatsächlich fanden die Ermittler genau diese Waffen – und noch einige mehr.

Bei Werner S. alias »Teutonico« stellten die Beamten eine scharfe Pistole sicher. Auch davon hatte Huth berichtet. Andernorts fanden die Kriminalisten selbst hergestellte Handgranaten sowie ein Schrotgewehr Marke Eigenbau, wie es auch der Attentäter von Halle verwendet hatte.

Die Beweise reichten schließlich für Haftbefehle gegen insgesamt zwölf Rechtsextremisten, ausgestellt vom Bundesgerichtshof. Nur der 13. Mann der mutmaßlichen Terrorzelle, Maximilian Huth, sitzt nicht in Untersuchungshaft, sein aktueller Aufenthaltsort ist unbekannt.

Inzwischen hat ein weiterer Mann aus dem mutmaßlichen Unterstützerkreis der Truppe ausgesagt. Als die Beamten ihn nach seiner Festnahme befragten, druckste er erst herum. In der Gruppe sei viel geschwätzt worden. Eigentlich sei es darum gegangen, sich Zufluchtsorte zu suchen für den »Tag X«. Mit den Waffen habe man sich schützen wollen, vor ausländischen Clans, die irgendwann über die Deutschen herfallen würden.

Nach bohrenden Fragen der Ermittler räumte er jedoch ein, dass bei dem Treffen in Minden auch über Angriffe auf Moscheen gesprochen worden sei. Man habe eines der Gotteshäuser anzünden wollen, damit die Muslime Deutschland verließen. Und ja, auch über mögliche Attacken mit Schusswaffen sei gesprochen worden. Aber damit wolle er nichts zu tun haben: »Ich hätte keinen eliminiert.«

Als es um die geplanten Moschee-Angriffe ging, so glaubte er sich zu erinnern, habe sich ein Mann besonders hervorgetan: Huth, der Hinweisgeber.

Julia Jüttner, Martin Knobbe,  
Wolf Wiedmann-Schmidt

# Fünf Kilo Buch

**Kriminalität** Vertreter drehen Senioren vorgeblich wertvolle Schriften an. Der Schaden geht in die Millionen.



BARBARA FRÄNKE

**Opferanwalt Schneider mit Faksimiles:** »Wir müssen die alten Menschen warnen«

**A**ls zwei Wachleute den Saal im Amtsgericht Rheine betreten, ist klar, dass gleich etwas Ungewöhnliches geschehen wird. Die Vorsitzende des Schöffengerichts verurteilt den Handelsvertreter Carsten J. zu vier Jahren Gefängnis ohne Bewährung. Es ist die schärfste Strafe, die ein Amtsgericht verhängen kann. Dann verkündet die Richterin, dass der Mercedes des 48-Jährigen beschlagnahmt werde, seine Harley Davidson, sein Pferd und die 90 000 Euro, die er auf dem Konto hat. Schließlich lässt sie J. noch im Saal verhaften.

Was das Gericht im Dezember zu dem harten Urteil veranlasste: Carsten J. hatte gemeinsam mit einem Helfer in 29 Fällen ältere Menschen aus Nordrhein-Westfalen auf perfide Art um ihre Ersparnisse gebracht. Im Prozess berichteten die Opfer über die Masche. Unangemeldet hätten die Männer vor der Haustür gestanden und sich als Bertelsmann-Vertreter ausgegeben.

Das war gelogen. Doch die Täter wussten, was ihre späteren Opfer früher bei Bertelsmann gekauft hatten. Sie boten nun an, diese Bücher zurückzukaufen oder einen Rückkauf zu vermitteln. Gebrauchte alte Enzyklopädien seien heute gefragt, sagten sie den Opfern zufolge.

Die vermeintlich lukrativen Angebote der freundlichen Besucher hatten jedoch

Haken: Mal sollten die alten Leute erst einmal teure Nachdrucke mittelalterlicher Schriften kaufen. So könnten sie den Wiederverkaufswert ihrer Büchersammlung steigern, hieß es. Mal sollten sie angeblichen Kaufinteressenten ihrer Sammlung, die gerade leider nicht flüssig seien, zur Überbrückung einen Kredit gewähren.

Ein Mann aus Wuppertal gab Carsten J. sogar 150 000 Euro, weil dieser vorgab, ein Problem mit dem Finanzamt zu haben. Als »Sicherheit« erhielt der Mann ein paar Kisten mit alten Büchern. Tatsächlich war die Geschichte – wie die meisten anderen auch – frei erfunden.

Es scheint eine verbreitete Masche zu sein, leichtgläubigen Senioren vorgeblich wertvolle Nachdrucke als Wertanlage zu verkaufen. Etliche Firmen mit klangvollem Namen und redegewandten Vertretern sind offenbar auf dem Feld unterwegs. Dabei lässt sich nur schwer unterscheiden, wem man vertrauen kann und wem nicht.

Anwälte berichten von Hunderten verzweifelten Senioren, die guten Glaubens Tausende Euro investierten und nun auf Büchern sitzen, die schön aussehen, aber nur einen Bruchteil des gezahlten Preises wert sind. Der angerichtete Schaden dürfte in die Millionen gehen. Die eingeschalteten Juristen versuchen zumeist, die Kauf-

verträge zu widerrufen oder das Geschäft rückabzuwickeln. Das Strafrecht müssen die windigen Vertreter hingegen kaum fürchten – dass Gerichte wie in Rheine durchgreifen, ist sehr selten.

»Wir sind überzeugt, dass viele Senioren mit solch erfundenen Geschichten getäuscht werden«, sagt Oliver Klau, im Landeskriminalamt (LKA) Berlin zuständig für Betrugsdelikte. »Aber es ist nicht einfach, das so zu belegen, dass es für eine Anklage reicht. Oft steht Aussage gegen Aussage.« Zudem seien viele Senioren überfordert, gegen die Täter vorzugehen, und erstatteten keine Strafanzeige. Daher komme es selten zu Strafverfahren. Das LKA habe aber gerade Ermittlungen gegen eine einschlägig bekannte Firma abgeschlossen und rechne damit, dass bald Anklage erhoben werde, sagt Klau.

In Rheine kam der Fall erst ins Rollen, als eine Sparkasse wegen verdächtig hoher Geldbewegungen auf dem Konto von Carsten J. einen Verdacht auf Geldwäsche meldete. Doch selbst vor Gericht konnten nicht alle Fragen geklärt werden, auch weil die Angeklagten beharrlich schwiegen, etwa zu ihren Verbindungen zu Bertelsmann. Wieso verfügten die Männer über vertrauliche Kundeninformationen?

Der Gütersloher Konzern – der über das Unternehmen Gruner + Jahr am SPIEGEL beteiligt ist – beteuert, nichts mit den Vorfällen zu tun zu haben. Niemals seien Kundendaten herausgegeben worden, heißt es. Im Gegenteil: In drei Rundschreiben seien ehemalige Kunden vor vermeintlichen Mitarbeitern gewarnt worden, teilt Bertelsmann mit.

Über viele Jahre hat die Firma mit ihrem Bücher-Klub und dem Verkauf teurer Nachschlagewerke prächtig verdient. Als dieses Geschäft aber schrumpfte, brauchte sie neue Produkte für ihre Vertreter.

Die Reproduktionen kostbarer Handschriften aus dem Mittelalter und frühneuzeitlicher Drucke schienen perfekt geeignet. Sie werden aufwendig hergestellt, auf teurem Papier gedruckt und manchmal sogar mit Gold oder Foliengold – goldbedrucktem Aluminium – dekoriert. Liebhaber zahlen für limitierte Sammlerstücke mehrere Tausend Euro.

Bald versuchten sich Vertreter daran, auch solchen Kunden die Werke schmackhaft zu machen, die sich kaum je für lateinische oder altdeutsche Schriften interessiert hatten. Ein Klassiker war die »Merian Kupferbibel«, eine rund fünf Kilogramm schwere Schwarte für 1700 Euro. Für die Vertreter war der Verkauf lukrativ, sie kassierten wegen der hohen Preise satte Provisionen.

Für Bertelsmann hingegen entwickelte sich das Geschäft weniger erfreulich. Vorschriften schränkten Haustürgeschäfte und die Nutzung von Adressen ein. Kunden

beschwerten sich, ihnen seien Faksimiles als Wertanlage verkauft worden. Es folgten Prozesse und negative Schlagzeilen.

2014 stellte das Unternehmen den Direktverkauf ein. 400 selbstständige Handelsvertreter, die für das Tochterunternehmen Inmediaone unterwegs waren, mussten eine neue Beschäftigung finden. Das Unternehmen, so heißt es heute im Umfeld von Bertelsmann, habe versucht, die Betroffenen in anderen Branchen unterzubringen. Das misslang offenbar. Etliche Vertreter scheinen einfach weiterzumachen. »Eine Gruppe von 20 bis 30 Leuten ist auf eigene Rechnung nach wie vor aktiv, die kennen sich alle bestens«, sagt ein Manager, der anonym bleiben will.

Wie dreist die Verkäufer vorgehen, erfuhren Ingrid und Gerhard S. im Jahr 2017. Zunächst glaubten sie noch an einen Glücksfall, als zwei junge Männer an der Tür klingelten. In den frühen Neunzigern hatte das Ehepaar S. eine Bertelsmann-Lexikothek gekauft, 24 blaue Bände. Später auch den Brockhaus. Seitdem verstaubten die Bücher im Regal.

### »Ein schlechtes Gefühl hatte ich schon«, sagt Ingrid S. Trotzdem unterschrieb das Paar erneut.

Die Besucher boten an, die alten Bücher zu versteigern. Allerdings müssten die Bücher um ein Faksimile ergänzt werden. Im Angebot hatten die Männer als Nachdruck das »Gebetbuch für Kardinal Albrecht von Brandenburg« zum Preis von 4999 Euro. Von dem Werk, 1536/37 verfasst, hatte das Paar noch nie gehört. Ingrid S. ist Reinigungskraft, ihr Mann arbeitete in einem Schlachthof. Alte Bücher interessierten sie eigentlich nicht. Aber die Aussicht, damit auf einer Versteigerung 42 500 Euro erzielen zu können, fanden sie verlockend.

Das Ehepaar hat drei Kinder, ein Sohn sitzt im Rollstuhl und ist arbeitslos. Gern wollten sie ihn unterstützen. Weil sie sich das teure Buch nicht leisten konnten, kümmerten sich die Vertreter gleich um einen Kredit. Sie sagten den Eheleuten, sie sollten sich schon einmal Gedanken machen, in welchem Gasthaus die Auktion am besten stattfinden könne.

Während die beiden auf die Versteigerung warteten, stand ein anderer Vertreter vor der Tür. Er erklärte ihnen, es fehlten weitere Werke in ihrer Sammlung. Er schlug vor, diese über einen zusätzlichen Kredit zu finanzieren. Dann gebe es auch einen höheren Gewinn. »Ein schlechtes Gefühl hatte ich schon«, sagt Ingrid S. Trotzdem unterschrieb das Paar erneut.

Nun sitzen sie bei ihren Anwälten Wolfgang Schneider und Patrick Droll in einer Bielefelder Kanzlei. »Wir haben solche Geschichten schon etliche Mal gehört«, sagt Schneider. In einer Übersicht hat der Jurist, der sonst vor allem Wirtschaftsverfahren führt, alle offenen Verfahren aufgelistet. Die Schadenssumme beträgt demnach 2,25 Millionen Euro, verursacht von elf verschiedenen Anbietern.

»Das ist ein mieses Geschäft«, sagt Schneider, »wir müssen die alten Menschen warnen.« Statt aber Polizei und Staatsanwaltschaft einzuschalten, arbeitet er diskret auf zivilrechtlichem Weg. »Den Geschädigten ist das Geld am wichtigsten«, sagt er. »Was nutzt es ihnen, wenn ein Vertreter tatsächlich strafrechtlich verurteilt würde? Davon hätten sie ihr Geld nicht wieder, und auch Kredite liefen weiter.« Laut Schneider stehen die Chancen für seine Mandanten nicht schlecht. Er hält die Verträge für Wucher, weil der Preis der Nachdrucke und der tatsächliche Wert in einem auffälligen Missverhältnis stünden.

Dass diese Bücher alles andere als eine Wertanlage seien, sagt auch Balázs Jádi, Abteilungsleiter Bücher im angesehenen Berliner Auktionshaus Jeschke van Vliet. »Das Grundproblem dieses Geschäfts ist gerade der rapide Wertverlust«, so der Experte. »Wenn Sie Glück haben, bekommen Sie bei einem Verkauf die Hälfte des Ausgabenpreises, meist deutlich weniger.«

Manche Opfer landeten irgendwann bei Kurt Rohze, Betreiber eines Antiquariats in Delmenhorst bei Bremen. Seit 30 Jahren kauft und verkauft er die kunstvollen Faksimiles. »Lange war das ein wunderbares Geschäft für Buchliebhaber«, sagt er. Inzwischen seien immer weniger Kunden bereit, große Summen für Faksimiles auszugeben. Auch das Interesse von Museen und Bibliotheken habe nachgelassen.

Neuerdings meldeten sich aber ältere Menschen, die ihre Nachdrucke zum Kauf anböten und auf das große Geld hofften. »Am Telefon höre ich schon, dass es sich nicht um Sammler handelt«, sagt Rohze. »Ich sage dann meistens: ›Nehmen Sie erst einmal Baldrian, bevor ich Ihnen die Wahrheit erzähle.«

Vor wenigen Tagen rief Heidrun L. aus Hoyerswerda an, Bertelsmann-Kundin seit kurz nach der Wende. Elf Faksimiles haben ihr Vertreter unterschiedlicher Firmen in den vergangenen vier Jahren verkauft, zum »Wert eines guten Neuwagens«, wie sie berichtet. Der Antiquar sagte ihr, dass er fünf der Werke bereits im Angebot habe, für zusammen 855 Euro. Auch die angeblich heiß begehrte Bertelsmann-Lexikothek steht bei ihm im Regal – 139 Euro für alle Bände.

Michael Fröhlingsdorf, Lea Hensen

# Reporter



## Familienalbum

### Schadenfreude, 1960

Friedemann Roessler, 72:

Für den Totalschaden unseres mintgrünen VW-Käfers war ein nervöses Kapuzineräffchen verantwortlich, sein Name war Fritzi. Es war Ostern 1960, und mein Vater, der auf dem Foto vor dem kaputten Käfer steht, unternahm eine Spazierfahrt ins Lauenburgische mit meinem Bruder Gotthard, mir und dem Äffchen. Der Unfall passierte kurz nachdem wir an einem Krämerladen gehalten hatten, wo mein Vater uns Vanilleeis am Stiel spendierte. Eins für Gotthard, eins für mich und leider eins für Fritzi. Mein Vater hatte das Äffchen geschenkt bekommen. Es schlief nachts in einem Käfig, tagsüber lief es bei uns im Haus herum. Mein Vater war Biologielehrer. Wenn Kinder im Wald verletzte Tiere fanden, brachten sie die zu uns, wo mein Vater sie aufpäppelte: einen kranken Fuchs, Igel, wir beherbergten auch Zwergziegen, Pfauen und Gänse – und Fritzi. Der hat viel Schaden im Haus angerichtet. Doch mein Vater liebte Fritzi trotz-

dem. Er liebte alle Tiere. Mein Vater schimpfte nie, er hatte ein großes Herz. Er war vom ersten bis zum letzten Tag im Krieg gewesen. Viele Männer kehrten jähzornig und bitter heim, aber nicht mein Vater. Ich weiß nicht, was er im Krieg gesehen hat. Er hat mit uns nie darüber gesprochen. Es schien aber, als hätte er sich dazu entschlossen, jeden Tag zu genießen. Man sieht es auf diesem Bild. Sein Auto ist Schrott, doch er lächelt. Auf der Fahrt schleckten wir das Vanilleeis, Fritzi saß auf der Lehne des Beifahrersitzes. Da begann der Affe mit seinem Eis auf die Sitze zu schlabbern. Wir versuchten, es ihm wegzunehmen, doch Fritzi tobte im Innenraum des Wagens. Mein Vater schaute nach hinten, dann fuhr er in den Graben. Wir blieben unverletzt. Mein Vater starb viel später, an einem Novembertag 1990, nach einem erfüllten Leben. An diesem Tag fütterte er die Graugänse am Seeufer vor unserem Haus, wie üblich. Dann hörte sein Herz auf zu schlagen.

Aufgezeichnet von Max Polonyi

► Sie haben auch ein Bild, zu dem Sie uns Ihre Geschichte erzählen möchten? Schreiben Sie an:  
[familienalbum@spiegel.de](mailto:familienalbum@spiegel.de)

## Krisen

### Gibt es eine deutsche Angstlust, Herr Bandelow?

**SPIEGEL:** Das Bundesamt für Bevölkerungsschutz hat die Bürger aufgerufen, Rezepte für ein »Notfallkochbuch« einzureichen, damit wir im Katastrophenfall nicht verhungern. Was halten Sie davon?

**Bandelow:** Es gibt eine Lust an der Angst, die damit bedient wird. Es erinnert mich an den Abenteuergeist, der Menschen in den Campingurlaub treibt. Die müssen sich auch überlegen, wie sie überleben können, ob sie einen Gas- oder Benzin-koher mitnehmen.

**SPIEGEL:** Warum macht es den Menschen überhaupt Spaß, Angst zu haben?

**Bandelow:** Wenn wir Angst haben, werden Endorphine ausgeschüttet: eine natürliche Schutzfunktion des Körpers, die zu Schmerzfreiheit und Euphorie führt. Endorphine sorgen dafür, dass man während eines Kampfes nicht aufgibt. Während wir zum Beispiel in der Achterbahn durch die Kurven fliegen, schießen die Angsthormone durch den Körper. Wenn wir die Kurve überlebt haben, ist die Angst weg, aber die Endorphine sind noch im Blut.

**SPIEGEL:** Kann das den Deutschen helfen, ihre schlechte Laune zu überwinden?

**Bandelow:** Es ist nicht unbedingt so, dass Leute in guten Zeiten mehr Nervenkitzel benötigen als in Zeiten, in denen Angst herrscht. Es gibt ja auch in Krisenländern Menschen, die Vergnügungen suchen, die mit Nervenkitzel verbunden sind.

**SPIEGEL:** Wie erklären Sie sich das?

**Bandelow:** Ich war mal in einer Favela in Rio de Janeiro. Da habe ich im Dreck eine Zeitung gefunden, die mich irritierte, weil dort großformatig die Leichen der letzten Morde in den Slums mit den fiesesten Verletzungen abgebildet waren. Gerade diese Menschen brauchen das wohl, um ihre Ängste abbauen zu können.

**SPIEGEL:** Wie funktioniert das?

**Bandelow:** Sie sind erleichtert, nicht betroffen zu sein. Deshalb wollen die Leute in den Nachrichten auch immer von schrecklichen Katastrophen hören, in die sie selbst hätten geraten können. In diesem Moment springt das Angstsystem an. Die Erleichterung darüber, dass einem nichts passiert ist, erzeugt ein Glücksgefühl. MAH

*Borwin Bandelow, 68, ist Angstforscher an der Universität Göttingen.*

# Schnüffelei

Wie ein Ort in Michigan gegen den Geruch von Cannabis vorgeht

Wann Bessemer zu stinken begann, weiß Bürgermeister Adam Zak nicht mehr genau, es kam irgendwie schleichend. Aber alles fing damit an, dass die Regierung von Michigan im November 2018 entschied, Marihuana im gesamten Bundesstaat zu legalisieren. Künftig durfte es nicht mehr nur zu medizinischen Zwecken konsumiert werden, sondern auch einfach so, wenn man Lust dazu hat, also zum »recreational use«. Damals wurde nicht nur Adam Zak, sondern wahrscheinlich auch dem letzten Marihuana-skeptiker in Bessemer klar, dass es selbst hier, in der alten Minenstadt am Lake Superior, an manchen Ecken bald so riechen würde wie damals in Haight-Ashbury, der Hochburg der Hippies in San Francisco.

Inzwischen ist Marihuana in Bessemer angekommen, einem Städtchen mit 1900 Einwohnern, in dem der Traum vom Small-Town America weiterlebt. Die Stadtverordnete Linda Nelson sagte: »Die City von Bessemer stinkt. Man riecht Marihuana überall. Es gibt Leute, die nicht mehr in ihrem Garten sitzen können, weil der Gestank, der von ihrem Nachbarn kommt, so schlimm ist.«

Was unbestritten ist: Jeder Bürger in Michigan, der älter als 21 Jahre ist, darf laut Gesetz bis zu zwölf Cannabispflanzen besitzen – vorausgesetzt, sie wachsen an einem Ort, der öffentlich nicht einsehbar ist: in einem Gewächshaus beispielsweise, einem Wohnhaus oder einer Wohnung. In Bessemer, wo die Einwohner durchschnittlich 48,1 Jahre alt sind, also ziemlich viele Erwachsene leben, sind das schnell mehrere Tausend Cannabispflanzen, die angebaut werden dürfen, nur für den Freizeitgebrauch. Hinzu kommen jene Pflanzen, die von »medical caregivers« für den medizinischen Gebrauch gezogen werden dürfen, vor allem zur Schmerztherapie. Pro Patient sind zwölf Pflanzen erlaubt, jeder Betreuer darf bis zu fünf Patienten haben – macht bis zu 72 Pflanzen für jeden, der eine Lizenz als »caregiver« besitzt.

Ganz schön viele Pflanzen sind das für eine kleine Stadt, was eigentlich kein Problem wäre, wenn Cannabispflanzen, besonders während ihrer Blütezeit, nicht stark riechen und die Klimaanlage den Geruch aus den Wohnzimmern Bessemers nicht in die Vorgärten und Gärten pusten würden – zum Ärger der Menschen, die dort beim Barbecue sitzen.

Die Stadtverwalterin Charly Loper sagt: »Die Blütezeit dauert sechs bis acht Wochen. Viele Leute beschreiben den Geruch wie den eines Stinktiers. Er kann sehr stark sein.« Stinktirsekret riecht wie eine Mischung aus Verwesung,

Knoblauch und faulen Eiern, ziemlich übel also. Aber was soll die Stadt tun, um den Geruch erträglich zu machen?

Anfang Januar trat der Stadtrat zusammen. Er entschied sich mit vier zu einer Stimme dafür, ein Gerät anzuschaffen, das sich »Nasal Ranger« nennt. Es war eine Entscheidung, die wahrscheinlich nur durch die absolute Ohnmacht der Stadt gegenüber den Pflanzern zu erklären ist.

Der Nasal Ranger ist ein rüsselartiges Gerät, etwa einen halben Meter lang. Man hält es sich vor die Nase, um Geruchsbelästigungen aufzuspüren und zu messen. Es enthält stufenweise verstellbare Luftfilter, mit deren Hilfe man feststellen kann, wie intensiv ein Geruch tatsächlich ist. 2000 Dollar kostet so ein Gerät, produziert und patentiert von der Firma St. Croix Sensory, die davor warnt, dass unser tägliches Leben ein »Ansturm von Gerüchen« sei, ein andauernder Überfall, und dass Gestank tödlich sein könne.

Grundsätzlich, sagt Bürgermeister Zak am Telefon, sei der Nasal Ranger gar keine schlechte Idee und nicht so absurd, wie es für manchen klingen mag. Die Stadt müsste zunächst eine »odor ordinance« erlassen, eine Verordnung über die Zulässigkeit von Gerüchen, aber das sei nach dem Stadtrecht in Michigan kein Problem, jede Gemeinde könne das eigenständig tun. Dann könnten sich Vertreter der Stadt mit dem Nasal Ranger vor Lüftungsausgänge der Häuser von Pflanzern stellen und die Geruchsintensität messen. Man hätte so zumindest Zahlen, die das Problem beschreiben, nicht nur den Unmut der Leute. Würden dann die zulässigen Werte

überschritten, könnte die Stadt die Cannabis Kleinbauern dazu verpflichten, zum Beispiel Luftfilter einzusetzen, um die Abluftqualität ihres Hauses zu verbessern.

Aber will die Stadt das tatsächlich tun?

Was Bürgermeister Zak am meisten fürchtet, ist der Verwaltungsaufwand, den seine kleine Stadt bewältigen müsste, wenn plötzlich Hunderte Nachbarn gegeneinander klagen würden. Im Stadtrat war er deshalb der Einzige, der gegen die Anschaffung stimmte, auch wenn er nicht grundsätzlich Einwände gegen den Nasal Ranger hat. Er würde das Problem offenbar am liebsten aussitzen, auch um der Stadt Kosten zu ersparen.

Aber das ist jetzt nicht mehr so leicht. Der Beschluss

des Stadtrats kann nur durch ein abermaliges Mehrheitsvotum rückgängig gemacht werden, es laufen derzeit Beratungen mit Rechtsanwälten, um die juristischen Folgekosten abschätzen zu können. Aber die Vorfreude auf den Nasal Ranger ist bei einigen offenbar groß. Ein Stadtangestellter hat sich bereits als Freiwilliger für den Dienst am Nasal Ranger gemeldet; er sei bereit, sich an dem Gerät schulen zu lassen.

So weit will Bürgermeister Zak gar nicht denken. Er sieht noch ein anderes Problem: dass jemand eines Tages auf die Idee kommen könnte, mit dem Nasal Ranger andere Gerüche messen zu lassen als den von Cannabispflanzen.

In Bessemer gibt es zum Beispiel eine Sperrholzfabrik, die Bessemer Plywood Corporation. Und wenn der Nasal Ranger erst einmal im Einsatz ist, könnte jemand vielleicht auf den Gedanken kommen, dass auch Sperrholz stinkt. Marc Hujer



Geruchstester mit Nasal-Ranger-Gerät

**How a City Decides to Buy This Ridiculous \$2,000 Weed-Smelling Device**

Von der Website Vice.com



# »Jede Schwäche, die du zeigst, führt zu einer Vergewaltigung«

**SPIEGEL-Gespräch** Der Deutsche Jens Söring, in den USA wegen Doppelmord verurteilt, saß den größten Teil seines Lebens im Gefängnis. Im November 2019 kam er frei. Nun berichtet er über die Haftzeit, den Geruch der Freiheit und über eine Tat, die sein Leben zerstörte.

**E**ine Altbauwohnung in Hamburg Anfang Februar, hohe Decken, moderne Kunst, vor dem Fenster ein langer Holztisch: Jens Söring, »Häftling 179212« und, je nach Sichtweise, »Justizopfer« oder »German Monster«, empfängt hier, um darüber zu reden, wie man Jahrzehnte in amerikanischen Gefängnissen übersteht, wie sich die Freiheit anfühlt, wie es für ihn jetzt weitergehen soll. Wo die Wohnung liegt, was man vom Fenster aus sieht, wem sie gehört: All das soll bitte nicht genannt werden. Er lerne gerade wieder, was »Privatsphäre« bedeute und wie man sie schütze, sagt er.

Die Wohnung gehört einem von Sörings »Unterstützern«, er hat Freunde in ganz Deutschland und in den USA, die sich über Jahre hinweg dafür eingesetzt haben, dass Söring, mittlerweile 53 Jahre alt, aus der Haft entlassen wird.

Am 30. März 1985 waren die Eltern seiner damaligen Freundin Elizabeth Haysom in ihrem Haus in einem Vorort von Lynchburg, Virginia, brutal ermordet worden. Nancy und Derek Haysoms Leichen wiesen zahlreiche Stichwunden auf, beide wurden beinahe enthauptet. Die Ermittler bezeichneten den Tatort später als »Schlachthaus«.

1990 wurde Söring, damals 23 Jahre alt, in Virginia angeklagt, das Ehepaar getötet zu haben. In einem Indizienprozess verurteilte ihn der Richter zu zweimal lebenslanger Freiheitsstrafe. Elizabeth Haysom, die Tochter der Ermordeten, war schon zuvor zu zweimal 45 Jahren Haft verurteilt worden, wegen Anstiftung zum Mord.

Während der Haft schrieb Söring mehrere Bücher, darunter einen Krimi, er stellte insgesamt 15 Anträge auf Entlassung. Deutsche Zeitungen und Fernsehsender sorgten

dafür, dass sein Fall im Gedächtnis blieb, die Überschriften lauteten »Vergessen hinter Gittern« (»Süddeutsche Zeitung«) oder »Lebend begraben« (ZDF), »Die Schöne und der Sonderling« (»Tagesspiegel«) oder »Der Häftling mit den leeren Augen« (»Westfälische Rundschau«). Auch SPIEGEL ONLINE berichtete über den Fall.

Am 26. November 2019 wurde Söring aus dem Gefängnis entlassen, nach 33 Jahren, 6 Monaten und 27 Tagen. Am 17. Dezember landete er auf dem Flughafen in Frankfurt am Main. Seine Freilassung erfolgte auf Bewährung. Sie ist kein Freispruch. Söring bleibt rechtskräftig verurteilt. Alle Rechtsmittel sind ausgeschöpft. Er darf nie wieder in die USA einreisen.

Im Hamburger Altbau kommt Söring, 53, den SPIEGEL-Leuten auf der Treppe bis ins Erdgeschoss entgegen. Er trägt eine dunkle Hose und einen schwarzen Pullover, er ist

durchtrainiert und konzentriert. Er hat sich ein paar Punkte aufgeschrieben, die ihm wichtig sind, seine »Agenda« liegt während des Gesprächs vor ihm auf dem Tisch. In dem Interview soll es zunächst um die Tage nach der Freilassung gehen und dann um die Jahre in insgesamt sieben amerikanischen Gefängnissen. Am Ende werden wir auch auf die Tat zu sprechen kommen.

Sörings Medienberater und ein Rechtsanwalt sitzen mit am Tisch, beide achten darauf, dass er mit seinen Äußerungen nicht gegen seine Bewährungsaufgaben verstößt, dazu gehört auch »uniform and good behaviour«, angepasstes und anständiges Verhalten.

Es ist das erste ausführliche Gespräch mit deutschen Journalisten seit seiner Freilassung. Es wird acht Stunden dauern, unterbrochen nur von einer Mittagspause.

**SPIEGEL:** Herr Söring, Sie sind jetzt 52 Tage in Freiheit. Wie geht es Ihnen?

**Söring:** Das waren die besten 52 Tage meines Lebens. Ich bin so glücklich. Jeder Tag ist stressig, weil alles so neu ist, aber gleichzeitig einfach wunderwunderschön. Ganz kleine Sachen sind sehr, sehr intensiv für mich, weil ich sie in 33 ½ Jahren nicht erlebt habe. Wenn Regen auf die Erde fällt – das riecht gut. Im Gefängnis durften wir bei Regen meistens nicht raus. Dort gibt es nur Beton.

**SPIEGEL:** Was ist noch schön?

**Söring:** Kleinigkeiten. Neben meinem Bett habe ich ein kleines Schild, darauf steht: »Ich muss gar nichts«. Ich habe fast mein ganzes Leben unter der Kontrolle anderer Menschen verbracht. Alles wird im Gefängnis kontrolliert, auch wann man aufs Klo geht. Man kann nie frei entscheiden. Jetzt kann ich das. Ich habe einen Schlüsselbund mit einem Schlüssel, ich kann Türen aufmachen. Teilweise ist Freiheit noch schwierig. Im Restaurant muss man mir



**Prozessbericht 1990**  
»Ich bin unschuldig«

helfen, weil das Angebot so groß ist. Ich war bei Edeka. Die Auswahl ist obszön. Braucht der Mensch wirklich so viele verschiedene Sorten Mandarinen? Im Gefängnis gibt's ein Loch in der Wand, da schieben sie den Teller durch. Da gibt's keine Wahl. **SPIEGEL:** Wann haben Sie erfahren, dass Sie freikommen?

**Söring:** Am 25. November, gegen vier Uhr am Nachmittag. Ich saß im Gemeinschaftssaal des Gefängnisses Buckingham: ein Trakt für 32 Mann, da haben sie 64 Mann reingesteckt. Ich telefonierte gerade mit einer deutschen Unterstützerin. Ein Wärter kam rein und sagte: »Du musst jetzt sofort zum Kontrollzentrum gehen.«

**SPIEGEL:** Was erwartet einen da?

**Söring:** Üblicherweise gibt es nur zwei Möglichkeiten. Nummer eins: Man hat gegen eine Regel verstoßen und kriegt den Strafzettel ausgehändigt. Nummer zwei: Haftentlassung. Ich habe aufgehängt, ohne auf Wiedersehen zu sagen. Mein Antrag auf Entlassung war am 24. August 2016 eingereicht worden. Je länger die Entscheidung auf sich warten ließ, desto größer wurde meine Hoffnung.

**SPIEGEL:** Wo brachte der Wärter Sie hin?

**Söring:** Es gibt in der Kontrollzentrale einen Raum, dort habe ich etwa 20 Minuten gewartet. Ich fühlte, wie ich nervös wurde, meine Beine begannen ein bisschen zu zittern. Der Gefängnisdirektor führte mich dann in einen Konferenzraum. Dort saßen die Vorsitzende und die Ermittlerin des Bewährungsausschusses. Sie sagten: »Wir sind hier, weil wir Ihnen bedingte Entlassung gewähren. Aber keine Begnadigung.« »Parole« also, kein »Pardon«. Ich war enttäuscht.

**SPIEGEL:** Der Unterschied zwischen »Parole« und »Pardon« hat für Sie auch eine finanzielle Bedeutung.

**Söring:** Wenn man in Virginia begnadigt wird, kann man einen Antrag auf Haftentschädigung stellen. Das Parlament muss dann darüber abstimmen. Mir hätten 1,4 Millionen Dollar zugestanden, das hat mir mein Anwalt gesagt. Aber nun kann ich den Antrag nicht stellen. Mir war sofort klar: Ich werde in Deutschland um meine Existenz kämpfen müssen.

**SPIEGEL:** Wurde die Entscheidung begründet?

**Söring:** Die Vorsitzende des Bewährungsausschusses und der Gouverneur hatten beide gesagt, mein Antrag auf Begnadigung sei »without merit«, unbegründet. Sie würden mich nur entlassen, weil ich zur Tatzeit jung war, eine lange Strafe abgessen und mich gut geführt hätte. Meine weitere Inhaftierung würde nur hohe Kosten verursachen.

**SPIEGEL:** Wie ging es weiter?

**Söring:** Sie gaben mir ein Dokument mit den Bewährungsauflagen, etwa zehn Exemplare, die musste ich alle unterschreiben. Und dann habe ich mit dem Direktor gere-

det. Er hat sich für mich gefreut und gesagt: »Wir stecken dich in die Krankenstation, bis dich die Einwanderungsbehörde abholt. Damit du nicht angegriffen wirst.« So ist das im Gefängnis: Wenn jemandem etwas Gutes passiert, wird er sofort zum potenziellen Opfer. Aber als ich in den Trakt zurückkam, haben sich alle gefreut. Sogar einer meiner Feinde ist zu mir gekommen und hat mir ein Highfive gegeben – vermutlich war er froh, dass ich endlich weg war.

**SPIEGEL:** Was haben Sie aus dem Gefängnis mitgenommen?

**Söring:** Ich durfte nur die Brille mitnehmen. Ich hatte seit 2015 einen Beutel in meinem Spind, darin waren eine Zahnbürste, Zahnpasta, Seife, Shampoo, Unterwäsche, eine Jeans, Hemd und Schuhe. Damit ich sofort loskann. Den musste ich dalassen. Sie haben mir nicht mal meine Gefängnisuniform gelassen. Im staatlichen Gefängnis in Virginia trug ich Jeans und ein blaues Hemd. Stattdessen gaben sie mir eine Art Jumpsuit. Und ein Paar Stiefel ohne Schnürsenkel.

**SPIEGEL:** Am folgenden Tag durften Sie tatsächlich raus.

**Söring:** Es gibt in den Gefängnissen in Virginia eine Art Käfig, mit einem großen Tor

## Er flüsterte in mein Ohr: »Was machst du, wenn ich dich jetzt in meine Zelle zerre?«

an jedem Ende. Da fuhr ein weißer Kombi rein. Die Wärter nahmen mir die Ketten ab, die Leute von der Einwanderungsbehörde legten mir die Bundesketten an, Fuß- und Handschellen. Dann ging das hintere Tor auf, und der Wagen fuhr rückwärts raus. Wir fuhren an dem Zaun vorbei, mit dem Natodraht und dem Schild »Buckingham Correctional Center«. Die Sonne war inzwischen aufgegangen. Der Wagen bog ab, und durch die Scheibe sah ich, wie das Gefängnis, in dem ich die letzten zehn Jahre meines Lebens verbracht hatte, immer kleiner wurde.

**SPIEGEL:** Haben Sie geweint?

**Söring:** Ich habe die Zeit im Gefängnis als Krieg empfunden und mein Leben entsprechend geführt. Ich war 33 Jahre lang im Krieg – und ich habe gewonnen. In dem Moment war ich einfach glücklich. Geweint habe ich erst im Flugzeug, als wir über Irland waren. Auf dem Bildschirm, auf dem man die Flugroute verfolgt, kann man die Karte bewegen. Ich habe sie zum Genfer See hin bewegt, wo ich als Kind oft die Ferien verbracht habe. Ich hatte in dem Moment das Gefühl, dass ich zurückkomme auf einen Kontinent, wo ich einmal glücklich war.

**SPIEGEL:** Was haben Sie auf dem Flug nach Deutschland gemacht?

**Söring:** Wir saßen in der drittletzten Reihe: ich am Fenster und zwei US-amerikanische Beamte neben mir. Wir haben uns übers Hantelstemmen unterhalten. Als wir abgehoben sind, habe ich die ganze Zeit aus dem Fenster geguckt, weil ich sehen wollte, wie wir amerikanischen Boden verlassen. Ich hatte meinen Freunden immer gesagt: Wenn wir an Island vorbei sind, haben sie nicht mehr genug Sprit, um zurück nach Amerika zu fliegen. Aber diesen Augenblick habe ich verschlafen.

**SPIEGEL:** Wo haben Sie Ihr erstes Weihnachtsfest nach der Freilassung verbracht?

**Söring:** Hier, in dieser Wohnung. Es war sehr schön. Meine Freunde und Unterstützer aus Bitburg, Frankfurt und London waren da, wir haben alle zusammen gefeiert.

**SPIEGEL:** Was haben Sie sich für das neue Jahr gewünscht?

**Söring:** Nichts Spezielles. Meine Wünsche waren ja bereits in Erfüllung gegangen. Jetzt führe ich gewissermaßen meinen nächsten Kampf: hier in Deutschland anzukommen. Ich arbeite jetzt, um mich in die Gesellschaft zu integrieren und mir ein neues Leben aufzubauen.

*Söring wurde 1966 als Sohn eines deutschen Konsularbeamten in Bangkok geboren. Seine Kindheit verbrachte er in Thailand, auf Zypern, in Bonn und im US-Bundesstaat Georgia. Von einer Privatschule in Atlanta wechselte er 1984 mit einem Hochbegabtenstipendium an die University of Virginia. Damals gab es die DDR noch, Helmut Kohl stand am Beginn seiner Kanzlerschaft, die Türme des World Trade Center waren die höchsten New Yorks.*

*An der Universität lernte Söring die zwei Jahre ältere Kanadierin Elizabeth Haysom kennen. Die beiden verliebten sich ineinander.*

*Erst Monate nach dem Mord an Derek und Nancy Haysom gerieten ihre Tochter und Jens Söring in Verdacht. Als die amerikanische Polizei Söring um Blutproben und Fingerabdrücke bat, verließ er fluchtartig die USA. Elizabeth Haysom folgte ihm wenig später. Sie reisten durch Deutschland, Osteuropa und Thailand. Am 30. April 1986, mehr als ein Jahr nach der Tat, wurden sie in London festgenommen, weil sie mit gefälschten Schecks bezahlt hatten.*

*In Virginia, sagt Söring, habe er anfangs Psychologie studieren wollen, sich dann aber auch für Film und das Regieführen interessiert. Er hat sein Studium nie beendet und auch sonst keine Ausbildung gemacht. Im Gefängnis, sagt Söring, sei das nicht möglich gewesen.*

**SPIEGEL:** Wovon leben Sie aktuell?

**Söring:** Momentan von der Unterstützung meiner Freunde. Ich habe nur ein geringes Einkommen.

**SPIEGEL:** Bekommen Sie Geld vom Staat?



## Der Tatort

Am 30. März 1985 werden Derek und Nancy Haysom, die Eltern von Elizabeth Haysom, in ihrem Haus in einem Vorort von Lynchburg, Virginia, ermordet. Beide verlieren große Mengen Blut, ihre Leichen werden erst vier Tage später von einer Nachbarin entdeckt. Weil Nancy Haysom nur einen Morgenmantel trägt, geht die Polizei davon aus, dass das Paar den Täter kannte. Einbruchsspuren werden nicht gefunden.

**Söring:** Habe ich noch nicht beantragt. Aus Angst, dass mir das in bestimmten Medien zum Vorwurf gemacht wird: Doppelmörder kriegt Stütze.

**SPIEGEL:** Können Sie inzwischen ausschlafen?

**Söring:** Das ist komisch. Ich war im Gefängnis so diszipliniert, dass sich die anderen Häftlinge darüber lustig gemacht haben. Ich bin um 21.30 Uhr ins Bett gegangen, nach der letzten Zählung, und um 5.45 Uhr aufgewacht. Jeder Tag war strukturiert. Dann kam ich hier an, und meine ganze Struktur war plötzlich weg. Inzwischen habe ich die Weckerfunktion meines iPhones entdeckt. Ich gehe morgens joggen. Ich gehe im Dunkeln raus und laufe.

**SPIEGEL:** Gibt es Momente, in denen Sie in Gefängnisroutinen zurückfallen?

**Söring:** Ich ertappe mich dabei, dass ich manchmal immer noch wie ein Gefangener denke. Neulich ging ein Mann hinter mir her, ich habe das gespürt, der Mann war zu nah dran. Ich wurde angespannt. Im Gefängnis muss man ein Radar haben, besonders nach hinten; alle Mithäftlinge sind potenzielle Angreifer. Man muss das entwickeln, sonst überlebt man nicht. Auf dem Rückweg ging dann eine Schülerin vor mir. Als sie stehen blieb, tat ich das auch. Das ist noch so eine Sache im Gefängnis: Man darf dem Vordermann nicht zu nah kommen, sonst geht dessen Radar los.

**SPIEGEL:** Wie riecht Freiheit?

**Söring:** Alles riecht hier draußen gut. Im Gefängnis gibt es einen diffusen Gestank, viele Leute waschen sich nicht regelmäßig. Das tun sie auch zum eigenen Schutz. Sie wollen ganz entsetzlich stinken, damit sie nicht vergewaltigt werden. »Going viking« nennt man das.

**SPIEGEL:** Funktioniert das?

**Söring:** Amerikanischer Strafvollzug ist viel schrecklicher, als Sie sich das vorstellen können. Ganz am Anfang meiner Haft habe ich eine Vergewaltigung erlebt. Ein weißer Insasse kniete vor seinem schwarzen Zellen-genossen, es kam zum Oralverkehr. Alle johlten. Was soll man machen? Wir haben alle zugesehen. Erst dann habe ich gesehen, dass ihm jemand ein Messer an den Hals hielt.

**SPIEGEL:** Sie selbst wurden auch beinahe vergewaltigt?

**Söring:** Das war 1991. Ich kam aus der Dusche raus, und ein großer Schwarzer warf mich gegen das Geländer und packte mich in einem Doppelnelson, einem Ringergriff. Ich konnte mich nicht bewegen. Ich hatte nichts an, weil das Handtuch runtergefallen war. Er drückte seinen Penis in meinen Rücken und flüsterte in mein Ohr: »Was machst du, wenn ich dich jetzt in meine Zelle zerze?« Ich habe geschrien, keine Ahnung, was. Er hat mich losgelassen, und ich bin weggelaufen, splitterfasernackt in die Zelle rein, Tür zu. Ich habe mich dann dazu entschlossen zu trainieren. Ich

wurde Fitnessfanatiker, um mich wehren zu können.

**SPIEGEL:** Wo haben Sie trainiert?

**Söring:** Neben dem Gebäude gab es einen kleinen Sportplatz mit Hanteln. Es geht darum, sich durch Sport aus der Opfergruppe herauszumanövrieren. 90 Prozent der Häftlinge machen gar keinen Sport, 5 Prozent trainieren unregelmäßig. Die letzten 5 Prozent sind Fanatiker. Ich war von Anfang an einer der Fanatiker. Die Leute, die andere vergewaltigen, erpressen oder ausrauben wollen, gucken sich an, wer sich am leichtesten zum Opfer machen lässt. Die gehen nicht zu den 5 Prozent, die fanatisch Sport treiben – sondern zu den 90 Prozent der Häftlinge, bei denen kein Widerstand zu erwarten ist.

**SPIEGEL:** Sie konnten sich also schützen?

**Söring:** Ich konnte es. Man muss immer und zu allem Nein sagen. Jede Schwäche, die du zeigst, führt zu einer Vergewaltigung.

**SPIEGEL:** Was wurde aus dem Mann, der Ihnen in der Dusche aufgelauert hatte?

**Söring:** Ein paar Tage später lief ich zum Sportplatz. Dort sah ich ihn. Ich wusste: Wenn ich jetzt zurückgehe ins Gebäude, werden alle das sehen. Von da an werde ich das totale Opfer sein. Dann werde ich zur Knastnutte, dann werden mich alle vergewaltigen. Ich musste zu ihm gehen. Wir waren die Einzigen da draußen.

**SPIEGEL:** Sie haben gemeinsam Sport gemacht?

**Söring:** Normalerweise hätte ein Häftling in dieser Situation eine Hantel genommen und dem anderen den Schädel eingeschlagen. Habe ich nicht gemacht. Ich wollte Hanteln stemmen. Beim Bankdrücken braucht man einen, der einem hilft. Ich habe ihm geholfen, er hat mir geholfen. Die nächsten drei Jahre, alle zehn Tage etwa, haben wir zusammen trainiert.

**SPIEGEL:** Sie haben dann noch einen anderen Weg gefunden, sich zu schützen?

**Söring:** Ich habe meine Situation analysiert. Das eigentliche Problem bestand darin, dass ich in der Hierarchie zu niedrig stand. Wenn ich jemandem Schutzgeld zahle, signalisiere ich, dass ich schwach bin. Ich habe dann zwei große Schwarze angesprochen, die ganz oben in der Gefängnishierarchie standen. Ich habe ihnen erklärt, wie wir Geld verdienen können. Wir wollten Häftlingen Geld leihen, damit sie Zigaretten oder Lebensmittel kaufen konnten. Ich erzählte ihnen ein wenig über Kreditwürdigkeit. Vor allen Dingen, sagte ich, müssten sie aufhören, ihre Kunden zu verprügeln. Das hatten sie bis dahin gemacht. Fünf Jahre lang war ich im Kreditgeschäft. Unsere besten Kunden bekamen zu Weihnachten sogar ein kleines Geschenk. Die anderen Gefangenen haben gesehen, dass ich gemeinsam mit den beiden Geld verdiente. Das hat mich geschützt.

**SPIEGEL:** Sie haben mehr als drei Jahrzehnte im Gefängnis verbracht. Fühlen Sie sich wie 53?

**Söring:** In mancher Hinsicht fühle ich mich wie 153. Es ist sehr viel passiert, ich habe in meiner Haftzeit kaum ein ruhiges Jahr gehabt. Deshalb dieses Gefühl, dass ich viel hinter mir habe: die Intensität der Kämpfe, die Gefahren, die da lauern. Ich habe ein schweres Leben gehabt. Ich fühle mich manchmal sehr alt. In anderer Hinsicht merke ich, dass ich immer noch 19 Jahre alt bin. Das betrifft besonders Frauen: wie man sie anspricht, wie man sie kennenlernt. Das ist ein Thema, das ich noch nicht kapiert habe.

**SPIEGEL:** Waren Sie schon mal allein, seitdem Sie in Deutschland sind?

**Söring:** Am Sonntag, dem 26. Januar, als ich in Frankfurt war. Da hatte ich einen freien Nachmittag. Das hatte ich so eingeplant.

**SPIEGEL:** Was haben Sie gemacht?

**Söring:** Das sage ich Ihnen nicht. Eine der Sachen, die man im Gefängnis nicht hat, ist Privatsphäre. Ein Gefängnis ist ein öffentlicher Raum, die Wärter können jederzeit in die Zelle reinkommen. Man ist immer einsam, aber niemals allein. Ich muss

## »Alles Äußere wurde mir weggenommen. Nur ein kleiner Kern ganz tief drinnen hat überlebt.«

ein Gefühl dafür entwickeln, dass es etwas Privates gibt, das nur mir gehört. Ich übe an Ihrer Frage gerade, etwas zurückzuhalten, das nur mir gehört.

*Söring war 23, als er in Virginia vor Gericht stand: ein junger Deutscher mit sehr großen, dicken Brillengläsern, der wenig sagte und sich Notizen machte. Sein Prozess war einer der ersten, die live im Fernsehen übertragen wurden. Im Zuschauerraum saßen auch sein Vater und sein Bruder. Er sei unsicher gewesen, sagt Söring. Immer wieder grinste er, vor allem wenn der Staatsanwalt ihn ins Kreuzverhör nahm.*

*Elizabeth Haysom war bereits drei Jahre zuvor wegen Anstiftung zum Mord verurteilt worden. Im Prozess gegen ihn trat sie als Zeugin auf. Söring habe ihre Eltern getötet, sagte sie.*

*Im Gerichtssaal wurde auch aus Briefen zitiert, die Söring und Haysom einander geschrieben hatten. Sie hatten darin explizite sexuelle Anspielungen und Gewaltfantasien geteilt.*

**SPIEGEL:** Wie sah Ihre Zelle aus?

**Söring:** (nimmt sich ein Blatt Papier und zeichnet seine Zelle auf) 2,60 mal 3,30 Meter. Hier sind die ganzen Rohre drin, da

ist das Klo, hier das Waschbecken, hier der Spind. Das Bett, der Stuhl. Hier ist die Tür. Selbst für einen Gefangenen ist das eng.

**SPIEGEL:** Sie hatten eine Einzelzelle, die doppelt belegt war?

**Söring:** Das ist immer so.

**SPIEGEL:** Haben Sie oben oder unten geschlafen?

**Söring:** Die letzten paar Jahre unten. Das ist eine Machtfrage.

**SPIEGEL:** Unten ist besser?

**Söring:** Viele Jahre habe ich absichtlich oben geschlafen. Dort ist man sicherer, wenn jemand einen belästigen will. Irgendwann wollte ich nicht mehr klettern.

**SPIEGEL:** Sie waren 19, als Sie ins Gefängnis kamen. Sucht man sich jemanden, der einem sagt, wie es drinnen läuft?

**Söring:** So einen wie Morgan Freeman in dem Film »Die Verurteilten«, der einem alles erklärt? Nein. Es gibt keinen Morgan Freeman im Gefängnis. Ich hatte mal jemanden, mit dem ich mich drei Jahre lang viel unterhalten habe. Ich dachte, wir wären Freunde. Von einem Tag auf den anderen hat er aufgehört, mit mir zu reden. Ich habe ihn gefragt: Warum? »Ich hatte es satt zu warten«, hat er gesagt. »Ich wollte dich vögeln, das ist nie passiert, jetzt suche ich mir einen anderen.«

**SPIEGEL:** Wie findet man eine Überlebensstrategie?

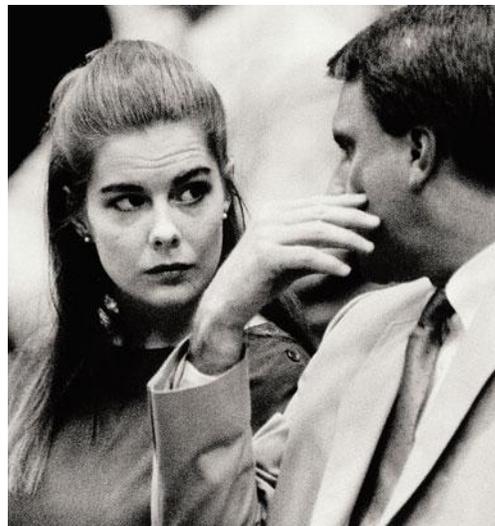
**Söring:** Als ich zum allerersten Mal in ein Gefängnis reinkam, in England, stand an der Wand ein Graffito: »Bronco likes little white boys.« Es stellte sich heraus, dass Bronco ein Wärter war. Ich sagte damals zu mir selbst: Sie können dir alles nehmen, aber nicht deine Menschlichkeit. Ich habe mich an diesen Satz geklammert im Laufe der Jahre. Dann wurden es Jahrzehnte, und im Laufe der Zeit habe ich diesen Satz mit Bedeutung ausgefüllt. Alles Äußere wurde mir weggenommen. Nur ein kleiner Kern ganz tief drinnen hat überlebt. Ich musste alles daransetzen, diesen kleinen Kern zu bewahren.

**SPIEGEL:** Was heißt das?

**Söring:** Das entscheidende Erlebnis meines Lebens war die Sache mit der Todesstrafe. Wir haben alle geglaubt, dass ich hingerichtet werden würde. Ich wollte trotzdem vor den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte gehen – und es hat funktioniert. Damals habe ich gelernt: Solange ich irgendeinen Weg finden kann weiterzukämpfen, kämpfe ich.

**SPIEGEL:** Muss man wütend bleiben? Oder sich zur Ruhe zwingen?

**Söring:** Es gab eine Phase bis zum Jahr 2000, wo ich mich in Selbsthass reingesteigert habe. Ich bin morgens aufgestanden und habe angefangen, mich zu hassen. Weil ich so dumm gewesen war, mich in Elizabeth zu verlieben und mein Leben zu zerstören. Ich habe dann angefangen zu meditieren, das hat mein Leben geret-



DAN DOUGHTIE / PICTURE ALLIANCE / AP / DPA



## Der Prozess

Im Juni 1990 wird Jens Söring in Virginia der Prozess gemacht. Seine frühere Freundin Elizabeth Haysom, wegen Anstiftung zum Mord bereits zu zweimal 45 Jahren Haft verurteilt, tritt als Zeugin auf. Zu den Indizien, die Staatsanwalt James Updike anführt, gehört ein Sockenabdruck. Söring beteuert seine Unschuld, trotzdem verurteilt ihn das Gericht zu zweimal lebenslanglich.

tet. Und es hat mich vor dem Wahnsinn bewahrt.

**SPIEGEL:** Was macht einen guten Mithäftling aus?

**Söring:** Nicht schnarchen. Und er sollte nicht versuchen, Sex mit mir haben zu wollen. Die meisten Gefangenen, die Sex mit Männern haben, sind ja keine Homosexuellen. Das sind heterosexuelle Männer, die keine Frauen haben und aus der Not heraus homosexuellen Sex haben. Es gibt Homosexuelle im Gefängnis. Die Jungs sind total in Ordnung, ich habe da auch einige Freunde gehabt, die sind vollkommen ungefährlich. Ich hatte auch schwer geistesranke Zellenmitbewohner. Die sind ein echtes Problem. 2004 hat sich mein Zellenmitbewohner an meinem Bett erhängt. Da durfte ich mir den nächsten dann aussuchen.

**SPIEGEL:** Worauf haben Sie geachtet?

**Söring:** Ich habe ihm gesagt: Pass auf, Junge, ich bin nicht homosexuell. Wir machen das nicht. Offensichtlich hat er geglaubt, ich würde das nicht ernst meinen, es hat ihn beleidigt. Ich hatte seine Ehre verletzt. Wir haben vier Jahre lang nicht miteinander gesprochen.

**SPIEGEL:** Was sieht man durch das kleine Fenster der Zelle?

**Söring:** Knast. Man sieht Knast. Das nächste Gebäude, ein bisschen Stacheldraht. In meinem Fall: den großen Dieselgenerator, der anspringt, wenn mal wieder der Strom ausfällt.

**SPIEGEL:** Was bekommt man in seiner Zelle von den anderen Gefangenen mit?

**Söring:** Alles. Deshalb ist eines ganz wichtig: Man muss sich mit dem Mitbewohner arrangieren, dass er Kopfhörer benutzt, wenn er Radio hört oder fernsieht. Sonst kann das zu echten Konflikten führen. Es gab Tote deswegen.

**SPIEGEL:** Hört man, was im Trakt los ist?

**Söring:** Man hört den ganzen Quatsch im Gemeinschaftssaal. Es ist immer Lärm. Überall hängen Fernsehgeräte unter der Decke. Das ist das, was ich zuletzt am meisten gehasst habe am Gefängnisleben: den Lärm der Fernseher. Vor allem die Footballspiele am Wochenende: Immer wieder blasen die Schiedsrichter in die Trillerpfeife. Im Gefängnis kommen ständig die Wärter und pfeifen, und dann muss ich mir auch noch anhören, wie diese gottverdammten Referees ständig in die Trillerpfeife blasen.

**SPIEGEL:** Wie ist das Essen im Gefängnis?

**Söring:** Das Frühstück ist die einzige Mahlzeit, bei der es drei-, viermal in der Woche etwas gibt, das man essen kann. Zwei hart gekochte Eier und ein Stück Obst. Ansonsten gibt es meist Schlamm auf den Tellern, das Zeug kann keiner essen, und Brot, das in den Händen zerfällt. Das Futter, das der Hund der Familie bekommt, in deren Wohnung wir hier sitzen, ist besser. In den letzten Jahren habe ich mich vor allem aus

dem Gefängnisladen ernährt. Statt zu frühstücken, bin ich für zwei Stunden rausgegangen, weil ich den Stress abbauen musste. Ich habe Hanteln gestemmt oder bin gelaufen. Einen Tag neun bis zehn Meilen joggen, am anderen Tag 424 Klimmzüge, 215 Beugestütze und dann Brusttraining und Schulterheben mit 80 Pfund.

**SPIEGEL:** Wann verliert man die Scham, mit einem Fremden die Zelle und die Toilette zu teilen?

**Söring:** Das wird einem schnell egal. Man muss ein bisschen üben, dann geht das. Es gibt im Gefängnis einen Ausdruck, der lautet: »I've got to use the cell.« Dann weiß man, dass der Zellenmitbewohner gerade ein bisschen Privatheit braucht.

**SPIEGEL:** Was ist das Schlimmste am Gefängnis?

**Söring:** Die Sinnlosigkeit. Das ist das Allerschlimmste. Das, was die Menschen kaputt macht. Deshalb nehmen so viele Drogen.

**SPIEGEL:** Stimmt es, dass Sie im Gefängnis erotische Kohlezeichnungen verkauft haben?

**Söring:** Eine kurze Phase. Der Versuch, mich künstlerisch auszudrücken.

**SPIEGEL:** Angeblich hatten Sie auch mal Investmentfonds.

**Söring:** Gekauft mit dem Geld, das ich durch das Kreditgeschäft verdient habe. Damals konnte man ein Depot noch auf dem Postweg eröffnen. Meine beiden Partner fanden das toll – die dachten, mein Gott, jetzt sind wir mit dem Deutschen bei der echten Mafia.

**SPIEGEL:** Und Sie haben im Gefängnis Tai-Chi-Unterricht gegeben.

**Söring:** Ein Mitgefangener hat mir das beigebracht. Es war der einzige Tai-Chi-Kurs im ganzen Strafsystem in allen Staaten, soweit ich weiß. Das ist sonst nirgendwo erlaubt worden.

**SPIEGEL:** Sie haben in einem Ihrer Bücher die Schönheit beschrieben, die entsteht, wenn sich die Männer beim Tai-Chi im Gleichklang bewegen.

**Söring:** Alles im Gefängnis ist so hässlich. Schönheit sticht jedem sofort ins Auge. Das ist wie eine kleine Explosion.

**SPIEGEL:** Haben Sie im Gefängnis Heiratsanträge bekommen?

**Söring:** Natürlich gab es ab und zu mal romantische Briefe. Auf der Grundlage, dass ich unschuldig bin.

**SPIEGEL:** Entwickelt sich aus so einer Brieffreundschaft mehr?

**Söring:** Ich habe mich in meiner gesamten 33-jährigen Haftzeit einmal auf eine romantische Beziehung mit einer Frau eingelassen, von Ende 2003 bis Anfang 2005. Sie hat mich besucht und anderthalb Jahre lang gewartet, dass ich rauskomme. Dann hat sie die Geduld verloren.

**SPIEGEL:** Kennen Sie die Bilder, wie die Flugzeuge am 11. September 2001 ins World Trade Center fliegen?

**Söring:** Die habe ich erst Jahre später gesehen. Ich war an jenem Tag im Gefängnis in Brunswick in der Bibliothek. Sie hatten dort Computer, die nicht mit dem Internet verbunden waren, ich habe dort mein erstes Buch abgetippt. Ein Gefangener lief herum und sagte: »Mensch, da sind irgendwelche Flugzeuge in die Hochhäuser geflogen.« Ich sagte: »Stör mich nicht, ich arbeite an meinem Buch. Erzähl mir den Scheiß später.«

**SPIEGEL:** Haben Sie etwas im Gefängnis gelernt?

**Söring:** Ich dachte immer, das Gefängnis wäre wie eine Insel im Fluss der Gesellschaft. Und alle Strömungen, die es in einer Gesellschaft gibt, fließen um das Gefängnis herum. Aber das stimmt so nicht. Vieles, was sich später in der Gesellschaft durchgesetzt hat, fing im Gefängnis an. Die Überwachung zum Beispiel. Der Strafvollzug ist so etwas wie das dunkle Herz Amerikas. Diese ganzen Gedanken zu Rache und Strafe und Gewalt, alles wichtige Themen der amerikanischen Kultur, konzentrieren sich in der Justiz und im Strafvollzug.

**SPIEGEL:** Sie waren 18, als Sie sich in Elizabeth Haysom verliebten. Wie würden Sie den jungen Jens Söring beschreiben?

## »Ich habe mich nicht zum Opfer machen lassen. Darauf bin ich stolz.«

**Söring:** Damals waren Teenager allgemein unglaublich unsicher und nervös. Bei mir war das noch verstärkt, weil ich der Klassenprimus war, ein Strebertyp, der alles besser wusste und der alle anderen wissen lassen musste, dass er alles besser wusste. Auf diese Weise wurde ich mit meiner Nervosität fertig. Das kam als Arroganz rüber.

**SPIEGEL:** Sie kamen mit einem Stipendium an die Uni.

**Söring:** In dem Studentenwohnheim lebten etwa 250, 300 Leute, alle hochbegabt. Ich hatte sehr viele soziale Kontakte. Bis dahin war ich nie mit einem Mädchen zusammen gewesen. Elizabeth war zwei Jahre älter als ich. Sie war aus dem Internat in Großbritannien ausgebüxt, hatte auch lesbische Beziehungen gehabt. An der Uni war sie der Star. Ich hatte mir gar keine Gedanken gemacht, dass sie irgendwie an mir interessiert sein könnte. Sie hatte so viel erlebt. Sie schien mir wie ein Mentor zu sein, der sich Zeit nimmt, um mir die Welt zu erklären.

**SPIEGEL:** Warum, glauben Sie, hat sich Elizabeth Haysom in Sie verliebt?

**Söring:** Mir kam der Gedanke gar nicht, dass sie in mich verliebt sein könnte, deshalb war ich so schockiert. Ausgerechnet ich! Ich konnte mein Glück nicht fassen.

Das war so überwältigend für mich. Ich war einfach dankbar.

**SPIEGEL:** Haben Sie Elizabeth Haysoms Eltern kennengelernt?

**Söring:** Ich habe sie einmal getroffen, 30 bis 45 Minuten. Bei einem Mittagessen, sie wollten irgendwas besprechen. Ich hatte das Gefühl, dass sie mir gegenüber kritisch eingestellt waren. Elizabeths bisherige Freunde waren ziemlich schräge Typen gewesen.

**SPIEGEL:** Wie sind Sie auseinandergegangen?

**Söring:** Positiv.

**SPIEGEL:** Wie war das Verhältnis zu Ihren eigenen Eltern?

**Söring:** Schwierig. Meine Mutter war Alkoholikerin. Es kriselte immer zwischen meinen Eltern, ich war nicht glücklich zu Hause.

**SPIEGEL:** Haben Ihre Eltern wegen des Alkohols gestritten?

**Söring:** Ja. Das war ein Thema während meiner ganzen Jugend. Es war ein fatales Familienleben, es hat immer zu Stress geführt. Die Ehe war unglücklich. Meine Mutter hat getrunken, mein Vater hat gebrüllt.

**SPIEGEL:** Was war schlimmer?

**Söring:** Mit meiner Mutter hatte ich eher Mitleid. Das Brüllen meines Vaters war für mich schwer auszuhalten.

*Auch beide Opfer, Derek ebenso wie Nancy Haysom, waren zum Zeitpunkt der Tat alkoholisiert.*

*In der britischen Haft gestand Söring mehrmals, im Haus der Haysoms gewesen zu sein und die Eltern seiner Freundin getötet zu haben: gegenüber den Ermittlern, vor zwei Psychiatern, die ihn untersuchten, sowie vor einem deutschen Staatsanwalt. Die Polizei sagte, Söring habe in seinen Geständnissen Wissen offenbart, das nur ein Tatbeteiligter gehabt haben könne. Söring behauptet, andere Details seines Geständnisses stimmten nicht mit den Befunden am Tatort überein.*

*Söring hatte vor dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte dagegen geklagt, nach Virginia ausgeliefert zu werden, weil es dort die Todesstrafe gibt. Erst als Virginia zusagte, im Falle einer Verurteilung auf die Todesstrafe zu verzichten, wurde er an die USA ausgeliefert.*

**SPIEGEL:** Hat Ihre Familie während der Haftzeit in Großbritannien und während des Prozesses zu Ihnen gestanden?

**Söring:** Natürlich.

**SPIEGEL:** Wann hat sich das geändert?

**Söring:** 1997 starb meine Mutter. 2001 kam es zu einem Zerwürfnis zwischen meinem Vater, meinem Bruder und mir. Seit 2001 habe ich keinen Kontakt mehr.

**SPIEGEL:** Warum nicht?

**Söring:** Mein Bruder und mein Vater haben unter der Situation auch sehr gelitten, und sie haben nun ein Recht auf Privat-



QUELLE: YOUTUBE, CREDIT: ICE



SHEPARD SHERBELL / CORBIS VIA GETTY IMAGES



THE BRUNSWICK COUNTY DETENTION CENTER

## Die Haft

Zwei Beamte führen Söring nach fast 30 Jahren in amerikanischen Strafanstalten in die Abschiebehafte. Im Gefängnis hat er exzessiv Sport getrieben, Kontakte zu Journalisten in Deutschland und den USA geknüpft und mehrere Bücher veröffentlicht. Das Essen sei überall ungenießbar, sagt er. Am schwersten zu ertragen sei für ihn die Sinnlosigkeit gewesen.

sphäre. Darum möchte ich nicht mehr dazu sagen.

**SPIEGEL:** Zurück zu Nancy und Derek Haysom: Haben Sie die beiden getötet?

**Söring:** Absolutely not. Nein, überhaupt nicht.

**SPIEGEL:** Wer war es dann?

**Söring:** Das weiß ich nicht. Ich war nicht dabei. Die forensischen Beweismittel sagen, dass mindestens zwei andere Männer am Tatort waren. Das wissen wir von den DNA-Spuren, das wissen wir aber auch von den Schuhabdrücken. Es gibt kein einziges forensisches Beweismittel, das mich mit dem Tatort verbindet.

*Söring hat über seine Version der Ereignisse mehrere Bücher geschrieben. Er habe Elizabeth schützen wollen, behauptete er schon 1990 im Prozess. Vor Gericht erklärte er damals, sie habe ihre Eltern getötet und ihm die Details erzählt. Aus Liebe habe er ihr versprochen, die Schuld auf sich zu nehmen und sie vor der Hinrichtung zu bewahren. Als Sohn eines Vizekonsuls habe er darauf gehofft, Immunität zu genießen, nach Deutschland abgeschoben und dort zu einer Jugendstrafe verurteilt zu werden.*

**SPIEGEL:** Bevor wir über die Bedeutung der DNA-Spuren sprechen, lassen Sie uns klären, was unstrittig ist. Am Tatort wurde Blut der Gruppe O gefunden, das ist auch Ihre Blutgruppe. (Söring nickt.) 45 Prozent der amerikanischen Bevölkerung hatten damals Blutgruppe o. Das Blut der Gruppe o könnte von Ihnen stammen, muss es aber nicht.

**Söring:** So wurde es auch vor Gericht gesagt. Derek Haysom hatte Blut der Blutgruppe A, Nancy hatte Blut der Blutgruppe AB, Elizabeth hatte Blut der Blutgruppe B. Der einzige Mensch, der mit dem Fall zu tun hatte, im Gerichtssaal stand und Blut der Blutgruppe o hat, war ich.

**SPIEGEL:** Ihre letzten Worte im Gerichtssaal waren: »I'm innocent«, ich bin unschuldig. Das ist der Stand bis heute. (Söring nickt.)

*2005 startete in Virginia ein Programm, das alte Kriminalfälle mithilfe neuester DNA-Methoden untersuchen sollte. 2009 war Sörings Fall an der Reihe. Die Ausgangslage war schlecht: Etliche Blutspuren waren vernichtet worden oder unbrauchbar. An den übrigen wurde keine DNA gefunden, die Jens Söring zuzuordnen war.*

*Außerdem, sagt Söring, habe es am Tatort Schuhabdrücke gegeben, die nicht von ihm stammen können. Auch das, argumentiert er, deute darauf hin, dass Unbekannte am Tatort gewesen seien.*

**SPIEGEL:** Was beweist die DNA-Überprüfung Ihrer Meinung nach?

**Söring:** Die Ergebnisse von 2009 beweisen herzlich wenig. Die sagen nur, dass die



MICHAEL PROBST / AP

## In Freiheit

Am 17. Dezember 2019 landet Jens Söring auf dem Flughafen in Frankfurt. Zahlreiche Freunde warten auf ihn. Söring gibt eine kurze Pressekonferenz, danach fliegt er weiter nach Hamburg. Er trägt noch seine Gefängnisbrille.

Blutproben, die man noch analysieren konnte, nicht von mir stammen. Erst 2016 kam der entscheidende Moment: Es kam heraus, dass die DNA, die gesichert werden konnte, zwar im Blut der Blutgruppe O gefunden wurde, aber nicht von mir stammt. Also muss jemand am Tatort gewesen sein und geblutet haben, der die gleiche Blutgruppe hat wie ich. Ich bin damit ausgeschlossen.

*Söring beruft sich dabei auf zwei von seinem Anwalt beauftragte Gutachter. Andere Experten äußern Zweifel an deren Schlussfolgerungen.*

**SPIEGEL:** Theoretisch ist es möglich, dass Sie am Tatort waren und trotzdem keine DNA- oder Blutspuren von Ihnen gefunden wurden.

**Söring:** Die Opfer hatten zahlreiche Stichwunden, beide Kehlen waren bis zum Rückenmark durchtrennt – es gab offensichtlich einen sehr harten und brutalen Kampf. Es ist meiner Meinung nach nicht möglich, eine solche Tat zu begehen, ohne Spuren zu hinterlassen.

**SPIEGEL:** Sie bestehen bis heute darauf, dass Sie die Morde nicht begangen haben. Warum ist Ihnen das so wichtig? Sie sind doch jetzt ein freier Mann?

**Söring:** Weil es die Wahrheit ist. Weil ich 33 Jahre lang dafür gekämpft habe. Und weil ich ein Recht darauf habe, dass man meine Geschichte so versteht, wie sie wirklich passiert ist. Ich war es nicht. Und wenn

es in Deutschland eine ausgewogene Berichterstattung gegeben hätte, wenn man mich nicht öffentlich beschimpft hätte, dann wäre es gut möglich, dass dieses Interview hier nie stattgefunden hätte. Ich sitze hier mit Ihnen, weil man mich öffentlich auf den Titelseiten als Doppelmörder beschimpft hat. Das ist rein juristisch korrekt, aber es entspricht nicht der Wahrheit.

**SPIEGEL:** Wenn Sie es nicht waren: Wer hat die beiden ermordet?

**Söring:** Letztlich werden wir es nie wissen.

**SPIEGEL:** Ist das nicht schwer auszuhalten?

**Söring:** Ja. Aber es ist egal. Ich war nicht da.

**SPIEGEL:** Wie geht es für Sie jetzt weiter? Haben Sie sich Gedanken gemacht, wo Sie künftig leben wollen?

**Söring:** Noch nicht. Ich bin immer noch dabei, Pläne zu entwickeln. Ich weiß nicht, was ich mag, denn ich hatte jahrzehntelang gar keine Wahl. Präferenzen entwickeln sich ja aus dem Leben heraus, wenn man Erfahrungen macht.

**SPIEGEL:** Womit wollen Sie Geld verdienen?

**Söring:** Schriftstellerei ist eine Möglichkeit. Es gibt Pläne für ein Buch über meine Ankunft in Deutschland. Wie es sich anfühlt, nach 33 Jahren Haft: die ersten Schritte in Freiheit, das erste Mal einkaufen, das erste Mal allein sein.

**SPIEGEL:** Haben Sie Angst vor dem Moment, an dem das Staunen vorbei ist? Wenn das Neue, Unbekannte, Schöne Alltags wird?

**Söring:** Ich denke, das wird ein schöner Moment sein, wenn ich endlich mal halbwegs normal sein werde, wenn ich nicht mehr so ein Sonderling bin. Eine Art Freak.

**SPIEGEL:** Sie schreiben im aktualisierten Vorwort Ihres Buchs »Nicht schuldig«, Sie würden gern eine Familie gründen, Vater sein. Was würden Sie Ihrem Kind mitgeben wollen? Worauf kommt es an im Leben?

**Söring:** Nie aufzugeben. Immer weiter zu kämpfen. Egal wie lange es dauert. Man kann Unmögliches schaffen, wenn man nicht aufgibt.

**SPIEGEL:** Sie haben vorhin gesagt, Sie kennen sich nach mehr als 30 Jahren im Gefängnis nicht besonders gut mit Frauen aus.

**Söring:** Meine bisherige Erfahrung mit Frauen ist, dass sie viel direkter sind als früher. Nicht mehr so zurückhaltend. Sie sagen einfach, was sie wollen.

*Zeitgleich mit Söring wurde auch Elizabeth Haysom auf Bewährung aus dem Gefängnis entlassen. Ende Januar wurde die 55-Jährige in ihr Heimatland Kanada abgeschoben. Zu Sörings Bewährungsaufgaben gehört, dass er die Familienangehörigen der Opfer nicht kontaktieren darf – und damit auch Elizabeth Haysom nicht.*

**SPIEGEL:** Würden Sie Elizabeth gern noch einmal sehen?

**Söring:** Um Gottes willen, nein. Ich habe der Frau nichts zu sagen, sie hat mir nichts zu sagen.

**SPIEGEL:** Wünschen Sie ihr etwas?

**Söring:** 33 Jahre Haft sind eine unglaublich brutale Strafe. Vor allen Dingen im amerikanischen Strafvollzug. Auch Elizabeth hat ganz entsetzlich gelitten. Ich habe kein Bedürfnis nach Rache.

**SPIEGEL:** Aber Sie werden immer damit leben müssen, dass die Leute sich fragen: War er's? Oder war er's nicht?

**Söring:** Natürlich ist das schwierig. Aber das ist die Konsequenz meiner Fehler, die ich gemacht habe, als ich 18 Jahre alt war. Das ist meine Verantwortung, damit muss ich leben. Es wird immer Leute geben, die glauben, dass Jens Söring schuldig ist. Aber ich bin stark genug, diesen Kampf weiterzuführen. Ich fliehe nicht davor. Ich will mich nicht verstecken.

**SPIEGEL:** Wie blicken Sie auf Ihr Leben?

**Söring:** Ich glaube, der Impuls, ein Leben retten zu wollen, war richtig. Wie ich es gemacht habe, war unglaublich schlecht. Aber alles, was danach kam, darauf bin ich stolz: Ich bin nicht an der Haft zugrunde gegangen. Ich habe niemanden zum Opfer gemacht. Ich habe mich nicht zum Opfer machen lassen. Ich bin zufrieden.

**SPIEGEL:** Herr Söring, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

# Geht aufs Haus

**Ortstermin** Warum ein Imbissbesitzer aus Halle Gratsidöner verteilt

**H**alle (Saale) am vergangenen Donnerstag, es ist der zweite Donnerstag nach dem Anschlag von Hanau, bei dem ein Mann neun fremde Menschen mit Migrationshintergrund getötet hat – und seine Mutter. An diesem Donnerstag, das hat Izzet Cagac beschlossen, wird er den Hallensern so viel Döner spendieren, wie sie essen können. Cagac, 42, schwarze Haare, schneidet mit einem langen Messer Fleisch vom Spieß in seinem Imbiss »Kiez Kebabhaus« in der Oleariusstraße, direkt am Hallmarkt.

Cagac hat vorgesorgt. In seiner Kühlkammer hat er 800 Kilogramm Kalbfleisch eingelagert, je 10 Säcke Weißkraut und Rotkohl, 3 Säcke Zwiebeln, 15 Kisten Eisbergsalat, je 10 Kisten Tomaten und Gurken, dazu 30 Kisten Brot im Lager. Geschnippelt und geröstet, mit Kräuter- oder Cocktailsoße, bisschen scharf, macht »Pi mal Daumen 2000 Dönertaschen, vielleicht 2400«, schätzt Cagac, »noch mal 1300 Dürüm und 400 Lahmacun dazu, alles auf eigene Rechnung«.

Cagac will die Hallenser einladen, »wegen Hanau«, sagt er. »Sie sollen kommen und sehen, dass wir gute Leute sind.« Mit »wir« meint Cagac »die Ausländer«, so sagt er das, obwohl er einen deutschen Pass besitzt. Er fährt sich durch den Bart. Man sehe es doch, sagt er, »schwarze Haare, dunkle Haut«.

Cagac kennt die Opfer von Hanau nicht. Aber Cagac kennt den Terror. Er sagt, ihm gehörten zwei Dönerläden in Halle, sie heißen »Kiez Kebabhaus« und »Kiez Döner«.

Am 9. Oktober betrat der 27-jährige Deutsche Stephan Balliett nach dem Versuch, die Synagoge zu stürmen, den »Kiez Döner«. Er erschoss dort einen 20-Jährigen, der sich hinter einem Kühlschrank versteckt hatte.

Wenn Cagac über den Anschlag von Halle redet, werden seine Augen groß, den Attentäter nennt er nur »den Stephan«. Cagac sagt, er habe damals, im Oktober, nicht an Rassismus gedacht. Er sagt: »Der Stephan hat nie Liebe erfahren, darum hat er das gemacht.« 40 Tage, sagt Cagac, habe er getrauert, wie es im Islam üblich ist. Er hat alles wieder aufgebaut. In den Wochen nach dem Anschlag habe er zwar wenig geschlafen, aber Angst habe er nie gefühlt. Dann kam der 19. Februar.

Als Cagac am Vormittag des 20. Februar auf sein Handy schaute, las er, dass ein Deutscher in Hanau neun Menschen in einer Shisha-Bar, einem Café, in und vor einem Kiosk erschossen hatte. Er dachte als Erstes an »den Stephan« und an seinen eigenen Laden. Dann dachte er an seinen Sohn. Cagac' Sohn heißt Bahri und ist 18 Jahre alt. Bahri geht gern in Shisha-Bars, er trifft dort Freunde. Cagac sagt, er habe sei-

nen Sohn auf Händen getragen, er habe ihn großgezogen und ihn Respekt vor den Menschen gelehrt. Als Cagac die Nachrichten aus Hanau las, habe er gespürt, dass sein Sohn in Gefahr sei, sagt Cagac. Er verbot ihm, künftig in Shisha-Bars zu gehen.

Cagac sagt, das fleißigste Volk auf der Erde seien die Deutschen. In wenigen Jahrzehnten sei Deutschland eines der sichersten und reichsten Länder der Welt geworden. Aber jetzt, sagt Cagac, habe sich etwas verändert. Das Land, das seine Heimat geworden ist, sei gefährlich geworden.

Der NSU tötete seine Opfer in einer Änderungsschneiderei, an einem Blumenstand, in Obst- und Gemüseläden, in einem Schlüsseldienst, in einem Kiosk, in Dönerläden. Auch in Halle und Hanau waren die Tatorte Dönerläden, Shisha-Bar, Kiosk. Da seien die Ausländer, jeder wisse das, sagt Cagac. Es seien gute Orte, wo es leckeren Döner gebe, sagt Cagac. Deshalb sollen die Hallenser an diesem Tag in seinem »Kiez Kebabhaus« Döner probieren.

Ein Mann in einem Laden, der sein Leben ist. Er öffnet seine Türen und verschenkt seine Ware. Die Leute sollen sehen, dass eine Dönerbude kein Feindesland ist. Sie sollen sehen, dass sie bei Izzet Cagac willkommen sind. Gratsidöner gegen den Hass. Lahmacun für die Liebe. Wie weit ist es eigentlich mit Deutschland gekommen, dass Menschen wie

Izzet Cagac das Gefühl haben, so etwas tun zu müssen, auch wenn es sie viel Geld und Arbeit kostet?

Cagac wurde in İğdir geboren, an der türkisch-armenischen Grenze, am Fuß des Bergs Ararat. Mit sieben Jahren kam er nach Berlin, 1999 zog er nach Halle. Von den Häusern in İğdir aus könne man den mächtigen Berg in der Sonne sehen. In Halle regne es oft, und meistens sei es kalt. Aber Halle, auch das sagt Cagac, sei seine Heimat. Hier sei er zu Hause.

Er rede nicht gern über Politik, aber man dürfe nicht nur den Deutschen die Schuld an der Situation geben, sagt er. Die Situation, sagt er, sei so, dass manche Deutsche Angst

hätten, ihr Land nicht mehr wiederzuerkennen, und dass manche Ausländer sich nicht willkommen fühlten. Auch die Ausländer müssten sich anstrengen, damit es in der Gesellschaft funktioniere, sagt Cagac, der sich immer sehr angestrengt hat. Man müsse jetzt zusammenwachsen. Es sind die Worte eines Mannes, der sich rechtfertigen muss, hier zu sein, in seiner Heimat.

Cagac steht am Spieß, die Hallenser stehen vor seinem Laden bis zur Straße. »Hier essen oder mitnehmen?«, fragt Cagac.

Er schneidet und schneidet, an diesem Donnerstag verschenkt er sehr viele Döner. Um die Mittagszeit an die Schüler, später an Bauarbeiter, an die Studenten. Ein paar werfen etwas Geld in die Spendenboxen, die Cagac für die Angehörigen von Hanau aufgestellt hat. Er will ihnen das Geld persönlich vorbeibringen. Cagac sagt: »Wir halten zusammen.«

Weißkraut, Rotkohl, Zwiebeln, Gurken, Tomaten, Salat-, Cocktail- oder Kräutersoße, bisschen scharf? Cagac' Lager leert sich. Spieß für Spieß. Bis alle satt sind. Max Polonyi



Wirt Cagac

MAX POLONYI / DER SPIEGEL

# Wirtschaft



Fertigung des Porsche Panamera in Leipzig

MARCO PROSCH / PORSCHE AG

## Fahnder durchsuchen Porsche-Büros

**Diesellaftäre** Staatsanwaltschaft Stuttgart weitet Ermittlungen auf insgesamt sieben Beschuldigte aus.

● Die Staatsanwaltschaft Stuttgart hat ihre Ermittlungen gegen Porsche-Mitarbeiter in der Diesellaftäre ausgeweitet. Am Mittwoch vergangener Woche durchsuchten die Ermittler drei gewerbliche Standorte sowie drei Privatwohnungen von Porsche-Mitarbeitern. Gleichzeitig stieg die Zahl der Beschuldigten um vier auf insgesamt sieben aktive und ehemalige Mitarbeiter. Ihnen wird vorgeworfen, in die

Manipulation von Dieselmotoren verwickelt gewesen zu sein. Die bisherigen Beschuldigten hatten die Vorwürfe stets bestritten. Bei den vier neuen Beschuldigten soll es sich um Motorenentwickler handeln, die nicht dem Topmanagement angehören. Die Staatsanwaltschaft erklärt, die Ermittlungen richteten sich ausschließlich gegen Einzelpersonen, nicht gegen das Unternehmen. Porsche habe mit der

Behörde kooperiert. Im Mai 2019 hatte die Staatsanwaltschaft bereits eine Geldbuße von 535 Millionen Euro gegen Porsche verhängt, weil der Autobauer seine Aufsichtspflichten in einer Entwicklungsabteilung verletzt habe. Der Sportwagenhersteller bestätigt, dass Ermittlungsbeamte »Unterlagen in Geschäftsräumen der Porsche AG an Standorten im Raum Stuttgart gesichtet und gesichert haben«. SH

### Luftfahrt

## Poker um Condor-Betriebsrenten

● Der geplante Verkauf der Ferienfluglinie Condor an die polnische Fluggesellschaft LOT könnte sich verzögern. Grund sind die Pensionsverpflichtungen der Firma gegenüber ihren knapp 5000 Mitarbeitern. Die einstige Lufthansa-

Tochter war im vergangenen Oktober unter ein Schutzschirmverfahren geflüchtet, eine Art Insolvenz light, und hatte sich so ihrer Betriebsrentenlast in Höhe von rund einer halben Milliarde Euro entledigt. Für sie kommt jetzt der Pensions-Sicherungs-Verein (PSV) auf, der von allen deutschen Firmen finanziert wird. Am 12. März könnte es nun zu einem Showdown zwi-

schen dem PSV und der Condor-Führung kommen. An dem Tag entscheiden die Gläubiger, darunter auch der PSV, über den Insolvenzplan. Der PSV besteht darauf, dass LOT als neuer Eigner für die Pensionszusagen an die Condor-Mitarbeiter geradesteht. Dabei beruft er sich auf das Betriebsrentengesetz. Es sieht vor, dass die Rentenzusagen »bei einer nachhaltigen Besserung der

wirtschaftlichen Lage ganz oder teilweise« wieder rückübertragen werden können. Bleibt die Condor-Führung hart, will der PSV am 12. März Beschwerde einlegen und notfalls sogar das Landgericht Frankfurt anrufen. Bis das Gericht entschieden hat, läge der Insolvenzplan erst einmal auf Eis. Ein Condor-Sprecher betont, der PSV werde ohnehin bevorzugt behandelt. D10

## Verbraucher Fragwürdige Billigkredite

● Wer im Möbel- oder Elektronikmarkt ein neues Sofa oder ein neues Notebook per Kredit finanziert, sollte vorsichtig sein. Der »Marktwächter Finanzen« der Verbraucherzentralen hat die Finanzierungsangebote von sechs Händlern untersucht und erhebliche Fehler bei der Beratung und in den Verträgen gefunden. Grundlage der Untersuchung waren bundesweit 91 Testkäufe, beziehungsweise Kundenbeobachtungen. Nur in 25 Fällen gingen dabei die Berater die Finanzierungsverträge Punkt für Punkt mit dem Kunden durch. Die Verkäufer erklärten wesentliche Eckpunkte

nicht vollständig, zudem hätten sie die Möglichkeit eines Widerrufs »kaum thematisiert«. Die Vertragsformulare seien inhaltlich »teilweise rechtlich bedenklich«. Die Verbraucherschützer fanden auch Verweise auf veraltete Preis- und Leistungsverzeichnisse, falsche Datenschutzerklärungen und Widerrufsbelehrungen und auch Darlehensverträge, »die den vorvertraglichen Informationen widersprachen«. In mehreren Fällen sei eine »Nullprozentfinanzierung« nur möglich gewesen, wenn zugleich ein Kreditkartenvertrag abgeschlossen wurde. Bei der Karte seien jedoch nach einiger Zeit Zinsen fällig geworden. In manchen Fällen sei so nicht sichergestellt gewesen, dass das gekaufte Produkt zinsfrei finanziert werden konnte. ASE

## Kohleausstieg GroKo will Gesetz nachbessern

● Die schwarz-rote Koalition plant Nachbesserungen am Kohleausstiegsgesetz, das im vergangenen Monat vom Bundeskabinett beschlossen worden war. Im Blick haben die Parlamentarier dabei die Betreiber von Steinkohlekraftwerken, die sich über den Gesetzentwurf aus dem Bundeswirtschaftsministerium beschwert hatten. Der wirtschaftspolitische Sprecher der SPD, Bernd Westphal, fordert, deren Belange ernst

zu nehmen und das Kohleausstiegsgesetz »wenn nötig auch zu verändern«. So war in den Empfehlungen der Kohle-Kommission nicht geplant, den Betreibern nur bis 2027 eine Entschädigung zu zahlen, wie Altmaiers Entwurf es nun vorsieht. SPD-Mann Westphal befürchtet langwierige Schadensersatzprozesse, insbesondere für Kraftwerke, die erst vor wenigen Jahren eröffnet wurden, etwa das in Lünen. »Investoren müssen sich darauf verlassen können, dass durch politische Veränderungen der Transformationsprozess fair gestaltet wird«, sagt Westphal, der die in der kommenden Woche startenden Beratungen im Parlament für die SPD leitet. Denkbar sei, die Umrüstung von Kohlekraftwerken auf den Betrieb mit Gas stärker zu fördern. Dies wäre für die Versorgung mit Strom und Fernwärme wichtig, die Energiekonzerne müssten allerdings »verlässliche Anreize« bekommen, damit sich ihre Investition lohne, so Westphal. Sein CDU-Kollege Joachim Pfeiffer verfolgt ähnliche Ziele. »Meine Fraktion hat noch einigen Änderungsbedarf.« GT



MARIUS BECKER / DPA

Kohlekraftwerk in Lünen



Sanders

BARCROFT MEDIA / GETTY IMAGES

## US-Wahlkampf »Aggressive Form von Plutokratie«



Der Berkeley-Ökonom Gabriel Zucman, 33, gilt als geistiger Vater der radikalen Steuerpläne

des demokratischen Präsidentschaftsbewerbers Bernie Sanders, der derzeit bei den US-Vorwahlen führt.

**SPIEGEL:** Sie haben die Argumente für Sanders' Reichensteuern geliefert. Glauben Sie wirklich, dass die den US-Bürgern zu vermitteln sind?

**Zucman:** Allerdings. Diese Konzepte sind sogar äußerst populär, wie Umfragen belegen. Es gibt eine große Sehnsucht nach einer Politik, die der wachsenden Ungleichheit in den Vereinigten Staaten etwas entgegensetzt.

**SPIEGEL:** Sanders könnte aber auch die Mittelschicht zu Trump treiben.

**Zucman:** Sanders hat ein anderes Kalkül. Mit seinen Forderungen nach höheren Mindestlöhnen, einer allgemeinen Krankenversicherung und dem Erlass von Studiengebühren will er jene Wählerschichten ansprechen, die schon seit Jahren nicht mehr mitbestimmen: die Jungen, die Arbeiter, die Minderheiten. Das ist ein riesiges Potenzial.

**SPIEGEL:** Viele Experten verweisen auf Trumps gute Wirtschaftszahlen, sogar für die unteren Schichten.

**Zucman:** Es stimmt, dass die durchschnittlichen Stundenlöhne zuletzt gestiegen sind. Während die unteren Schichten aber unter steigenden Mieten, Schulgebühren und Gesundheitsausgaben leiden, haben die Wohlhabenden von Trumps Steuerreform profitiert. Was wir erleben, ist kein Aufschwung für die Unterschicht, sondern eine aggressive Form von Plutokratie.

**SPIEGEL:** Wie kommen Sie darauf?

**Zucman:** Seit Trumps Steuerreform zahlen Milliardäre einen geringeren Steuersatz als Durchschnittsverdiener, und die Schere zwischen Arm und Reich geht weiter auseinander. In den Fünfzigerjahren brachte die Unternehmenssteuer in den USA ein siebenmal so hohes Aufkommen wie die Lohnsteuer, heute ist es umgekehrt.

**SPIEGEL:** Auch demokratisch gesinnte Ökonomen warnen, dass Ihre Pläne das Wachstum schwächen könnten.

**Zucman:** Die Geschichte der USA legt eher den gegenteiligen Schluss nahe. Nach dem Zweiten Weltkrieg lag der Steuersatz für Spitzenverdienste zwei Jahrzehnte lang bei 90 Prozent, trotzdem wuchs die Wirtschaft schneller als heute. Ich sehe deshalb keinen Grund, warum die Wirtschaft unter moderaten Vermögensteuern, wie wir sie vorschlugen, zusammenbrechen sollte. MSA

# In Teslas Revier

**Autoindustrie** Im fünften Jahr nach Dieseltgate bemüht sich Volkswagen um ein Comeback in den USA. Dabei hilft ausgerechnet ein Milliardenprojekt, das als Strafe gedacht war.

**D**as Testlabor versteckt sich in einem Industriegebiet in Reston, Virginia, nahe dem Washingtoner Flughafen. In einer Wellblechhalle sitzen vier Männer an Klapptischen und starren auf Laptops. Nichts scheint sie bei ihrer Arbeit zu stören; die Männer blicken nicht einmal auf, als das Rolltor am Eingang hochfährt – und ein gelbes Elektroauto der US-Marke Chevrolet in die Halle gleitet.

Das E-Mobil hält vor einer Reihe von weißen Metallpfeilern. Die Apparate strahlen grünes Licht aus. An ihren Seiten baumeln dicke, schwarze Kabel. Es sind Zapfsäulen für Elektroautos aller Fabrikate – egal ob Tesla, Porsche oder Chevrolet. Sie sollen später zu Tausenden aufgestellt werden, auf Parkplätzen und an Autobahnraststätten von der Ost- bis zur Westküste der USA, von Kanada bis Mexiko.

Der Fahrer des Chevrolets heißt Giovanni Palazzo und ist Chef des Großprojekts, dessen Name in schwarzen Lettern an der Rückwand der Halle prangt: »Electrify America«. »Wir wollen den Wechsel zum E-Auto so einfach wie möglich machen«, sagt er, »Elektromobilität soll in den USA endlich Realität werden.«

Nichts in der Halle deutet darauf hin, wer hinter dem Milliardenprojekt steckt. Die US-Regierung, einer der Tech-Konzerne aus dem Silicon Valley? Nein, es ist ein Autohersteller aus Deutschland: Volkswagen. Der Konzern verfolgt den Plan diskret. Denn Electrify America ist für VW kein Vorzeigeprojekt, sondern eine Strafarbeit. Der Aufbau eines Ladenetzes ist Teil des rund 20 Milliarden Dollar teuren Vergleichs, den der VW-Konzern nach der Dieselfläre mit der US-Justiz abgeschlossen hat.

Hier in Amerika hatte der Dieseltbetrug begonnen. Hier hatten VW-Ingenieure schon im Jahr 2007 Betrugssoftware verbaut, um die Abgaswerte zu fälschen. Um sicherzustellen, dass sich der Skandal nicht wiederholt, musste der Konzern hohe Entschädigungen zahlen. Nebenbei soll er der E-Mobilität in den USA zum Durchbruch verhelfen.

Ausgerechnet diese Strafarbeit könnte VW nun zum Comeback in den Staaten verhelfen. Denn der einstige Abgassünder verkauft dort mittlerweile keine neuen Dieselaautos mehr, er setzt auf dem nach China zweitgrößten Automarkt der Welt zunehmend auf E-Mobilität, mit dem klaren Ziel, zum globalen Marktführer aufzusteigen.

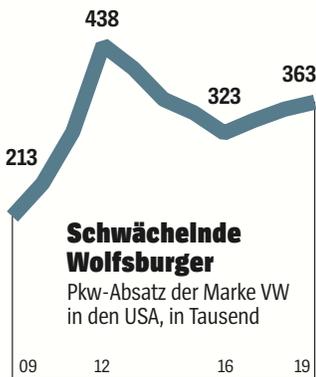
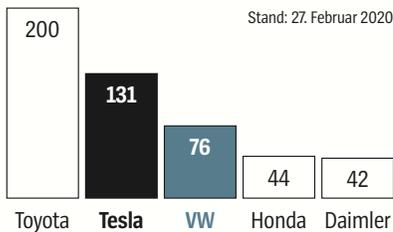
Das Ladenetz ist da ein zentrales Verkaufsargument. Die Stromtankstellen sind nämlich schon vorhanden, wenn VW seine Elektroautos auf den Markt bringt. »Damit befreien wir die Kunden von ihrer Reichweitenangst«, sagt Scott Keogh, VW-Landeschef in den USA.

Ohne den Zwang durch die US-Behörden hätte Volkswagen vermutlich nicht so flott gehandelt. In Deutschland zögerten die Autohersteller lange, eigenes Geld in Ladenetze zu investieren. Bis sich BMW, Daimler, Ford und VW im Herbst 2016 endlich dazu durchgerungen hatten, eigene Stromtankstellen aufzustellen, hatte ein US-Rivale bereits die Welt mit rund 5000 Ladesäulen überzogen: Tesla. Kein Hersteller verkauft derzeit vergleichbar viele E-Fahrzeuge; die eigene Infrastruktur hat sich für die Kalifornier ausgezahlt. Und während es VW nie wirklich gelang, in den USA Fuß zu fassen, dringt Tesla immer tiefer in die Heimat der deutschen Autoindustrie vor. In der neu geplanten Tesla-Fabrik in Brandenburg sollen künftig jährlich bis zu 500 000 E-Autos vom Band rollen.

Tesla greift in Brandenburg an, VW in Virginia. Der Zweikampf zwischen dem größten Autobauer der Welt und dem innovativsten wird weltweit ausgetragen. VW-Chef Herbert Diess, immer noch globaler Marktführer bei klassischen Antrieben, macht kein Geheimnis daraus, dass er sich herausgefordert fühlt. Volkswagen müsse »deutlich schneller werden«, forderte er seine Topmanager unlängst auf. Ansonsten werde der würdige Nachfolger des Käfers und des Golfs kein VW-Fahrzeug mehr sein, warnte Diess im internen Redetext, sondern ein Tesla mit einer Mil-

## Neue Werte

Die größten Autohersteller nach Börsenwert, in Milliarden Euro



## Spätstarter

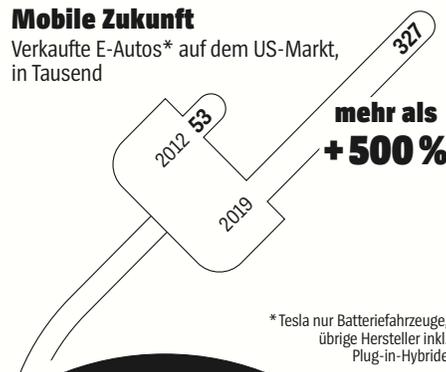
Schnellladesäulen in den USA 2019



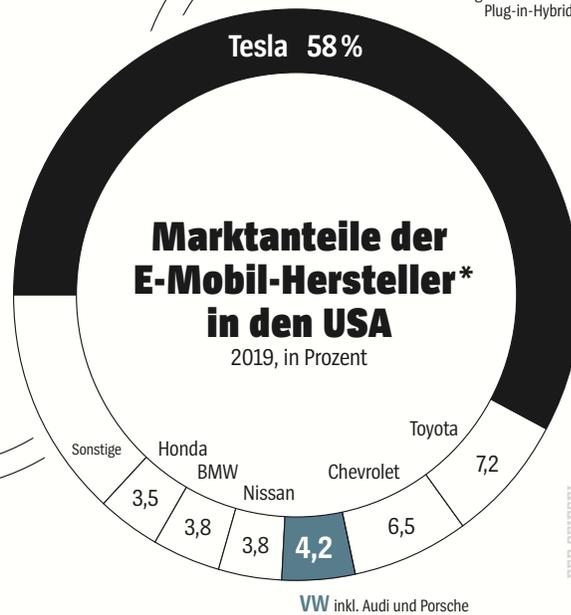
Quellen: Bloomberg, AFDC, Carsalesbase

## Mobile Zukunft

Verkaufte E-Autos\* auf dem US-Markt, in Tausend



\* Tesla nur Batteriefahrzeuge, übrige Hersteller inkl. Plug-in-Hybride



DER SPIEGEL



Electrify-America-Chef Palazzo

STEPHEN VOSS / DER SPIEGEL

lion Einheiten pro Jahr. Es geht also um viel. Deshalb hat Diess dem VW-Konzern einen radikalen Wandel verordnet. Er will Tesla schlagen, um nicht vom E-Auto-Pionier abgehängt zu werden. 60 Milliarden Euro sollen in Elektroautos und Digitalisierung fließen – ein gigantisches Unterfangen.

Die Aufholjagd kann nur gelingen, wenn der Konzern alle Weltmärkte mit konkurrenzfähigen E-Modellen versorgt. Dazu gehören auch die USA, wo die Marke VW derzeit auf klägliche zwei Prozent Marktanteil kommt.

Jahrelang setzten die Car-Guys aus Wolfsburg auf Dieselaautos als vermeintlich umweltfreundliche Motorisierung. Der »Clean Diesel« sollte in Europa und Amerika Milliardenere löse einspielen. Elektroautos hielten die Konzernstrategen für Nischenprodukte. Erst um das Jahr 2010 herum begannen sie, sich intensiver mit E-Mobilität zu beschäftigen. Sie holten einen jungen Daimler-Manager aus Italien, der dort den Elektro-Smart auf den Markt gebracht hatte: Giovanni Palazzo sollte für VW Ideen entwickeln, wie man mit E-Mobilität Geld verdienen konnte. Doch in Wolfsburg hatte er anfangs einen schweren Stand.

Sein Vorschlag, ein eigenes Ladenetz aufzuziehen, um der E-Mobilität zum Durchbruch zu verhelfen, stieß damals im Management auf Skepsis. In der Konzern-

spitze hielt man das für ein unsicheres Geschäftsmodell, darum sollten sich lieber die Energieversorger kümmern. Doch schon bald beurteilte VW das anders.

Als im Herbst 2015 der Abgasbetrug aufflog, änderte sich Palazzos internes Standing schlagartig. Der Italiener saß mit am Tisch, als VW-Juristen den Milliardenvergleich in den USA aushandelten, der den Konzern auch verpflichtet, zwei Milliarden Dollar in ein landesweites Ladenetz zu investieren. Mindestens bis Ende 2026 muss VW das Netz aufbauen, betreiben und instandhalten.

Im Sommer 2018 wurde Palazzo in die USA versetzt, als Chef von Electrify America, einer hundertprozentigen VW-Tochter. Nahe der US-Hauptstadt Washington, D. C., rund 6600 Kilometer von Wolfsburg entfernt, hat er sich ein kleines E-Reich geschaffen. In den Büros in Reston, unweit des Testlabors, arbeiten rund 80 Leute daran, das Ladenetz auszubauen. Sie suchen Standorte, beantragen Baugenehmigungen, verhandeln mit Behörden und Energieversorgern. Viele kommen von Konkurrenten wie BMW, Ford oder Tesla. Nur jeder Zehnte kommt von Volkswagen.

Die räumliche und kulturelle Distanz zur VW-Zentrale ist nötig, um Misstrauen abzubauen. Andere Netzanbieter wie Chargepoint fürchteten zunächst, Electrify America werde sie mithilfe der VW-Milliarden ausbremsen. Volkswagen verwand-

le sich »vom Diesel-Schmuddelkind zum Elektro-Gorilla«, warnte das US-Fachportal E&E News.

Mittlerweile hat sich die Stimmung gedreht. Electrify America und Chargepoint haben 2019 ihre Netze verbunden, mehr als 30 000 Ladepunkte können nun bequem von Kunden beider Anbieter genutzt werden. Auch zum VW-Rivalen Tesla, dem Betreiber des derzeit größten Schnellladenetzes in den USA, pflegt Palazzo Kontakt. Man trifft sich, um gemeinsam Stromtankstellen zu planen und mit Behörden oder Versorgern zu verhandeln.

Die Wettbewerber eint das Interesse, ihre Ladeinfrastruktur möglichst zügig auszubauen. Doch während Tesla ein geschlossenes Netz betreibt, das andere Marken ausschließt, ist Electrify America zur Neutralität verpflichtet. Elektroautos aller Hersteller dürfen die Schnellladesäulen benutzen. Ein klarer Vorteil, sagt Palazzo: »Mit einem offenen Netz können wir viel mehr Nutzer gewinnen und ein stabiles Geschäftsmodell entwickeln.«

Die Zahl der aktuell rund 1800 Schnellladesäulen soll sich bis Ende 2021 fast verdoppeln. Wenn Electrify America in diesem Tempo weitermacht, könnte das Unternehmen bis Ende 2026 etwa 1600 Stationen mit mehr als 7000 Ladesäulen aufgestellt haben.

Längst verfolgt Palazzo eine Wachstumsstrategie, die über Amerika und das



**VW-Vorstandsvorsitzender Diess:** Kampf um Marktanteile und Sympathien

Mandat der US-Justiz hinausgeht. Seit 2019 stellt die Schwesterfirma »Electrify Canada« Ladesäulen auch im Nachbarland auf. Zudem sondiert Palazzo den Vorstoß in neue Märkte wie Südamerika. Die Namensrechte hat er sich bereits gesichert. Für die Expansion brauchte er jedoch mehr Geld. Das könnte von externen Investoren kommen oder von VW selbst.

Der Konzern nutzt derzeit jede Chance, sich als E-Auto-Vorreiter zu profilieren. Während VW in Deutschland bis heute bestreitet, gegen Gesetze verstoßen zu haben, geben Diess und Co. in den USA den reumütigen Dieselsünder. Sogar in Werbespots. In ihnen sitzt ein VW-Designer zerknirscht in einem düsteren Büro, im Hintergrund verkünden Nachrichtensprecher »neue Details im wachsenden Skandal um Volkswagen«. Plötzlich kommt dem Designer die rettende Idee: Er baut einen alten VW-Bulli zum strahlenden E-Mobil um. Der passende Claim: »In der Dunkelheit haben wir das Licht gefunden.«

Scott Keogh, seit November 2018 USA-Chef von VW, ist ein Marketingprofi. In den Vereinigten Staaten komme es gut an, Reue zu zeigen und Wiedergutmachung anzubieten, sagt er. Wer wieder aufstehe, wie der gestrauchte Filmboxer Rocky, der erhalte auch eine zweite Chance. »Wir bieten eine großartige Botschaft, und die Amerikaner werden sie mögen.«

Am Eingang der Amerikazentrale in Herndon bei Washington, 2200 Ferdinand Porsche Drive, hängt eine weiße Motorhaube. Darauf steht ein Satz, der fast wie ein Bibelvers klingt: »Ich verspreche, in all meinem Tun mit Ehrlichkeit, hohem moralischem Charakter und ethischem Verhalten zu handeln.« Darunter finden sich Unterschriften von Mitarbeitern.

Keogh erzählt vom Amerika der späten Sechzigerjahre, als VW zunächst zur Kult-

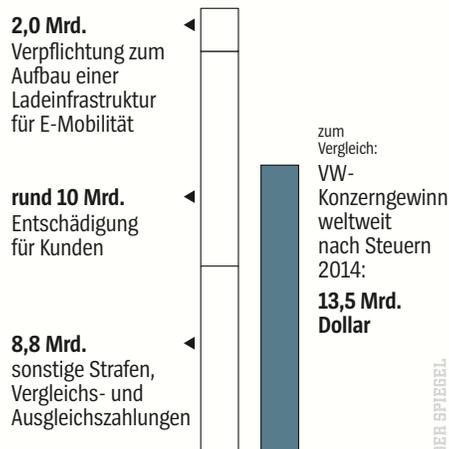
marke avancierte. Vom Farmer bis zum Hippie, fast jeder habe damals einen Käfer gefahren. Auch seine Eltern. »Wir alle haben eine Volkswagen-Geschichte«, sagt er. In den Neunzigern erlebte die Marke einen zweiten kleinen Höhenflug mit den Modellen Golf und Jetta. Doch dann verlor VW das Gespür für den US-Markt. Immer mehr Amerikaner fuhren SUVs, und solche Sportgeländewagen hatte Volkswagen nicht rechtzeitig im Sortiment.

Auch Pick-ups, eines der größten Wachstumssegmente in den USA, fehlten lange im Portfolio. Entsprechend schwach liefen die Verkäufe, die US-Tochter rutschte in die roten Zahlen. Der Ärger in Wolfsburg war groß, VW-Betriebsratschef Bernd Osterloh bezeichnete das USA-Geschäft als »Katastrophenveranstaltung«.

Den letzten Rest an Sympathie verspielte Volkswagen im Herbst 2015, als der Dieselskandal aufflog. In Befragungen gab da-

### Teurer Betrug

Kosten des Dieselskandals für VW in den USA 2016/17 insgesamt: rund **20,8 Mrd. Dollar**



raufhin fast ein Drittel der Verbraucher an, die Marke komplett zu meiden. Im Branchenschnitt liegt dieser Wert bei 8 bis 9 Prozent. Auch gut vier Jahre später gehen immer noch 16 Prozent der Kunden VW-Händlern bewusst aus dem Weg, sie besuchen noch nicht einmal die Website.

Technisch betrachtet brauchte der Konzern dringend neue, sauberere Antriebe. Moralisch gesehen musste das Bösewicht-Image weg. »Wer in den USA als Darth Vader wahrgenommen wird«, sagt Keogh, »kann keine Autos verkaufen.«

Unter dem Druck der Behörden bemühte sich VW um Schadensbegrenzung. Etwa tausend Leute waren damit beschäftigt, rund 2,7 Millionen Anrufe erboster US-Kunden entgegenzunehmen. Etwa 400 000 Betrugsdiesel nahm der Hersteller aus dem Markt. Seither kämpft der Konzern um Marktanteile und Sympathien.

VW hat die Modellpalette mittlerweile um einige SUVs ergänzt. Deren Anteil an den Verkäufen stieg innerhalb weniger Jahre von knapp 15 Prozent auf mehr als 50 Prozent. Der Absatz hat sich etwas erholt, er liegt jedoch noch unter dem Niveau von 2014, dem Jahr vor Ausbruch der Dieselskrisen. Das endgültige Comeback soll »mit bezahlbaren E-Autos« (Keogh) gelingen.

Das US-Werk in Chattanooga, Tennessee, wird gerade um eine E-Fertigung erweitert. Rund tausend neue Arbeitsplätze sollen dort entstehen. Das ist zwar nur ein Bruchteil dessen, was Tesla in Deutschland plant. US-Präsident Donald Trump war dennoch begeistert, auf Twitter sprach er von einem »großen Sieg«.

Die amerikanische Justiz sieht ebenfalls Fortschritte. Im Sommer soll US-Aufpasser Larry Thompson, der VW seit Mitte 2017 überwacht, seinen Abschlussbericht vorlegen. Ihm waren zuletzt keine groben Verstöße mehr aufgefallen. Die Chancen scheinen gut, dass sein Mandat bald endet.

Damit aus der geplanten Sanierung (2020 soll VW in Nordamerika endlich wieder Gewinn machen) auch eine Wachstumsstory wird, denken die Strategen in Wolfsburg darüber nach, sich enger mit einem US-Konzern zu verbünden. Mit Ford arbeitet VW bereits zusammen, etwa bei Nutzfahrzeugen und autonomen Fahrsystemen. In einigen Jahren, so die Idee, könnte die Allianz ausgeweitet werden.

Fast alles sei denkbar, auch, dass VW in Amerika künftig Pkw unter der Marke Ford anbietet, heißt es. Der US-Konzern könnte im Gegenzug Pick-ups für Volkswagen bauen. Fords großes Händlernetz böte sich für den Verkauf der gemeinsamen Fahrzeuge an. Es wäre die Kombination deutscher Ingenieurskunst mit einer etablierten amerikanischen Marke.

Und eine ernste Herausforderung für Tesla in dessen Revier. Simon Hage

# Tschüss, Überschuss

**Finanzen** Die Regierung rechnet langfristig mit einer Finanzlücke von bis zu 140 Milliarden Euro. Schon 2025 droht ein Defizit.

Die Zeiten der schwarzen Null neigen sich dem Ende zu. Das offenbart der sogenannte Tragfähigkeitsbericht, den Bundesfinanzminister Olaf Scholz (SPD) in der kommenden Woche im Kabinett vorstellen will und dessen Entwurf dem SPIEGEL vorliegt. In dem Papier werden zwei Szenarien durchgespielt, wie sich die öffentlichen Finanzen bis 2060 entwickeln könnten. Beide Varianten enthalten dieselbe Botschaft: Die fetten Jahre sind vorbei.

Die entscheidende Größe in dem Bericht ist die Tragfähigkeitslücke. Sie beschreibt, wie viel Geld dem Staat angesichts des demografischen Wandels fehlt, um dauerhaft alle öffentlichen Aufgaben und den Schuldendienst leisten zu können. Es geht um enorme Summen.

Im Positivszenario fehlen in den Kassen von Bund, Ländern, Gemeinden und Sozialversicherungen 1,49 Prozent des Bruttoinlandsprodukts (BIP) – ein Betrag von rund 50 Milliarden Euro. In der Negativberechnung fehlen gar 4,1 Prozent des BIP, rund 140 Milliarden Euro.

Die Szenarien liegen so weit auseinander, weil sie von unterschiedlichen Annahmen ausgehen, wie sich Demografie und Wirtschaft entwickeln. Sinkt beispielsweise die Arbeitslosigkeit oder arbeiten mehr Frauen, kassiert der Staat mehr Steuern und muss weniger für Sozialleistungen ausgeben.

Von ausgeglichenen Etats, Überschüssen gar muss die Republik laut der Prognosen Abschied nehmen. Im schlechteren Fall dreht der Staatshaushalt bereits 2025 ins Rote. Bis zum Jahr 2060 stiege das jährliche Defizit auf fast 14 Prozent vom BIP, nach heutigen Maßstäben fast eine halbe Billion Euro. In der günstigen Variante dauert es drei Jahre länger bis zum Minus in der Staatskasse. Das Defizit würde 2060 auf knapp fünf Prozent steigen.

Alle paar Jahre soll der Finanzminister den Tragfähigkeitsbericht vorlegen. Dieses Mal aber ließ das Werk ziemlich lange auf sich warten. Das liegt zum einen daran, dass der Bericht unter Scholz deutlich umfangreicher ausfällt als unter seinen Vorgängern. Aber die Trödelei hat auch einen politischen Grund. Scholz und seine Leute wollten vermeiden, dass die düsteren Prognosen die schöne Nachricht vom Rekordüberschuss im Bundeshaushalt von 2019 überschatten.

Denn die Botschaft seiner Fachleute ist eindeutig: Es muss etwas geschehen. Die öffentlichen Kassen präsentieren sich alles andere als zukunftsfest.

Oder im Deutsch der Ministerialbürokratie: »Mit dem Bericht zur Tragfähigkeit der öffentlichen Finanzen verfügt das Bundesfinanzministerium über ein etabliertes Frühwarnsystem«, wie es in dem Entwurf heißt.

Dumm nur, wenn die Warnungen verhallen. Denn schon im letzten Bericht von 2016 war von drohenden Tragfähigkeitslücken die Rede – relativ wie absolut fielen sie damals allerdings noch geringer aus. Die finanzpolitische Zögerlichkeit der Koalition hat die Probleme offensichtlich nicht gelöst, sondern verschärft, trotz Dauerwachstum, Rekordbeschäftigung und Überschüssen.

Scholz' Fachleuten ist diese Erkenntnis offenbar peinlich. Jedenfalls weisen sie in ihrem Bericht selbst nicht darauf hin: Der Vergleich zu früheren Projektionen, sonst üblich, fehlt diesmal.

Die Defizitkaskade, die dem Land bevorsteht, wirkt sich natürlich auch auf die Schuldenstandquote aus. Sie gibt an, wie hoch der Staat im Verhältnis zum BIP verschuldet ist. Auch dort sieht es düster aus. In der Negativvariante verdreifacht sich die Quote von derzeit rund 60 Prozent bis 2060 auf mehr als 180 Prozent. In der Positivprognose steigt sie auf 75 Prozent.

Vieles hängt auch davon ab, wie sich die Zinsen entwickeln. Sollte die aktuelle Niedrigzinsphase noch bis 2060 anhalten, würde der Schuldenstand mit 125 Prozent im Negativszenario immer noch hoch, aber deutlich niedriger liegen als befürchtet. Im günstigen Fall würde er sogar auf 50 Prozent sinken. Wahrscheinlich ist diese Zinsprognose aber nicht.

Scholz' Leute schlagen vor, die Lücken in den Haushalten nicht auf einen Schlag zu schließen, sondern schrittweise über die nächsten fünf Jahre verteilt. Im Positivszenario müsste die Regierung dann Jahr für Jahr eine Summe von rund 10 Milliarden Euro im Jahr aufbringen, im zweiten eine von knapp 30 Milliarden Euro.

Die Regierung kann dazu entweder sparen, die Einnahmen verbessern oder eine Mischung aus beidem beschließen. Besonders wirksam wäre, wenn die Deutschen später in Rente gingen.

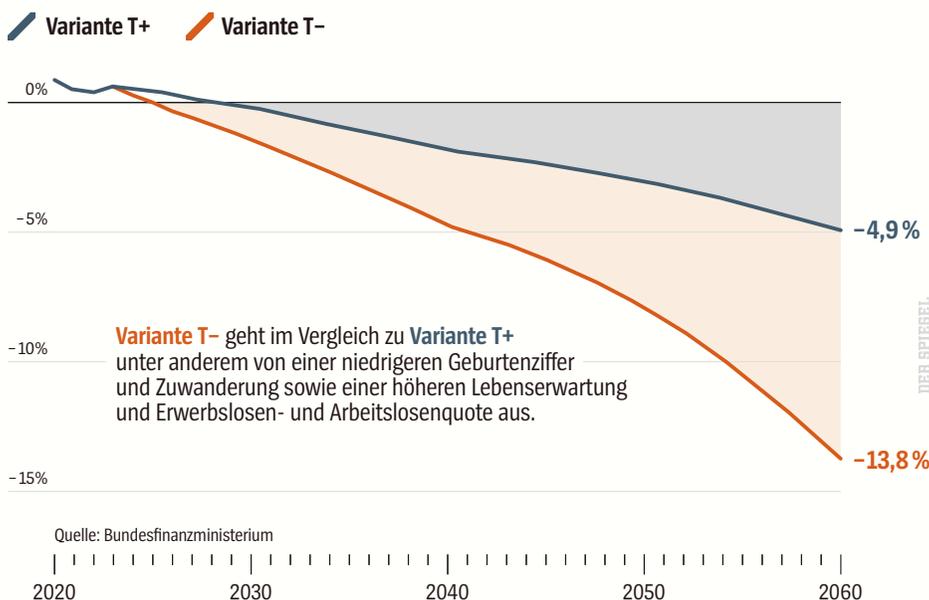
Die segensreiche Wirkung eines solchen Schritts auf die Staatsfinanzen liegt auf der Hand. Wer länger arbeitet, zahlt mehr Steuern und bezieht kürzer Rente – das entlastet die öffentlichen Kassen. Ein zusätzliches Jahr Lebensarbeitszeit ab 2037 würde die Lücke um 0,44 Prozent vom BIP mindern, rechnet der Bericht vor. Das wären rund 15 Milliarden Euro.

Das Problem für den Finanzminister bleibt jedoch, dass seine Partei bislang stets ausgeschlossen hat, das Renteneintrittsalter noch einmal zu erhöhen. Das ausgerechnet ein Bericht aus dem Hause des Sozialdemokraten Scholz die Wirksamkeit einer solch unpopulären Maßnahme hervorhebt, zeigt nur eines: wie ernst es um die Staatsfinanzen steht.

Christian Reiermann

## Kaum zukunftsfest

Geschätzte Entwicklung des gesamtstaatlichen Haushaltssaldos, in Prozent des Bruttoinlandsprodukts



# »Die Hälfte lehnen wir ab«

**Innovationen** Der Präsident des Europäischen Patentamts, António Campinos, kontert den Vorwurf, das Patentsystem sei zu teuer und behindere den technischen Fortschritt.

*Das Europäische Patentamt (EPA) mit Sitz in München ist keine EU-Behörde, sondern basiert auf einem Patentübereinkommen, das 38 Staaten unterzeichnet haben. Sein Jahresetat von rund 2,5 Milliarden Euro speist sich aus den Gebühren der Patentanmelder. Der Portugiese Campinos, 51, ist seit Juli 2018 Präsident des Amts.*

**SPIEGEL:** Herr Campinos, Patente wurden erfunden, um das geistige Eigentum von Erfindern zu schützen, ihre Investitionen abzusichern und damit Innovation anzukurbeln. Erfüllen sie diesen Zweck noch?

**Campinos:** Wir haben das von unserem Chefökonom untersuchen lassen, die Zahlen sprechen für sich. Industrien, die in hohem Maß geistige Eigentumsrechte nutzen, stehen für 45 Prozent der EU-Wirtschaftsleistung, mehr als 80 Prozent aller Exporte, und sie zahlen bis zu 47 Prozent höhere Löhne.

**SPIEGEL:** Da reden wir über etablierte Unternehmen. Doch taugt das in der Industriegesellschaft gereifte Patentsystem für die neue digitale Wirtschaftswelt? Wie lange braucht ein Patentantrag bei Ihnen?

**Campinos:** Er durchläuft verschiedene Stufen, insgesamt dauert es im Schnitt vier bis fünf Jahre, bis wir ein Patent formal erteilen können.

**SPIEGEL:** Im Digitalzeitalter ist das eine Ewigkeit. Bis dahin sind Ideen doch längst kopiert oder technisch überholt.

**Campinos:** In der wichtigen ersten Phase nach einer Anmeldung sind wir deshalb besonders schnell. Unsere Experten befragen mit hauseigenen Suchmaschinen unsere Datenbanken, ob das Beschriebene tatsächlich neu ist und sich nicht direkt aus dem Stand der Technik herleiten lässt – ob es also wirklich erfinderisch ist. Zudem prüfen wir, ob es einen technischen Charakter hat und gewerblich anwendbar ist. Nach dieser Recherche bekommen Sie eine ausführliche erste Einschätzung. Wenn die positiv ausfällt, haben Sie eine hohe Wahrscheinlichkeit, dass Ihr Patent erteilt wird. Damit können Sie zu Banken und Wagniskapitalgebern gehen, um eine Finanzierung zu bekommen.

**SPIEGEL:** Was heißt besonders schnell?

**Campinos:** Aktuell brauchen wir für die erste Stufe im Schnitt etwas mehr als vier Monate, damit sind wir weltweit Spitze. Unser US-Pendant braucht erheblich länger. Mir reicht das aber nicht, ich möchte unseren Anmeldern anbieten, den Vor-

gang auf Wunsch auf zehn Tage oder sogar eine Woche abzukürzen.

**SPIEGEL:** Wie viele Patentgesuche lehnen Sie ab?

**Campinos:** Im Durchschnitt der vergangenen Jahre lehnen wir knapp die Hälfte ab. Etwa ein Drittel der Anmelder zieht den Antrag zurück – vor allem wenn unsere erste Einschätzung negativ ausfällt. Unsere Anmeldungen sind zuletzt jeweils jährlich um fast fünf Prozent auf neue Höchstwerte gestiegen, 2018 waren es 174 000.

**SPIEGEL:** Viele Erfinder kritisieren allerdings die hohen Kosten.

**Campinos:** Für die erste Abfrage und Einschätzung fallen rund 1500 Euro Amtsgebühren an, bis zur Gewährung des Patents etwa 5000 Euro.

**SPIEGEL:** Damit liegen Sie preislich weit oben. Eine Anmeldung beim Deutschen Patent- und Markenamt ist deutlich günstiger.

**Campinos:** Die Kollegen vergeben allerdings auch nur ein Schutzrecht für den deutschen Markt, bei uns gilt es für bis zu 38 Mitgliedstaaten sowie für sechs weitere Märkte. Wirklich hohe Kosten entstehen sowieso erst, wenn Ihr europäisches Patent erteilt worden ist. Dann müssen Sie es meist mehrfach übersetzen lassen und jährliche Gebühren bezahlen, um es zu erhalten. Häufig brauchen Sie auch Patentanwälte. Und wenn es zum Streit kommt und die Sache vor Gericht geht, kostet das in manchen Staaten schnell eine halbe bis eine Million Euro.

**SPIEGEL:** Verständlich, dass das auf einige Tüftler abschreckend wirkt, oder?

**Campinos:** Das Bild vom einsamen Erfinder in seiner Garage, der einen Geistesblitz hat, ist weitverbreitet und sehr romantisch. In der Realität kommen 70 Prozent unserer Anmeldungen von Großkonzernen,

20 Prozent von kleinen und mittleren Betrieben und der Rest von Universitäten und Forschungseinrichtungen.

**SPIEGEL:** Was auch daran liegen kann, dass Konzerne mit großen Budgets und Rechtsabteilungen unfaire Vorteile haben. Manche kaufen ganze Portfolien an Patenten auf. Wer heute in die Chipproduktion einsteigen wollte, müsste erst mal Patente für dreistellige Millionensummen lizenzieren.

**Campinos:** Diese Sichtweise ist mir zu einseitig. Smartphones stecken voller Patente, und doch gibt es eine Menge Hersteller. Sie sind erschwinglich, fast jeder hat eines in der Tasche.

**SPIEGEL:** Dennoch nutzen viele Firmen Patente bloß, um mögliche Wettbewerber in Schach zu halten, statt ihnen gegen Lizenzgebühren die Nutzung zu erlauben. So wird Innovation eher verhindert als gefördert.

**Campinos:** Es gibt diese ruhenden Patente, wie viele genau das sind, untersuchen wir gerade. Nach der Finanzkrise haben aber auch große Konzerne ihr Patentportfolio reduziert. Tausende unprofitable Patente auf vielen Märkten zu besitzen – das geht selbst bei den Großen ins Geld.

**SPIEGEL:** Prominente Stimmen wie der Nobelpreisträger Joseph Stiglitz fordern eine grundlegende Reform des Patentsystems, andere sogar seine Abschaffung.

**Campinos:** Nicht das System an sich ist schlecht, es sind Einzelne, die es missbrauchen. Ich sehe keine ernsthafte Alternative zum Patent, es gibt nichts Besseres. Unternehmen, die über zehn Jahre ein neues Molekül entwickeln und Hunderte Millionen dafür ausgeben, werden ihre Investitionen immer absichern müssen. Das Patentsystem ermöglicht das.

**SPIEGEL:** Es gibt auch andere Methoden, sich zu schützen, etwa durch Urheberrechte, Markenschutz oder Geschäftsgeheimnisse.

**Campinos:** Sicher, aber wenn wir Patente abschaffen, werden wir in einer Welt voller Geschäftsgeheimnisse wie der Coca-Cola-Formel landen. Das wäre intransparent und innovationshemmend. Unsere Datenbank SpaceNet ist kostenlos öffentlich einsehbar. Sie umfasst 110 Millionen Patentedokumente, die per Knopfdruck in 31 Sprachen übersetzt werden können. Das ist ein Schatz, der stets zugänglich bleibt. Niemand muss das Rad neu erfinden. Innovatoren können auf der Arbeit ihrer Vorgänger aufbauen.

## Erfindergeist

Europäische Patentanmeldungen, 2018 Quelle: EPA

**174 317**

**4,6%** mehr als im Vorjahr

**etwa 50%** davon erhalten eine Patenterteilung

**rund 70%** der Patentgesuche kommen von Großkonzernen

**4 bis 5 Jahre** dauert die Prüfung im Durchschnitt

**rund 5000 €** kostet die Patentgewährung



ROBERT BREWBECK / DER SPIEGEL

**Behördenchef Campinos im Sitzungssaal des EPA:** »Wir erteilen Patente nur an Menschen als Erfinder, nicht an Maschinen«

**SPIEGEL:** In der Tech-Branche haben manche Firmen längst größere Forschungsetats als viele Staaten. Kleine und mittlere Unternehmen sind da doch völlig chancenlos.

**Campinos:** Es gäbe für viele dieser Kritikpunkte längst eine Lösung, das europäische Einheitspatent. Damit würde ein einheitliches Gericht geschaffen. Ein Großteil der bisherigen Kosten fiel weg, etwa für Übersetzungen und Anwälte in jedem Land. Bei einer vollen Laufzeit von 20 Jahren würden die gesamten Gebühren bei etwa 35 000 Euro liegen, nicht mehr bei 170 000 Euro wie bisher. Zudem sieht es explizit Rabatte für kleinere Unternehmen vor, die das Spiel bislang vielleicht nicht ganz so gut beherrschen. Und es schafft größere Anreize, Patente nicht zu horten, sondern an andere zu lizenzieren.

**SPIEGEL:** Warum gibt es dieses Einheitspatent nicht längst?

**Campinos:** Vor zwei Jahren hatten wir den Punkt erreicht, an dem das einheitliche Patent und das dazugehörige Gericht hätten starten können. Leider ist in Deutschland eine Verfassungsbeschwerde dagegen anhängig, die von einem Patentanwalt eingereicht wurde. Wir rechnen mit einer Entscheidung noch im ersten Quartal.

**SPIEGEL:** Wie stehen Sie zu der hoch umstrittenen Patentierung von Pflanzen und anderen Lebewesen?

**Campinos:** Als Privatperson verstehe ich, dass viele Vorbehalte dagegen haben. Das

Patentrecht kann aber auch hier eine Balance zwischen den verschiedenen Interessen schaffen.

**SPIEGEL:** Ihr Amt hat allerdings schon Hunderte solche Patente erteilt, für die Anti-Matsch-Tomate beispielsweise oder Verfahren zur Schweinezucht.

**Campinos:** Als Präsident bin ich unparteiisch und halte mich an unsere Regeln. Danach dürfen wir keine Patente für Lebewesen ausstellen, wenn es im Kern um biologische Züchtungsverfahren geht – also wenn etwa Samen gekreuzt werden. Anders sieht es für gentechnisch veränderte Pflanzen und Tiere aus, wo die Erfindung auf einem technischen Schritt beruht, etwa auf einer transgenen Veränderung. Im Übrigen können alle von uns erteilten europäischen Patente juristisch angefochten werden – was in den von Ihnen genannten Fällen auch geschehen ist. Beide Patente bestehen nicht mehr.

**SPIEGEL:** Auf Software kann man bei Ihnen keine Patente anmelden, auf Anwendungen der künstlichen Intelligenz (KI) hingegen schon. Können Sie das erklären?

**Campinos:** Das mag verwirren, zugegeben. Hinter KI stecken Algorithmen, deren Software als solche wir nicht patentieren. Auf die technischen Lösungen insgesamt, die auf künstlicher Intelligenz beruhen, erteilen wir Patente – solange sie wirklich neu und erfinderisch sind.

**SPIEGEL:** Was heißt das konkret?

**Campinos:** Nehmen Sie das autonome Fahren. Die Algorithmen, die es möglich machen, sind nicht patentierbar – sehr wohl aber ihr Zusammenspiel mit den im Auto verbauten Chips und Sensoren. Also den Erfindungen, die Autos zu autonomen Wahrnehmungen und Entscheidungen befähigen.

**SPIEGEL:** Und was passiert, wenn künstliche Intelligenz Dinge erfindet?

**Campinos:** Einen solchen Fall hatten wir gerade. In zwei Anmeldungen tauchte ein gewisser »Dabus« als Erfinder auf – eine Maschine mit künstlicher Intelligenz. Wir haben beide Gesuche abgelehnt, denn wir erteilen Patente nur an Menschen als Erfinder, nicht an Maschinen. Es war unser erster Fall dieser Art, aber es wird wohl nicht der letzte bleiben.

**SPIEGEL:** Haben Sie eine Lieblingserfindung?

**Campinos:** Ah, das ist nicht leicht. Ich rate Ihnen meine Lieblingserfinderin: Das ist die Molekulargenetikerin Margarita Salas, die leider im November verstorben ist – kurz nachdem wir sie mit dem europäischen Erfinderprijs für ihr Lebenswerk ausgezeichnet haben. Sie hat einen Weg gefunden, DNA-Spuren von Tatorten zu replizieren – sodass selbst die smartesten Kriminellen heute anhand kleinster DNA-Spuren überführt werden können.

Interview: Marcel Rosenbach

# Abends daheim

**Arbeitszeit** Mit dem Güterverkehr schreibt die Bahn seit Jahren rote Zahlen. Das liegt auch an einer absurden Vorschrift.



**DB-Güterlokomotive:** »Wir haben immer dort Feierabend, wo wir angefangen haben«

Von einem Arbeitnehmer wird gemeinhin erwartet, dass er in seiner Arbeitszeit arbeitet. Im Falle eines Lokführers hieße das, er müsste Lok fahren. Doch in den Lokomotiven der DB Cargo, der Gütertransportsparte der Deutschen Bahn, verbringen die Lokführer in der Regel nur gut ein Drittel ihrer Arbeitszeit. Viel häufiger sitzen sie während der Dienstzeit in Wartehallen, Taxis oder in anderen Zügen, die sie wieder nach Hause bringen.

Der Grund: Die Bahn achtet darauf, dass jeder Lokführer rechtzeitig zum Feierabend wieder seinen Heimatbahnhof erreicht. So will es der komfortable Tarifvertrag der Lokomotivführer. Die schnelle oder gar pünktliche Ankunft der Güterwaggons ist dabei offenbar von nachrangiger Bedeutung.

Seit Jahren steckt DB Cargo tief in den roten Zahlen, Besserung ist nicht in Sicht. Besonders defizitär ist der sogenannte Einzelwagenverkehr. Dabei wird in einem komplexen Rangierverfahren ein Zug aus Waggons diverser Kunden zusammengestellt. Für 2019 rechnet man intern mit 300 Millionen Euro Verlust in dieser Sparte, für dieses Jahr sehen die Prognosen kaum besser aus. Flexiblere Arbeitszeiten der Lokführer könnten helfen, den Betrieb zu modernisieren. Doch die Privilegien der Eisenbahner lassen das nicht zu.

»Wir haben immer dort Feierabend, wo wir angefangen haben«, sagt Ernst Wirth aus Würzburg, einer von rund 4000 Lokführern der DB Cargo. Sein normaler Arbeitstag läuft daher meist in Dritteln ab: Lokomotive fahren, warten, Heimfahrt.

Schichtsymmetrie heißt das. »Für den Arbeitnehmer beginnt und endet die Arbeitszeit am Ort des Dienstbeginns«, steht im Tarifvertrag, den die Gewerkschaft der Lokführer (GDL) für ihre Mitglieder ausgehandelt hat. Eine Bahn-Sprecherin bestätigt die Praxis auf Anfrage.

Die Auswirkungen sind erheblich. »Wenn meine pünktliche Ankunft am Heimatbahnhof gefährdet ist, bleibt der Zug eben stehen«, sagt Lokführer Wirth. Der Feierabend des Zugführers daheim ist wichtiger als die Lieferung der Ladung.

Zeichnet sich ein solches Katastrophenszenario ab, hält Wirth an. Er stellt den Zug irgendwo ab, sichert ihn und wartet, bis ein anderer Lokführer kommt und weiterfährt. Dann macht er sich auf den

**»Fast alle Lokführer fahren lieber, als dass sie viel herumsitzen.«**

Heimweg – während der Arbeitszeit wohl-gemerkt. Ihm sei es allerdings immer lieber, sagt Wirth, wenn er in einem Bahnhof stoppen könne. »Ich setze mich in den Pausenraum und warte dort auf einen Zug, der mich zurückbringt.« Das sei angenehmer.

Bis zu 20-mal hielt ein Güterzug der Deutschen Bahn zuletzt an, ehe er sein Ziel endgültig erreichte. Und 80 Stunden dauerte es im Durchschnitt, bis DB Cargo eine Ladung zustellte.

Neben den Lokführern freut sich das Taxigewerbe über die Regelung. 5,4 Millionen Euro soll DB Cargo allein 2017 dafür ausgegeben haben, Lokomotivführer zur Lok, zum nächsten Bahnhof oder nach Hause zu kutschieren, berichtete die »Wirtschaftswoche«. Einzelne Fahrten für mehrere Hundert Euro seien nicht selten.

Intern murren die Bahn-Manager über die Arbeitsverträge der Lokführer. Sie würden ihnen lieber mehr Geld zahlen, damit sie die Züge ohne ständige Unterbrechungen rollen ließen. Aber die Gewerkschaften sperren sich gegen Änderungen.

Hinzu kommt: Lokführer werden überall händeringend gesucht, sie sind wertvoll. Auch Wettbewerber halten sich an den Tarifvertrag. Allerdings setzen sie ihr Personal häufig effizienter ein. »Unsere Eisenbahnen praktizieren die Zwei-Schicht-Symmetrie«, sagt Peter Westenberger, Geschäftsführer vom Netzwerk Europäischer Eisenbahnen. Darin sind viele Unternehmen zusammengeschlossen, die nicht zum DB-Konzern gehören. Deren Lokführer bringen ihre Züge so nah wie möglich an den Bestimmungsort und fahren nach einer Pause oder Übernachtung einen anderen Güterzug zurück. Viele Unternehmen würden den Lokführern die Wahl lassen. Je flexibler sie seien, desto höher falle ihr Verdienst aus. »Fast alle Lokführer fahren lieber, als dass sie viel herumsitzen. Und es hilft unseren Unternehmen dabei, kundenorientierter zu arbeiten als die Konkurrenz«, so Westenberger.

DB Cargo weiß um das Problem. Aus der Not heraus muss das Unternehmen eilige Aufträge an Firmen vergeben, deren Lokführer nicht nach einem Drittel der Arbeitszeit die Arbeit einstellen. »In Einzelfällen bedient sich DB Cargo Tochterunternehmen, die nicht an die Tarifverträge der GDL gebunden sind«, sagt eine Bahn-Sprecherin.

Hohe Verluste, sinkende Leistung und unflexible Lokführer machen DB Cargo zu schaffen. Ein Zukunftskonzept ist in Arbeit, wie es heißt. Teil des Plans sind vollautomatische Rangierloks – da braucht es dann keine Lokführer mehr.

Andreas Ulrich

Mail: andreas.ulrich@spiegel.de

91% verlieren  
gerne ihr Herz.  
Aber nicht ihr Geld.

Nutzen Sie die vielfältigen Anlagemöglichkeiten von  
Deka Investments. Mehr in Ihrer Sparkasse oder unter [deka.de](https://deka.de)

Unterschätzen Sie die Zukunft nicht.

**„Deka**  
Investments

**Keine Zinsen?**

Jetzt auf Wertpapiere umsteigen!



# Anarcho am Herd

**Genuss** Starkoch und Bauer Franz Keller propagiert Kochen als Revolte gegen die »Sterbemittelindustrie«. Und erklärt, wie jeder in der eigenen Küche die Welt verbessern kann.

**F**ranz Keller ist Koch mit Leib, Seele und Allesfressergebiss. Und was Fleischverzehr betrifft, wahrlich kein Romantiker. Aber ein großes Herz hat er dann doch.

Den ganzen Sommer lang beobachtete er, wie Olympus, sein geliebter Limousin-Bulle, immer wackliger auf den Beinen wurde. Keller fürchtete, dass der braune Koloss mit seinen 800 Kilogramm Lebendgewicht eines Tages einfach liegen bleiben würde. Er wusste, dass er den alternden Stier rechtzeitig zum Schlachter bringen musste, wenn das Fleisch nicht verschwendet sein sollte.

Am Tag bevor es ans Töten ging, stellte Keller eine besonders attraktive Kuh zu Olympus in den Stall. Es war der letzte Freundschaftsdienst eines Alphamännchens für sein Alphonse. Abends dann lud er ihn samt seiner Sterbegleiterin auf den Hänger und fuhr beide Tiere zum wenige Kilometer entfernten Schlachter. Olympus sollte morgens als Erster drankommen, noch bevor der Raum nach Blut und Tod riechen würde.

Keller begleitete seinen Bullen auf dem letzten Gang. Zutraulich lief Olympus hinter ihm her. Bevor das Tier sich fürchten konnte, traf es der Bolzenschuss.

Für Keller ist diese sanfte Art der Schlachtung das Mindeste, was man Lebewesen, die man isst, schuldig ist. Und der ehemalige Sternekokoch weiß, dass das Fleisch viel besser schmeckt, wenn ein Tier nicht in Todesangst Adrenalin in jede Muskelfaser pumpt.

Der Ärger über die mangelnde Qualität von Lebensmitteln plagt den Mann, der bei Kochlegende Paul Bocuse gelernt und später mit Eckart Witzigmann die Nouvelle Cuisine ins Sauerkraut-Deutschland importiert hat, schon seit seiner Zeit als prominenter Küchenchef. Essbare Blattgoldflocken zum Verzieren von Desserts zu bekommen war niemals ein Problem. Aber Fleisch von ausgewachsenen, artgerecht aufgezogenen und umsichtig geschlachteten Tieren? Nahezu unmöglich, bis heute. Schon damals wurde ihm klar, dass irgendetwas gründlich schief läuft, auch in der Haute Cuisine.

Keller gab 1993 die Sterneküche auf und eröffnete die »Adler Wirtschaft« in Hatzenheim. Der gebürtige Freiburger wollte von jetzt an nur noch gutes Essen servieren ohne das ganze Sterne-Chichi. Doch

immer noch fand die Seele keine Ruhe. 2010 übergab er das Restaurant seinem Sohn und kaufte einen Bauernhof im Wiesbadener Hinterland. Der Koch wurde Bauer – aus Notwehr, wie er sagt. Er wollte endlich die Fleischqualität produzieren, die er sich vorstellte. Mit Tieren, die ohne Hast und möglichst natürlich heranwachsen dürfen.

Auf seinem Falkenhof grast eine Herde Limousin-Rinder – viele davon sind Nachkommen von Olympus. Buntgescheckte Bentheimer Schweine durchwühlen den Schlamm im großen Auslauf. Bei Keller dürfen sie fett werden und zwei Jahre alt. Die meisten ihrer Artgenossen enden nach wenigen Monaten Qualhaltung in einer Schlachtfabrik – wenn sie es überhaupt bis dahin schaffen: »Jedes fünfte Schwein aus der Intensivhaltung stirbt in Deutsch-

## »Wir exportieren unterirdisch schlechtes Fleisch zu Billigpreisen in alle Welt.«

land während der Aufzucht«, sagt Keller, »wir produzieren pro Jahr 13 Millionen Schweine, die ein qualvolles Leben haben, für den Müll.«

Keller ist keiner, der seine Meinung für sich behält. Ostern 2018 erschien der erste Erfahrungsbericht des zornigen Küchenmeisters, das Buch »Vom Einfachen das Beste. Essen ist Politik oder warum ich Bauer werden musste, um den perfekten Genuss zu finden«. Die Abrechnung mit der Lebensmittel- und Agrarindustrie wurde zum Bestseller – und Keller zum Wanderkoch. Der 70-Jährige reist seither von einer Lesung zur nächsten, diskutiert über die Notwendigkeit einer Agrarwende, über den Klimawandel und die Bedeutung von Artenvielfalt. Wo er auch spricht, fragen ihn die Zuhörer, was sie persönlich tun können, um die Zustände zu ändern.

Also sagt er es ihnen: »Ab in die Küche! Wie wir die Kontrolle über unsere Ernährung zurückgewinnen«, heißt sein neues Buch, das kommende Woche auf den Markt kommt\*. Darin ruft Keller die Bürger zu den Waffen: an die Messer und Schäl-

\* Franz Keller: »Ab in die Küche!«. Westend; 240 Seiten; 24 Euro.

Pürrierstäbe und Hackebeilchen. Der Marschbefehl lautet: gemeinsam anrühren gegen eine Lebensmittelindustrie, die den Namen »Sterbemittelindustrie« verdient.

»Die Leute verrecken an falscher Ernährung«, sagt Keller. »Wir werden immer fatter, aber unser Körper verhungert, weil wir unsere Ernährung einer Nahrungsmittelbranche in die Hände gegeben haben, die ganz grundsätzlich nach einer Maxime handelt: Wir sparen am Produkt und maximieren den Profit.« Aus deren Fängen könne man sich nur selbst herauschmören, glaubt Keller. Der Schlachtruf des Herdrevoluzzers: Kochen ist Freiheit.

»Die Agrar- und Ernährungssysteme sind so was von kaputt, mit Reparieren ist da nichts mehr zu retten«, sagt Keller. »Wir müssen den Sack vollkommen umstülpen.«

In einer Tour de Force beschreibt er den erbarmungswürdigen Zustand einer heruntergekommenen Agrarbranche. »Wir subventionieren mit unserer Art der industrialisierten Landwirtschaft ein System, das die Umwelt zerstört, das Klima schädigt, das Tierwohl missachtet und die Menschen krank macht. Warum? Jedes vierte Fleischprodukt aus der Mastfabrik stammt inzwischen von einem kranken Tier.«

Tierwohl-Label des Einzelhandels verspottet Keller als weichgespülte PR-Konstrukte: »Da freut sich das Fabrikhuhn, weil es statt zwei Dritteln eines DIN-A4-Blattes jetzt die Fläche eines Smartphones mehr Platz hat. Soll das ein Plus für mehr Tierwohl sein? Nein, ihr Lieben, so kommen wir nicht weiter.«

Vieles von dem, was die Regierung erlaubt, findet Keller nicht rechtens. Er geißelt den systematischen Einsatz von Antibiotika in der Tiermast, die Zerstörung des Bodens und die Verschmutzung des Wassers durch Gülle aus Massentieranlagen. Er empört sich über pestizidverseuchte Monokulturen, in denen Insekten und Feldvögel eingehen.

»Total meschugge« findet er die Ausrichtung der deutschen Landwirtschaft auf Exporte: »Wir importieren Futtermittel aus riesigen Monokulturen in fernen Ländern, um Tiermassen zu mästen, die wir dann als unterirdisch schlechtes Fleisch zu Billigpreisen in alle Welt exportieren«, sagt er. In einem Kreislauf des Wahnsinns werde Fake-Food produziert, das, würden all die Folgekosten für Umwelt und Gesundheit mit eingerechnet, teurer sei als Bioware.

Für ihn gibt es nur einen Weg heraus aus der Misere: »Wir sollten uns darauf besinnen, Qualitätsweltmeister zu werden statt Exportweltmeister, und zwar in einem umfassenden und nachhaltigen Sinn.« Dazu müsste sich die Subventionspolitik



für die Bauern radikal von Masse auf Klasse umorientieren – ebenso wie das Verhalten der Verbraucher. »Wir müssen wieder lernen, Geld für gutes Essen auszugeben statt für viel Essen«, sagt Keller. Das, davon ist er überzeugt, lerne man am besten in der Küche.

Da brauche es neben dem Herd keine Armada an Elektrogeräten. Ein paar vernünftige Pfannen, Töpfe und Kochlöffel plus einen Pürrierstab seien im Grunde alles, was der Koch in der Geschmackswerkstatt benötige. Auch das Geld für einen Thermomix könne man sich getrost sparen: »Das ist doch wie Kochen mit Navi«, ätzt Keller. Wenn man alles nur zusammenschmeiße, bekomme man kein Gefühl für Konsistenz und Sämigkeit, lerne keine Warenkunde, kapiere nie, wann Eiweiß ausflocke.

Kochen sei ein sinnlicher Akt voller Kreativität, Neugierde, Lust, Improvisation, ein Gegengift zu industriellen Fertigerichten voller Fett, Konservierungsmitteln und Geschmacksverstärkern.

Nie jedoch sollte man sich von Rezepten einschränken oder gar einschüchtern lassen. In vielen Kochbüchern und Fressmagazinen sind die Fotos zu appetitlich, um wahr zu sein: Nicht selten bestehen die abgebildeten Gerichte aus eingefärbter Spachtelmasse, Eiswürfel aus Plastik, und das perfekt hingehauchte Salbeiblatt ist von spezialisierten Foodstylisten mit giftigem Kleber fixiert.

Wenn man versuche, diese Illusionen daheim nachzustellen, sei der Frust programmiert. Dabei gehe es nicht um Perfektion. Am Herd zu stehen sei ein anarchischer Akt der Befreiung: »Selbst kochen heißt, die Verantwortung über das eigene Leben in die Hand zu nehmen.«

Dazu gehört für ihn auch, Hypes wie dem aktuellen Trend um die südamerikanische Kulpflanze Quinoa oder Chia-Samen nicht blind zu folgen. »Warum fressen wir den Bolivianern ihr Quinoa weg, wo es bei uns zu Hause Graupen gibt, die nicht 10 000 Kilometer weit herangekarrt werden müssen?«, fragt Keller und schmeißt einen Beutel der heimischen Körner in einen Topf mit Wasser. Heute kocht er Graupenrisotto mit einem kleinen Stück Rippen in Honigkruste, dazu gebackene Grünkohlchips.

Als Küchenanarcho liebt er das Experimentieren. Doch ein paar Wahrheiten bleiben unverrückbar. Etwa, dass die in Großküchen beliebte festkochende Kartoffel unbedingt verabscheut werden müsse. Die halte zwar stundenlang ihre Form, doch ihr fehle die Stärke und dadurch der Geschmack. »Festkochende Kartoffeln sind nur für faule Köche erfunden worden.« Wer mehligkochende nicht mag, solle es lieber gleich lassen. Michaela Schießl

Landwirt Keller auf seiner Weide, beim Zubereiten: Graupen statt Quinoa

FOTOS: ALEX KRAUS / LAIF



COSTAS BALIAS / REUTERS

**Heftige Schlachten lieferten sich Demonstranten und Polizisten** diese Woche wegen eines geplanten Flüchtlingslagers auf der griechischen Mittelmeerinsel Lesbos. Die Polizisten waren im Schutz der Dunkelheit angekommen, um den Bau eines geschlossenen Lagers und Abschiebezentrums zu sichern. Doch die Inselbewohner wollen kein neues Camp zulassen, sie protestierten teils gewaltsam und warfen Brandsätze auf das Eingangstor des Polizeistützpunkts.

## Die Hassprediger

**Analyse** In Indien sind Hindus und Muslime aufeinander losgegangen. Die Regierung trägt eine Mitschuld an den Ausschreitungen.

● Drei Tage lang tobte in Delhi der Mob. Gewalttätige Männer zogen, bewaffnet mit Eisenstangen, Molotowcocktails und Pistolen, durch die Straßen. Nun sieht es im Nordosten der indischen Metropole fast so aus wie nach einem Krieg: Autos sind verkohlt, Häuser beschädigt. Auf den Straßen liegen Steine. Der Geruch von Rauch hängt in der Luft.

Die Kämpfe waren hauptsächlich religiös motiviert. Muslime und Hindus gingen aufeinander los, wobei zu den Opfern vor allem Muslime gehörten: Moscheen brannten, Journalisten wurden zusammengeschlagen. Sie mussten sich als Hindus zu erkennen geben, damit die Angreifer von ihnen abließen. Panische Bewohner verließen ihre Häuser. Mehr als 30 Menschen starben bislang, mehr als 200 wurden verletzt. Es waren die schlimmsten Ausschreitungen in der Stadt seit 1984.

Es mag Zufall gewesen sein, dass die Gewalt gerade dann ausbrach, als US-Präsident Donald Trump zu Besuch war. Dass die Lage eskalieren könnte, hatte sich allerdings abgezeichnet.

Seit Monaten schürt die hindunationalistische BJP von Premier Narendra Modi Hass und Misstrauen gegen Muslime. Die Regierung hat ein Staatsbürgerschaftsgesetz verabschiedet, das die Zugehörigkeit der rund 200 Millionen Muslime infrage stellt, Indiens größter Minderheit. Modi unterstellte Demonstranten, die gegen das Gesetz protestieren, Lügen zu verbreiten. Ein Staatsminister forderte seine Anhänger auf: »Erschießt die Verräter!« Genau dieser Satz ist zum Slogan der Randalierer geworden. Als Auslöser für die Gewalt gilt zudem die Rede eines BJP-Politikers am Sonntag. Darin drohte er, dass sie losschlagen würden, sobald Trump das Land verlassen habe.

Hinzu kommt, dass Bürger in Indien oft leicht Zugang zu Waffen haben und die Polizei dem Gewaltausbruch großenteils freien Lauf ließ, sich mutmaßlich sogar an Verbrechen beteiligte. Indien ist ein Vielvölkerstaat. Menschen unterschiedlichen Glaubens leben hier zusammen. Doch der soziale Frieden ist fragil. Spannungen können jederzeit zu offenen Konflikten werden. Modis BJP tut derzeit alles dafür, dass genau das passiert. Laura Höflinger

## Cyberangriff Zerstrittenes Europa

● Die USA und Großbritannien haben die EU außenpolitisch vorgeführt. Mutmaßlich russische Hacker hatten im Oktober 2019 Tausende Websites der georgischen Regierung und mehrere TV-Sender lahmgelegt. Washington und London planten daraufhin zusammen mit den Georgiern eine Verurteilung der Russen –

was die EU-Staaten am 6. Februar vom Auswärtigen Dienst der EU erfuhren. Die EU-Kommission stritt sich laut internen Dokumenten mit den Mitgliedsländern um eine gemeinsame Erklärung: Sie konnten sich nicht über den richtigen Zeitpunkt dafür einigen und diskutierten, ob sie Russland als Urheber des Angriffs nennen sollten, wie die deutsche EU-Vertretung nach Berlin kabelte. Frank-

reich und Italien verhinderten demnach eine Schuldzuweisung. Der Vertreter Roms habe vor der Rache Putins gewarnt. Eine EU-Reaktion könnte »die Beziehung zwischen EU und Drittstaaten beeinträchtigen«. Paris habe sogar eine Distanzierung verlangt: Die EU müsse klarstellen, dass sie sich die Erklärung aus Tiflis »nicht zu eigen mache«. Am Donnerstag vergangener Woche verurteilten die USA und Großbritan-

nien den »russischen Cyberangriff auf Georgien« – Polen, Estland, Lettland, Tschechien, Dänemark sowie die Niederlande schlossen sich ihnen prompt an. Der EU-Außenbeauftragte Josep Borrell konnte tags darauf nur noch erklären, dass die EU-Staaten »ihre Besorgnis über den Cyberangriff ausdrücken«. Dies unterstützt die deutsche Regierung zwar, will aber auch keine Schuld zuweisen. MBE

## Kolumbien Morde im Nationalpark

● Umweltschützer leben gefährlich in dem südamerikanischen Land. Von Januar bis Anfang Februar wurden laut Angaben der Hilfsorganisation Indepaz mehr als 30 Menschen ermordet, die sich für die Bewahrung der Menschenrechte und der Umwelt einsetzten. Im vergangenen Jahr wurden nach Angaben der Vereinten Nationen 107 Aktivisten ermordet, Kolumbien zählt damit zu den weltweit gefährlichsten Ländern für Aktivisten. Das jüngste Opfer war ein Ranger des Nationalparks El Cocuy, der seit zwei Jahren dort gearbeitet hatte. Die Nationalparks und indigenen Schutzgebiete haben die Begehrlichkeit diverser bewaffneter Gruppen geweckt, die seit dem Friedensabkommen zwischen der Regierung und der Guerilla Farc vor vier Jahren Aufwind verspüren. In vielen Gegenden des Landes hat die

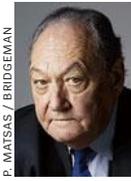
Regierung die Kontrolle verloren oder nie besessen; Drogenhändlerbanden, abtrünnige Rebellen, die ihre Waffen nicht abgeben haben, und rechtsradikale Paramilitärs nutzen das aus. Der Landkonflikt ist neu aufgeflammt: Indigene und Kleinbauern, die während des Bürgerkriegs ihre Ländereien aufgaben, sind auf ihre Parzellen zurückgekehrt oder haben im Rahmen des Friedensabkommens neue Grundstücke erhalten. Die Regierung ist jedoch nicht in der Lage, ihre Rechte zu sichern. Hinzu kommt, dass illegale Holzfäller und Goldsucher, die sich während des Bürgerkriegs nicht in die oft von der Farc kontrollierten Schutzgebiete wagten, jetzt verstärkt in diese Regionen strömen. Der Urwald war zu Zeiten des Bürgerkriegs weitgehend unberührt, er birgt zahlreiche Bodenschätze. Der bewaffnete Konflikt habe die Zonen »in wahre Kriegsschauplätze« verwandelt, sagt Harold Ospino von der Umweltschutzorganisation FCDS. JGL



Nationalpark El Cocuy

CHRISTIAN KOBER / PICTURE ALLIANCE

## Frankreich »Pistole auf der Brust«



P. MATSAS / BRIDGEMAN

Der französische Politologe Roland Cayrol, 78, über die geringen Aussichten der Regierung, die

umstrittene Rentenreform auf normalem Weg durch das Parlament zu bringen

**SPIEGEL:** Herr Cayrol, seit zwei Wochen streiten die Abgeordneten über die Gesetzesvorlagen zur Rentenreform. Die Opposition hat insgesamt 41 768 Änderungsanträge eingebracht. Wie realistisch ist es, dass noch eine Mehrheit zustande kommt?

**Cayrol:** Die Frage ist eher, wie lange die Regierung dieser Blockadesituation zuschauen kann und will. Der Parlamentspräsident hat ausgerechnet, dass man noch 150 Tage brauchen würde, um im bisherigen Tempo alle vorliegenden Anträge zu bearbeiten. Das wären fünf Monate, selbst dann wäre nicht garantiert, dass man mit allem durch ist. Die Regierung will das Gesetz aber noch vor den Kommunalwahlen Mitte März in erster Lesung verabschieden.

**SPIEGEL:** Was sind das für Änderungsanträge?

**Cayrol:** Es geht um tausend unwichtige Kleinigkeiten, oft um einzelne Wörter: Ein »ungefähr« soll da durch ein »genau« ersetzt werden oder

umgekehrt. Es sind Versuche, insbesondere der linken Partei »La France insoumise«, die Reform zu sabotieren.

**SPIEGEL:** Und wie geht es trotz der parlamentarischen Blockade weiter?

**Cayrol:** Es bleiben nicht viele Möglichkeiten. Die Oppositionsparteien werden ihre Strategie nicht ändern. Insofern wird die Regierung die Reform wohl per Dekret und nicht auf dem normalen Abstimmungsweg durch das Parlament bringen müssen. Der Artikel 49.3 unserer Verfassung erlaubt ihr das, ist allerdings nicht sonderlich beliebt, weil er als demokratiefeindlich gilt.

**SPIEGEL:** Was vor allem dem Präsidenten Emmanuel Macron schaden könnte, dem viele Franzosen ohnehin nach den wochenlangen Streiks unterstellen, er mache, was er wolle?

**Cayrol:** Ich sehe den Schaden auf mehreren Ebenen. Das Parlament würde beschädigt, auch die Opposition hätte keine glorreiche Rolle gespielt. Und Macron stünde als jemand da, der die Demokratie nicht respektiert. Aber viele Präsidenten vor ihm haben mithilfe des Artikels 49.3 regiert, Charles de Gaulle hat auf diese Weise die atomare Abschreckung durch das Parlament gebracht. Ich denke, die Regierung wird noch ein wenig abwarten, um zu zeigen, dass sie überhaupt nicht anders handeln konnte, dass ihr die Pistole auf der Brust saß. Und dann kommt das Dekret. BSA

# Der Scheckbuch-Demokrat

**USA** Mike Bloomberg dachte, der beschwerliche Weg zur Präsidentschaftskandidatur ließe sich mit viel Geld und Werbung abkürzen. Jetzt aber holt ihn seine Vergangenheit ein. Beim Super Tuesday wird sich zeigen, ob ein Milliardär die Wähler begeistern kann.



**Wahlkämpfer Bloomberg:** »Ich habe die Erfahrung, die Mittel und die Erfolge«

**M**illionen Amerikaner erlebten am Dienstagabend zwei Mike Bloomberts. Der eine redete in schönen Worten darüber, wie er die Wunden heilen werde, die Donald Trump dem Land zugefügt habe. Es sprach ein Staatsmann, dem seine Zuhörer ergriffen lauschten. Das war in einem Fernsehspot, der in einer Werbepause der demokratischen Kandidatendebatte in South Carolina lief.

Davor und danach gab es den leibhaftigen Bloomberg zu sehen, einen hölzernen und unnahbar wirkenden 78-Jährigen, den seine Mitbewerber auf der Bühne wegen

seines Verhaltens gegenüber Minderheiten und Frauen attackierten. Seine Versuche, sich selbstironisch zu geben, scheiterten kläglich. Zwischen dem echten Bloomberg und dem aus der Werbung gab es nur eine flüchtige Ähnlichkeit.

Wer ist der wahre Mike? Für seine Konkurrenten ist die Sache klar. Der linke Senator Bernie Sanders sieht in ihm einen weiteren Milliardär, der versucht, sich die Präsidentschaft zu erkaufen. Die ebenfalls zum linken Flügel gehörende Senatorin Elizabeth Warren rief während der Debatte: »Das Herz der demokratischen Partei wird ihm niemals vertrauen.«

Bloombergs Anhänger dagegen sehen in ihm den erfolgreichen Geschäftsmann und langjährigen Bürgermeister von New York, der als Einziger das Format hat, es mit Trump aufzunehmen. Oder wie Bloomberg auf der Bühne formulierte: »Ich habe die Erfahrung, ich habe die Mittel, und ich habe die Erfolge.«

Bloomberg ist bislang die unbekannteste Variable im Rennen um die Präsidentschaftskandidatur der Demokraten. Er lässt die ersten vier Vorwahlen aus, bislang geben nur die Wählerbefragungen einen Hinweis darauf, wie seine Chancen auf die Nominierung stehen. Immerhin liegt er im

Mittel der landesweiten Umfragen nur knapp hinter dem früheren Vizepräsidenten Joe Biden auf dem dritten Platz. Während Bidens Werte seit Wochen sinken, steigen Bloombergs an. Am kommenden Dienstag, wenn Demokraten in 14 Bundesstaaten ihren Favoriten wählen, darunter in Kalifornien, Texas und Virginia, tritt Bloomberg zum ersten Mal an. Es ist seine große Bewährungsprobe.

Am Super Tuesday wird rund ein Drittel der Delegierten für den Nominierungsparteitag der Demokraten gewählt. Bloomberg muss es idealerweise schaffen, an Biden vorbeizuziehen und auf den zweiten Platz hinter Bernie Sanders zu kommen, wenn er weiter im Rennen bleiben möchte. An diesem Dienstag zeigt sich, ob Bloombergs große Wette aufgeht: Kann ein alter Milliardär, der als kühl bis arrogant gilt, die Herzen der demokratischen Wähler erobern und schließlich gegen Trump antreten?

**Bloombergs Kalkül ist**, das Land mit Werbung zu fluten, bei den Vorwahlen möglichst viele Delegiertenstimmen zu sammeln und dann auf dem Nominierungsparteitag im Juli in einer Stichwahl unter den verbliebenen Bewerbern zum Sieger des moderaten Lagers gekürt zu werden, gewissermaßen als letzte Hoffnung gegen den Sozialisten Bernie Sanders. Mehr als 400 Millionen Dollar hat der achtreichste Mann der USA nach Recherchen der »New York Times« bislang für Werbespots und Veranstaltungen ausgegeben, mehr als alle Mitbewerber zusammen. Sein Aufstieg in den Umfragen ist vor allem mit Geld erkauft.

In mancher Hinsicht ähnelt Bloomberg Donald Trump. Beide stammen nicht aus dem Establishment der Partei, sondern benutzen sie als Vehikel für die Karriere. Trump hat Demokraten unterstützt, bevor er für die Republikaner kandidierte, Bloomberg spendete an Republikaner und wechselte mehrfach die Partei. Erst seit verganginem Jahr ist er wieder Demokrat. Beide verbreiten ihre Botschaften direkt ans Volk, das erspart unangenehme Fragen von Journalisten. Bloomberg sieht sich wie Trump als Macher, der sich nicht von Konventionen einhegen lässt. Und er besitzt wie dieser einen Hang zum Autoritären.

Im Gegensatz zu Trump hat Bloomberg sein Geld selbst erarbeitet, nicht ererbt. Er unterstützte damit zahlreiche liberale Initiativen und setzte sich unter anderem für schärfere Schusswaffengesetze und die gleichgeschlechtliche Ehe ein. Als Bürgermeister von New York dehnte er zwar die Regeln, setzte sich aber nicht über rechtsstaatliche Grundsätze hinweg. Anders als Trump zählt Bloomberg zum New Yorker Establishment, was auch mit seiner Karriere an der Wall Street zusammenhängt.

Der Sohn eines jüdischen Immigranten aus Polen arbeitete dort zunächst als Trader und Tech-Experte. Als ihn die Investmentbank Salomon Brothers 1981 vor die Tür setzte, gründete er mit der Abfindung von zehn Millionen Dollar einen Finanzinformationsdienst. Bald stand auf fast jedem Schreibtisch an der Wall Street ein Bloomberg-Terminal, über das Kurse und News flimmerten. Mittlerweile ist Bloomberg LP ein globaler Medienkonzern mit Radio- und TV-Sendern, dem Magazin »Businessweek« und einer Nachrichtenagentur mit 2700 Reportern und Analysten weltweit. Bloomberg besitzt 88 Prozent des Unternehmens, er hätte mit seinem Vermögen einen angenehmen Ruhestand verbringen können.

Die Frage ist: Warum wirft sich jemand, der fast alles hat, in die Schlamm Schlacht eines Wahlkampfes? »Bloomberg wollte schon immer Präsident werden«, sagt seine Biografin Joyce Purnick. »Ich habe mit Leuten gesprochen, die erzählten, wie er bereits im College davon redete. Das war keine Hoffnung oder ein Traum. Das war eine Vorhersage«.

Zunächst aber wurde er 2002 Bürgermeister von New York. Seine zwölf Jahre im Amt standen im Zeichen der Terroranschläge des 11. September. Bloomberg empfahl sich mit Law-and-Order-Sprüchen als Nachfolger des damals in der Stadt als Helden verehrten Rudy Giuliani. Er trat als Republikaner an, eine Koalition aus konservativen und moderaten Wählern hievte ihn ins Amt, dieselbe Wählergruppe, die Bloomberg auch heute wieder ansprechen will.

Bloomberg computerisierte die Kommunalbürokratie und verwandelte das Milliardendefizit der Stadt in einen Überschuss. Unter seiner Ägide sank die Mordrate auf den Stand der Fünfzigerjahre. Gleichzeitig riss seine Politik soziale Gräben auf. Er säuberte zwar die Stadt, behandelte die Bürger aber oft wie Kinder. Kritiker empfanden das als »freundlichen Autoritarismus«. Berüchtigt waren seine »Bloomberg Bans«: Rauchverbote in Kneipen, Verbot der Verwendung von Transfettsäuren in Restaurants, Handyverbote in Schulen. Er verbot sogar schwarze Teerpappe auf Dächern.

Widerstand war zwecklos. »Er hörte einem nicht zu, er war stur«, erinnert sich

## Gut situiert

Vermögen\* der verbleibenden US-Präsidentschaftsbewerber

Michael Bloomberg →

**60 Mrd. \$**

Demokratisch  
Republikanisch

Donald Trump

**1,7 Mrd.**

Tom Steyer

**1,5 Mrd.**

**70,2 Mio.**

William F. Weld

**11,1** Elizabeth Warren

**7,9** Joe Biden

**2,3** Amy Klobuchar

**1,8** Bernie Sanders

**0,6** Tulsi Gabbard

**0,2** Pete Buttigieg

die frühere Stadtratssprecherin Melissa Mark-Viverito, eine Puertoricanerin, die Bloomberg gut kennt und oft mit ihm stritt. Er sei herablassend und arrogant gewesen, Kritik habe er abgewehrt.

Bloomberg verwandelte New York in einen Spielplatz für Immobilienhaie, Milliardäre und Investoren. Dank seiner Steuer- und Subventionspolitik wuchsen Dutzende gesichtslose Glastürme in den Himmel. Gleichzeitig stiegen die Mieten, vor allem ärmere Bürger wurden verdrängt. Gegen eine Erhöhung des Mindestlohns sperrte sich Bloomberg. Als das Ende seiner zweiten, eigentlich letzten Amtszeit als Bürgermeister nahte, boxte er eine Gesetzesänderung durch, die ihm eine dritte Amtszeit ermöglichte.

Seine Fehler als Bürgermeister holen ihn jetzt wieder ein, vor allem sein politischer Sündenfall: Die »Stop and frisk«-Taktik, bei der in zwölf Jahren rund fünf Millionen New Yorker ohne konkreten Anlass von der Polizei angehalten und durchsucht wurden. Beinahe 90 Prozent waren Schwarze oder Latinos.

Bloomberg hatte die Politik von Giuliani übernommen und ausgeweitet. Er sah ärmere Viertel wie Crown Heights in Brooklyn als Brutstätte der Kriminalität und fand, dass Bürgerrechte in solchen Gegenden zweitrangig seien. »Es war schockierend«, sagt Mark-Viverito. »Stop and frisk« habe die schlimmsten Vorurteile bestärkt. »Die Konsequenzen für alle Minderheiten waren schrecklich.«

Die Stadt drosselte das Programm erst, als ein Gericht es 2013 für verfassungswidrig erklärte. Selbst da kritisierte Bloomberg das Urteil noch als »gefährlich«. Kein Wunder, dass das Thema hochkochte, als er in den Vorwahlkampf der Demokraten einstieg. Zwar entschuldigte er sich vor Kurzem für die Polizeitaktik. Viele Afroamerikaner halten das aber für eine Wahl-

kampfstrategie. Auch seine Biografie hält die Entschuldigung für unaufrichtig. »Ich glaube nicht, dass er »stop and frisk« für einen Fehler hält«, sagt Joyce Purnick.

Gregory Meeks dagegen vertritt seit 1998 einen New Yorker Wahlbezirk im amerikanischen Repräsentantenhaus. Er geriet häufig mit Bloomberg aneinander, als dieser Bürgermeister war, und ist doch bereit, Bloomberg zu vergeben. »Er ist die Person, die meiner Meinung nach die besten Chancen hat, Donald Trump zu schlagen«, sagt Meeks.

**Er war einer der ersten Afroamerikaner**, die Bloomberg offen unterstützten, aber er ist nicht der einzige. Der Bürgermeister von Houston, Sylvester Turner, hat sich ebenfalls für Bloomberg als Kandidaten ausgesprochen. »Er hat Fehler gemacht, aber seine Verdienste überwiegen.«

Es bleibt ein Risiko für Demokraten, für den Milliardär zu werben, vor allem weil immer neue Anschuldigungen gegen Bloomberg bekannt werden. Etliche frühere Angestellte werfen ihm vor, eine frauenfeindliche Arbeitsatmosphäre in seinem Unternehmen geschaffen und Frauen schlechter als Männer behandelt zu haben. Einer Mitarbeiterin soll er, nachdem sie von ihrer Schwangerschaft berichtet hatte, gesagt haben: »Bring es um.«

Bloomberg bestritt die Behauptung unter Eid. Die Frau wurde entlassen. Inzwischen fordert Elizabeth Warren, ihr Konkurrent solle sämtliche Frauen von Verschwiegenheitserklärungen befreien, damit sie offen über ihren früheren Chef sprechen könnten. Für Bloomberg zeigt sich, wie riskant und schwer steuerbar ein Vorwahlkampf sein kann, in dem es für seine Mitbewerber ums politische Überleben geht, nicht nur um Geld.

Dazu kommt, dass die Demokraten junge Leute und Frauen anziehen wollen, die

von Trumps Machogehabe angewidert sind. Ein Kandidat wie Bloomberg, dessen Sprüche über »Blowjobs« und schwangere Frauen aktenkundig sind, passt schlecht in die von der #MeToo-Debatte aufgepeitschte Zeit. Bloomberg wirkt nicht nur wie ein Typ aus dem 20. Jahrhundert, er ist es auch.

Allerdings melden sich in der Partei Stimmen, die davor warnen, die alten Geschichten allzu hoch zu hängen. »Wir können uns alle vorstellen, wie es vor 30 Jahren an der Wall Street zugeht«, sagt etwa Muriel Browser, Bürgermeisterin von Washington, D. C. Ihrer Partei müsse klar sein, dass sie den perfekten Kandidaten oder die perfekte Kandidatin nicht finden werde, die sämtlichen Strömungen gefalle. Sie jedenfalls unterstützt Bloomberg.

Dessen Strategie setzt ohnehin darauf, konservative Wähler zu begeistern, nicht den linken Flügel der eigenen Partei. Dass das funktionieren kann, lässt sich bei einer Wahlkampfveranstaltung in Norfolk, Virginia, beobachten. Er sei ein Republikaner, sagt der Begrüßungredner. Aber diesmal werde er Michael Bloomberg wählen.

Der Redner heißt Richard Spencer, er war Staatssekretär für die Marine, bis ihn Donald Trump Ende November entließ, weil er sich kritisch über die Einmischung des Präsidenten in Kriegsverbrecherverfahren geäußert hatte. Im Publikum sitzen Männer in dunklem Blazer und Frauen mit Halstuch.

Unter ihnen sind Wähler aus den republikanischen Vorstädten. Sie haben dafür gesorgt, dass die Demokraten 2018 im Repräsentantenhaus in Washington wieder die Mehrheit haben. Was Bloomberg bei den Linken zum Nachteil gereicht, bringt ihm in Norfolk Punkte: sein Reichtum, seine altmodische, steife Art, seine patriarchalische Vorstellung von Politik. Er glaubt, seine Anziehungskraft auf Wechselwähler könne die Vorbehalte in der eigenen Partei kompensieren.

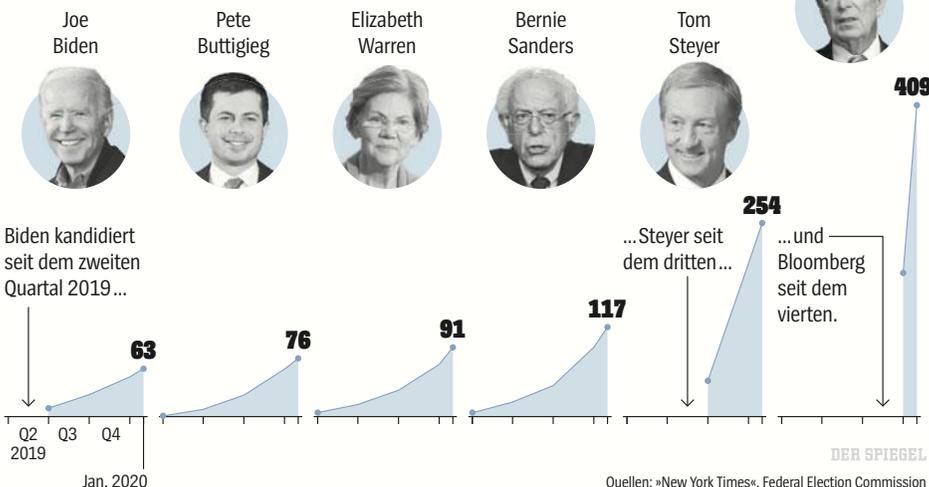
Der Super Tuesday wird darüber entscheiden, ob Bloombergs Strategie erfolgreich ist. Falls Bernie Sanders bis zum Parteitag der Demokraten im Juni noch keine absolute Mehrheit der gewählten Delegierten erreicht hat, entscheiden die Stimmen der Superdelegierten. Das sind demokratische Amtsträger und Parteifunktionäre, die nicht an Wahlempfehlungen gebunden sind. Sie zählen in ihrer Mehrheit zu den Gegnern von Sanders.

Bloomberg muss die Superdelegierten auf seine Seite ziehen, nur wenn er das schafft, könnte ihm der Coup gelingen. Auf diese Art die Nominierung zu bekommen wäre ungewöhnlich. Aber das gilt für Bloombergs gesamten Wahlkampf. Es ist eine gigantische Wette.

Ralf Neukirch, Marc Pitzke

## Geldschlacht

kumulierte Ausgaben demokratischer Bewerber für ihre Präsidentschaftskampagne, in Mio. Dollar



# Die digitale Welt des SPIEGEL schon ab €11,99 im Monat

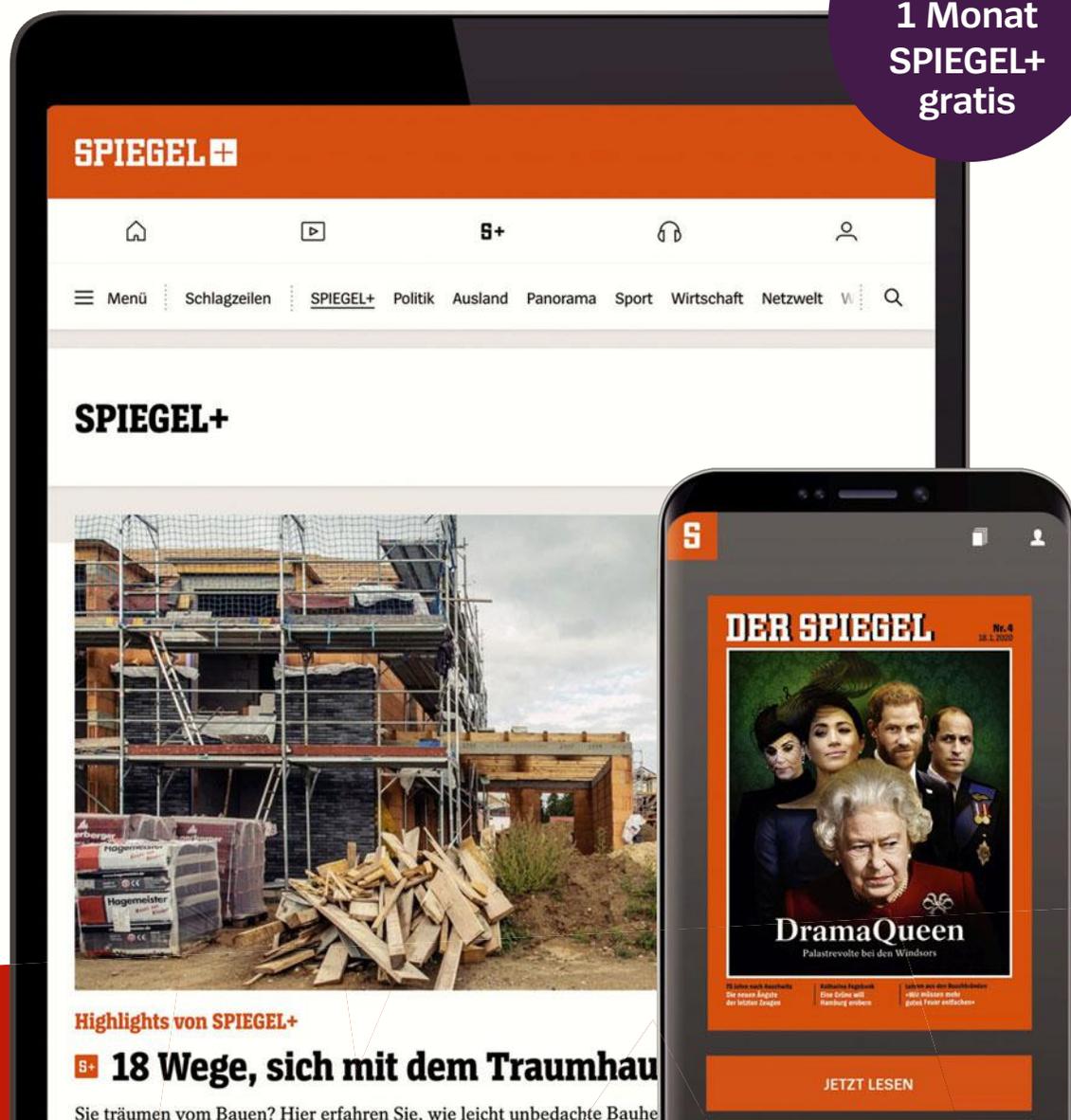
Entdecken Sie jetzt die digitale Welt des SPIEGEL mit SPIEGEL+:

- Alle **SPIEGEL+-Inhalte auf spiegel.de** mit spannenden Reportagen und Interviews, Investigativgeschichten, Servicethemen und exklusiven Video- und Audioformaten
  - Die **digitale Ausgabe** des gedruckten Magazins, immer schon freitags ab 18 Uhr
  - **SPIEGEL+-Newsletter** zum Magazin – mit besonderen Leseempfehlungen der Redaktion
- SPIEGEL+ ist monatlich kündbar. Starten Sie mit einem kostenlosen Probemonat!

Jetzt gratis testen:

 [abo.spiegel.de/plus](https://abo.spiegel.de/plus)

Zum Start:  
1 Monat  
SPIEGEL+  
gratis



The image shows a smartphone displaying the SPIEGEL+ website. The website has an orange header with the SPIEGEL+ logo. Below the header is a navigation bar with icons for home, video, S+, audio, and user profile. A menu bar lists categories: Menü, Schlagzeilen, SPIEGEL+, Politik, Ausland, Panorama, Sport, Wirtschaft, Netzwerk, and a search icon. The main content area features a large photo of a building under construction with scaffolding. Below the photo is a section titled 'Highlights von SPIEGEL+' with a sub-headline '18 Wege, sich mit dem Traumhaus' and a 'JETZT LESEN' button. To the right, a smaller smartphone displays the cover of 'DER SPIEGEL' magazine, issue No. 4 from 18.1.2020, featuring a 'DramaQueen' article about the 'Palastrevolte bei den Windsors'.

SPIEGEL+

Menü Schlagzeilen SPIEGEL+ Politik Ausland Panorama Sport Wirtschaft Netzwerk W

SPIEGEL+



Highlights von SPIEGEL+

**18 Wege, sich mit dem Traumhaus**

Sie träumen vom Bauen? Hier erfahren Sie, wie leicht unbedachte Baue

DER SPIEGEL

Nr. 4

18.1.2020



DramaQueen

Palastrevolte bei den Windsors

12 Jahre lang Feuchtheim  
Die legendäre Hochzeit  
der letzten Drogen

Entscheidend: Hamburg  
Eine Stadt, die  
Hamburg anders

Was hat die Welt  
ausgesprochen  
gute Feiern entzücken

JETZT LESEN

# Millionenbluff

**Entwicklungshilfe** Nach der Entdeckung eines angeblich riesigen Ölfelds im Regenwald versprochen mehrere EU-Länder dem Präsidenten des Kongo viel Geld, wenn er die Umwelt schont. Doch nun legen Recherchen nahe, dass der Kleptokrat den Fund nur vorgegaukelt hat.

**Z**um 59. Unabhängigkeitstag der Republik Kongo präsentierte Präsident Denis Sassou-Nguesso seinen Landsleuten eine vermeintliche Sensation. Eine kongolesische Ölfirma hatte nach eigenen Angaben im Norden des Landes ein Ölfeld mit 359 Millionen Barrel entdeckt. Die Ölproduktion des Kongo könnte sich damit auf einen Schlag vervierfachen. In seiner Rede im August 2019 schwärmte der Präsident von der »Präsenz qualitativ hochwertiger Ölvorkommen« im sogenannten Ngoki-Block.

Dann kam Sassou-Nguesso auf die Umwelt zu sprechen. In den sumpfigen Böden des Nordens sind rund 30 Milliarden Tonnen Kohlenstoff gespeichert. Sein Land wolle sich ja »in den Dienst der Menschheit« stellen, um die Torfmoore zu schützen, beteuerte der Präsident. Aber der Kongo habe auch ein »Recht auf Entwicklung«. Und die angekündigten »Kompensationen« ließen »auf sich warten«.

In anderen Worten: Entweder die Weltgemeinschaft zahle dem Kongo mehr Geld für den Umweltschutz oder er, der Präsident, lasse in dem sensiblen Ökosystem nach Öl bohren.

Sassou-Nguessos Drohung wirkte offenbar. Wenige Wochen später empfing der französische Präsident Emmanuel Macron den Kongolesen in Paris. Die beiden Staatschefs unterzeichneten eine Absichtserklärung, die dem Kongo rund 60 Millionen Euro europäische Hilfsgelder in Aussicht stellte, darunter Mittel des Bundesumweltministeriums. Mit dem Geld sollen unter anderem die Folgen der Ölförderung für die Torfmoore »reduziert« werden. Sassou-Nguesso verspricht im Gegenzug, das Ökosystem zu schützen.

Eine Win-win-Situation, könnte man meinen, doch die Sache hat einen Haken: Den vermeintlichen Sensationsfund hat es so wohl nicht gegeben. Wie es aussieht, hat sich Europa täuschen lassen.

Der SPIEGEL hat gemeinsam mit dem europäischen Investigativnetzwerk EIC und der Nichtregierungsorganisation Global Witness interne Unterlagen ausgewertet; Reporter des SPIEGEL und des französischen Investigativportals Mediapart haben in Paris und der kongolesischen Hauptstadt Brazzaville zudem mit zahlreichen Insidern gesprochen. Die Recher-

chen legen nahe, dass es sich bei dem angeblichen Ölfund im Ngoki-Block um einen Bluff, mindestens aber um eine groteske Übertreibung handelt.

Experten von Konzernen wie Total oder Shell haben das Ölvorkommen an dieser Stelle bereits vor Jahren geprüft und eine Ausbeutung mangels Wirtschaftlichkeit verworfen. Dass nun eine kaum erfahrene Firma alle bisherigen Ergebnisse komplett widerlegt, ist kaum zu glauben. Zumal deren Explorationsarbeiten nach nur einer Probebohrung abgebrochen wurden. Nach Ansicht von Fachleuten reicht eine Bohrung aber nicht aus, um die Qualität eines Ölreservoirs seriös zu bestimmen.

Hat Präsident Sassou-Nguesso den Westen also genarrt, um Hilfsgelder zu erschleichen?

Vieles spricht dafür. Vor der Präsidentschaftswahl im kommenden Jahr steht Sassou-Nguesso unter Druck. Zwar ist der

## Klamme Staaten hängen wie Süchtige an der Nadel der Geberländer und tun fast alles für Geld.

Kongo reich an Rohstoffen. Trotzdem hat der Staat Schulden in Milliardenhöhe angehäuft. Erst im Sommer 2019 hatte sich die Regierung in Brazzaville mit dem Internationalen Währungsfonds auf ein Kreditprogramm über knapp 400 Millionen Euro geeinigt.

Die prekäre Finanzlage hat auch mit der Selbstbedienungsmentalität des Präsidenten zu tun. Denis Sassou-Nguesso gilt als notorischer Kleptokrat. Unter seiner Herrschaft haben sich im Land Korruption und Misswirtschaft breitgemacht. Vergangenen Sommer beschlagnahmte der Zwergstaat San Marino 19 Millionen Euro von privaten Konten des Präsidenten wegen des Verdachts der Geldwäsche.

Die Präsidentenfamilie unterhält enge Beziehungen zum Chef jener Firma, die den angeblichen Ölfund verkündete: Claude Wilfrid Etoka. Der soll bei Geschäften mit der staatlichen Ölgesellschaft des Kongo übervorteilt worden sein. So steht es in französischen Ermittlungsakten.

Die Geschichte des angeblichen Ölfunds ist ein Lehrstück über die Schattenseiten der Entwicklungshilfe. Klamme Staaten hängen wie Süchtige an der Nadel ihrer Geberländer und tun fast alles, um an noch mehr Geld zu kommen. Allzu oft landen die Hilfen aber nicht beim Volk, sondern auf den Offshorekonten der herrschenden Klasse, wie jüngst eine Studie der Weltbank nahelegte.

Trotzdem geben Industrieländer weiter Millionensummen, vor allem wenn es um den Klimaschutz geht. Die Bundesregierung kündigte im vergangenen September an, ihre Hilfen für Regenwälder um 250 Millionen Euro aufzustocken. Bundeskanzlerin Angela Merkel erklärte am Rande des Uno-Klimagipfels in New York: »Es ist sehr wichtig, dass wir mit Blick auf die Erhaltung des Regenwalds auch in Afrika alle Anstrengungen fokussieren. Das ist dort genauso wichtig wie in der Amazonasregion.« Da mag sie recht haben, aber ob das Geld immer an den richtigen Stellen landet, ist fraglich – wie das Beispiel der Republik Kongo zeigt.

Das Land ist nicht zu verwechseln mit der Demokratischen Republik Kongo, dem großen Nachbarn auf der anderen Seite des gleichnamigen Flusses. Die kleinere Republik Kongo ist größter Erdölproduzent der zentralafrikanischen Wirtschaftsgemeinschaft Cemac. Bis 2014 profitierte das Land von hohen Ölpreisen auf dem Weltmarkt. Der dann einsetzende Verfall stellte die Regierung der ehemaligen französischen Kolonie vor Probleme. Gehälter von Staatsbediensteten etwa konnten nicht mehr pünktlich gezahlt werden.

Denis Sassou-Nguesso, 76 Jahre alt, regiert die Republik Kongo mit einer Unterbrechung seit 1979. Seine Prunksucht ist legendär: Einmal soll er für 114 000 Euro ein paar Schuhe aus Krokodilleleder gekauft haben. Sein Sohn Denis-Christel, Spitzname »Kiki der Ölmann«, verprasste laut Global Witness beim Shoppen in Paris und Dubai Zehntausende Euro, die wohl aus staatlichen Öleinnahmen stammten.

Während die Präsidentenfamilie im Überfluss lebt, leidet die Bevölkerung unter Armut und Massenarbeitslosigkeit. In Brazzaville ragen nur wenige Hochhäuser über die ärmlichen Viertel hinaus. Eines davon ist die Zentrale der staatlichen Ölgesellschaft SNPC: zwei versetzte Halb-



LEONARD PONGO / DER SPIEGEL



HAMILTON / REA / LAIF



WWW.LEDELTADELACUVETTE.COM

**Geschäftsmann Etoka\*, Präsident Macron mit Amtskollege Sassou-Nguesso 2017 in Paris, Ngoki-Bohranlage\*:** »Es sind Banditen«

kreise aus Glas und Stein, mit sauber gestutztem Rasen davor. Hier wird die wichtigste Machtressource des Landes verwaltet – Öl. Präsidentensohn »Kiki« amtierte bis 2018 als Vizechef der Firma.

Die SNPC war auch für die Vergabe der Schürfrechte im Ngoki-Block zuständig, wo jetzt angeblich die riesige Ölquelle gefunden wurde. Ngoki bedeutet »Krokodil« in der lokalen Lingala-Sprache; das Schürfgebiet liegt tief im Regenwald des Nordens, der bisher von der Ölindustrie noch verschont geblieben war.

Im Jahr 2006 einigte sich SNPC mit einem arabischen Geschäftsmann auf die Ausbeutung des Ngoki-Blocks. Doch dem Mann wuchs das Projekt über den Kopf. Seine Firma suchte bald nach Investoren, die bei der Erschließung einsteigen sollten.

Interne Unterlagen zeigen, dass die Ölmultis Shell und Total Interesse bekunde-

ten. Sie ließen sich etwa die Ergebnisse von seismischen Untersuchungen vorlegen und stellten eigene Berechnungen an. Doch am Ende sagten alle ab.

Der französische Total-Konzern fürchtete die »hohen Bohrkosten« und den »schwierigen Zugang« zu dem abgelegenen Gebiet. In einem Gesprächsprotokoll vom Juli 2015 ist vermerkt: »Die Vorkommen in dem Block sind zu klein.« Bei Shell klang es ganz ähnlich. Der britisch-niederländische Energiekonzern ließ im Januar 2016 wissen, am Ende habe man sich gegen das Investment entschieden, »aufgrund einer Kombination aus hohem Risiko und der bescheidenen Größe der Vorkommen«.

Die beteiligten Experten äußerten sogar die Sorge, ob überhaupt noch Öl im Ngoki-Block vorhanden sei: Die Vorkommen seien wohl schon zu Zeiten des Paläozoikums entstanden, vor mehr als 400 Millionen Jahren. Das »Hauptrisiko« sei, dass sich die Reservoirs längst auf natürliche Weise entleert hätten.

Nur ein Mann ließ sich davon nicht abschrecken: der kongolesische Unternehmer Wilfrid Etoka, 50, reichster Mann des Landes mit einem geschätzten Vermögen von einer halben Milliarde Dollar. Er stieg zunächst mit 30 Prozent ein, drängte den Araber aber bald ganz raus und wurde alleiniger Chef der Firma Pepa, die im Ngoki-Block bohren durfte.

Etoka hat einen beträchtlichen Teil seines Vermögens durch Geschäfte mit Staatsfirmen gemacht, auch der nationalen Ölgesellschaft SNPC. Dabei dürfte wohl kaum geschadet haben, dass Geschäftsmann Etoka und Präsident Sassou-Nguesso dem Mbochi-Stamm angehören. Ihre Heimat liegt nicht weit vom Ngoki-Block entfernt. Ein Neffe des Präsidenten wurde laut Global Witness zum Generaldirektor der Ölfirma Pepa bestellt, was Etoka auf Anfrage nicht bestreitet.

Die Nähe Etokas zum Präsidentenclan hat auch das Interesse französischer Ermittlungsrichter geweckt. Sie haben

\* Links: auf Werbetafel in Brazzaville; rechts unten: Foto von der Projektwebsite Ledeltadelacuvette.com.

Sassou-Nguesso wegen des Verdachts auf Korruption, Veruntreuung von Staatsgeldern und Geldwäsche im Visier.

Bei der Durchsuchung eines Pariser Autohauses fand die Polizei heraus, dass Etoka im Jahr 2012, offenbar unter dem fiktiven Namen »Pierre Etoka«, zwei Landrover für zusammen 148 000 Euro gekauft hatte. Sie vermutet, dass die SUV »im Namen der Familie Sassou-Nguesso und ihrer Verwandten« erworben wurden. Etoka bestreitet die Vorwürfe. Die Wagen seien für ihn bestimmt gewesen.

Vor anderthalb Jahren beschlagnahmten die Ermittler dann Dokumente bei der Bank BNP Paribas, die weitere verdächtige Geschäfte belegen. BNP hatte Etokas Firmen früher Kredite gewährt. Zuletzt brach sie die Geschäftsbeziehungen zu dem Mann ab – wegen des »engen Freundschaftsverhältnisses zur Ehefrau des kongolesischen Präsidenten«. Zudem seien die Gewinne von Etokas Geschäften mit der staatlichen SNPC zu hoch gewesen. Etoka dagegen behauptet, BNP hätte seine Konten aufgrund von US-Sanktionen gegen die Bank geschlossen.

Die Bande zwischen Etoka und den Sassou-Nguessos dürften erklären, warum der Unternehmer in den Ngoki-Block investierte. Ein ehemaliges hochrangiges Regierungsmitglied bezeichnete Etoka gegenüber dem SPIEGEL als »Strohmann« des Präsidenten.

Vielleicht glaubten die beiden wirklich, dass sich im Ngoki-Block Öl fördern lässt. Wahrscheinlicher aber ist, dass sie den wahren Wert des Gebiets erkannten: die Lage im zweitgrößten Regenwald der Welt, für dessen Erhalt reichere Länder bereit sind, viel Geld zu bezahlen.

Im Jahr 2015 gründeten die EU, Deutschland, Norwegen, Frankreich und Großbritannien mit sechs afrikanischen Ländern die sogenannte Zentralafrikanische Waldinitiative. Sie soll helfen, den Regenwald zu erhalten. Die Initiative bezahlt die Nehmerländer unter anderem dafür, dass sie Rodungen stoppen. Auch die 60 Millionen Euro, die Präsident Macron voriges Jahr versprach, sollen über die Waldinitiative abgewickelt werden.

Die Staaten verstärkten ihre Bemühungen, als Wissenschaftler vor einigen Jahren erstmals das Torfmoor im Kongobecken vermaßen und dabei feststellten, dass dort rund 30 Milliarden Tonnen Kohlenstoff gespeichert sind.

Sassou-Nguesso und Etoka dürfte spätestens nach der Vermessung des Torfmoors klar geworden sein, auf welchem Schatz sie da saßen. Der Ngoki-Block liegt am Rande des sensiblen Ökosystems.

Der Präsident inszenierte sich nun plötzlich als Klimaschützer. Er legte 2017 einen Umweltfonds (»Fonds bleu«) zum Schutz des Kongobeckens auf, in den andere

Länder einzahlen sollen. Deutschland beteiligt sich am Aufbau, wie das Protokoll einer Vorbereitungssitzung zeigt. Laut Umweltministerium fließen dafür 550 000 Euro.

Sassou-Nguesso habe den Umweltfonds gegründet, »um das Geld für sich zu nehmen«, behauptete das Ex-Regierungsmitglied gegenüber dem SPIEGEL. Reiche Staaten mit hohem Umweltbewusstsein seien die Zielgruppe. Der Ngoki-Block erfülle dabei den Zweck, den Druck auf Europa zu erhöhen, nach dem Motto: »Wenn ihr uns kein Geld gebt, zerstören wir den Dschungel. Es sind Banditen.«



**Moorgebiet im Kongo**  
Sensibles Ökosystem



Im Jahr 2018 schloss Etoka mit dem französischen Dienstleister SMP Drilling einen Vertrag über Explorationsarbeiten ab. Im Ngoki-Block wurde ein Bohrturm errichtet, wie Videoaufnahmen auf der Website des Projekts zeigen. Etoka habe versichert, die nötigen Mittel mithilfe des Präsidenten zu besorgen, sagte der Justizdirektor der Firma, Christian Cottenceau, gegenüber Mediapart.

Nach seinen Angaben wurde die erste Bohrung ab März 2019 durchgeführt, unter schwierigsten Umständen. Die Arbeiter hätten lange Zeit nichts zu essen und keine Unterkünfte in dem unwirtlichen Gebiet bekommen. Die Bohrung

hätte sich auch deswegen monatelang verzögert.

Als die Genehmigung am 31. Mai 2019 auslief, waren die Arbeiten noch im Gange. Machte aber nichts: Am 26. Juli erließ Präsident Sassou-Nguesso rückwirkend ein Dekret, das die Genehmigung für Ngoki »außerordentlich« um ein Jahr verlängerte.

Im August 2019 endete die Tätigkeit von SMP. Ob die Firma Öl gefunden hat und wenn ja, wie viel, will sie nicht sagen. Doch selbst wenn – es wäre noch viel zu früh gewesen, um eine Aussage über die Qualität des Ölvorkommens zu treffen. »Eine Bohrung reicht nicht aus. Sie muss durch zwei oder drei weitere Bohrungen bestätigt werden«, sagt der französische Branchenkenner Xavier Houzel.

Experten sprechen von sogenannten Produktionstests. Doch die gab es laut SMP nicht. Die Firma wurde nach eigenen Angaben nicht voll bezahlt und hat eine Klage gegen Etokas Ölgesellschaft eingereicht. Sie fordert 4,5 Millionen Euro. Ein Gericht in Brazzaville hat die vorläufige Beschlagnahme des Firmenvermögens von Etoka angeordnet. Etoka sagt dagegen auf Anfrage, er habe alle Rechnungen bezahlt.

Trotz all der Probleme verkündete der Unternehmer im August den angeblichen Riesenfund im Ngoki-Block. Bis zu 983 000 Barrel am Tag ließen sich dort produzieren, behaupteten seine Leute. Es gehe darum, die »energiepolitische Unabhängigkeit des Kongo zu stärken«, sagte Etoka.

In den vergangenen Wochen hat das EIC Fragenkataloge an alle Beteiligten geschickt. Die Zentralafrikanische Waldinitiative antwortete, ihr Geld werde von den Vereinten Nationen nach den »höchsten internationalen Standards« verwaltet. Das Bundesumweltministerium teilte mit, es unterstütze mit seinen Förderangeboten »keine Regierungsinstitutionen«. Präsident Sassou-Nguesso ließ die Frage unbeantwortet, ob er den Ölfund nur aufgebraucht habe, um an die Entwicklungshilfe zu gelangen.

Die entlarvendste Antwort kam von Wilfrid Etoka. Mit dem Recherchen konfrontiert, erklärte er, dass die maximale Fördermenge im Ngoki-Block wohl doch nur 140 000 Barrel Öl am Tag betragen werde, mithin ein Siebtel der im Sommer verkündeten Zahlen. Damit lieferte Etoka im Grunde den Beleg, dass die Meldung vom riesigen Ölfund im Ngoki-Block ein Schwindel war.

Das Projekt soll natürlich trotzdem weitergehen. Etoka unterstrich, dass es sich bei dem Ölfund nicht um »irgendeine Propaganda« handle, sondern um »verlässliche Daten, die bald durch laufende Produktionstests bestätigt werden«.

Sven Becker, Fritz Schaap  
Mail: sven.becker@spiegel.de



## »Ich lasse mich nicht über den Tisch ziehen«

**Europa** Zum Start der neuen Gespräche mit den Briten macht EU-Chefunterhändler Michel Barnier, 69, klar, wo die roten Linien verlaufen und wie weit er Boris Johnson vertraut.

**SPIEGEL:** Herr Barnier, am kommenden Montag startet der zweite Teil der Brexit-Gespräche. Werden diese Verhandlungen über das künftige Verhältnis der EU zu den Briten einfacher oder schwieriger als die über den Scheidungsvertrag, also das Austrittsabkommen?

**Barnier:** General de Gaulle hat einmal gesagt, wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Wir haben den Willen, zu einem Abschluss zu kommen. Das galt bei den Scheidungsverhandlungen, und das gilt auch jetzt. Das Problem ist, dass wir nicht viel Zeit haben. Aber ich bin optimistisch, dass es reicht, um einen soliden Sockel zu bauen.

**SPIEGEL:** Der Abschluss der Gespräche über das Austrittsabkommen musste wieder und wieder verschoben werden, am Ende erwiesen sich die Verhandlungen als deutlich zäher als gedacht. Welches Brexit-Drama erwartet uns diesmal?

**Barnier:** Was diese Verhandlung jetzt schwieriger machen könnte, ist der Zeitdruck. Nicht weil wir das wollen, sondern weil Boris Johnson die Übergangsfrist, die derzeit gilt, nicht über das Jahresende hinaus verlängern will. Das bedeutet: Am Ende des Jahres wird Großbritannien Bin-

nenmarkt und Zollunion verlassen. Bis dahin müssen wir mit einem einfachen Abkommen fertig sein, dem Sockel, von dem ich spreche. Darauf können wir in Zukunft aufbauen.

**SPIEGEL:** Die Verhandlungen könnten auch deswegen kompliziert werden, weil die große Einigkeit, die die Europäer in den vergangenen Monaten gezeigt haben, sich aufzulösen scheint. Was können Sie tun, um den Zusammenhalt zu festigen?

**Barnier:** Die Europäer bleiben zusammen. Das ist kein frommer Wunsch, sondern Realität. Soeben haben 27 Europaminister mein Verhandlungsmandat einstimmig beschlossen. Aber Einigkeit gibt es nicht einfach so. Vergangene Woche saß ich in Berlin im Kabinett mit Frau Merkel und den mit dem Brexit befassten Bundesministern zusammen, ähnliche Besuche führen mich nach Paris oder Warschau. Ich höre mir die Sorgen und Befindlichkeiten der Mitglieder an. Das schafft Vertrauen.

**SPIEGEL:** Mit Verlaub, die Bruchlinien zeichnen sich doch ab: Die Niederlande sorgen sich um ihre Häfen, Deutschland sorgt sich um die Autoindustrie und Frankreich um den Zugang seiner Fischer zu britischen Gewässern. Wie wollen Sie daraus

eine gemeinsame Verhandlungsposition der EU schmieden?

**Barnier:** Natürlich gibt es Differenzen, sie rühren aus der unterschiedlichen Entfernung zu Großbritannien her, der unterschiedlichen wirtschaftlichen Verflechtung oder dem Grad der ideologischen Nähe. Was aber alle EU-Mitglieder eint, ist das Interesse an ihrer Wirtschaft – und damit an der Integrität des Binnenmarkts.

**SPIEGEL:** Boris Johnson sagt, er strebe ein Abkommen nach dem Vorbild des Freihandelsvertrags an, den die EU mit Kanada geschlossen hat. Zuletzt drohte die britische Regierung sogar damit, die Gespräche abzubrechen, wenn hierzu bis Juni keine Klarheit herrschen sollte ...

**Barnier:** ... ich sage immer: Bleibt ruhig und verhandelt! Klar ist, dass angesichts der roten Linien, die die Briten für ihr künftiges Verhältnis zur EU gezogen haben, nur ein Freihandelsabkommen in Betracht kommt, wie wir es mit Kanada, Korea oder Japan geschlossen haben. Aber jedes Abkommen hat seine Eigenheiten, je nach Vertragspartner. Zwischen Großbritannien und Kanada gibt es beispielsweise den entscheidenden Unterschied, dass Kanada von Europa mehr als 5000 Kilometer entfernt ist, Dover aber nur 42 Kilometer von Calais. Das hat Auswirkungen, auch auf die Inhalte des Abkommens.

**SPIEGEL:** Das Handelsvolumen der EU mit den Briten übersteigt das mit den Kanadiern um ein Vielfaches, um einen weiteren Unterschied zu nennen ...

**Barnier:** ... dazu kommt: Als wir mit Kanada verhandelten, ging es darum, sich gegenseitig anzunähern, um künftig möglichst reibungslos Handel zu treiben. Mit den Briten ist es nun genau umgekehrt. Zum ersten Mal beginnen wir Handelsgespräche mit einem Partner, mit dem wir sehr eng verflochten sind, nämlich im Binnenmarkt. Wir müssen nun nicht zusammenfinden, sondern ein Stück weit das entflechten, was wir über Jahrzehnte gemeinsam aufgebaut haben. All das zeigt, Großbritannien wird ein spezieller Fall.

**SPIEGEL:** Eine wichtige Besonderheit ist die Forderung der EU, dass die Briten sich auch künftig an Regeln halten sollen, die denen der Gemeinschaft ähneln, etwa beim Arbeits- und Verbraucherschutz oder bei Beihilfen. Warum sollten sich die Briten darauf einlassen?

**Barnier:** Die EU und die Briten wollen künftig möglichst reibungslos Handel treiben. Null Zölle, null Tarife, das ist unser Angebot. Dafür brauchen wir fairen Wettbewerb, also auf beiden Seiten Regeln und Gesetze, die zusammenpassen. Die Briten können sich als souveräne Nation dafür entscheiden, dass bestimmte EU-Regeln weiter gelten. Ich würde das begrüßen, weil es gute Regeln sind. Aber sie können das gleiche Ergebnis – faire Wettbewerbs-

bedingungen – natürlich auch mit eigenen Gesetzen herstellen.

**SPIEGEL:** Noch mal: Ist es nicht gerade der Sinn des Brexits, der Kern des Projekts, sich von den EU-Regeln zu befreien?

**Barnier:** Das ist das gute Recht der Briten. Der Zugang zu unserem Binnenmarkt mit mehr als 440 Millionen Menschen wird aber künftig proportional davon abhängen, inwieweit es zwischen beiden Seiten fairen Wettbewerb gibt. Genauso haben wir es mit den Briten erst vor wenigen Monaten in der politischen Erklärung beschlossen. Daran war auch Boris Johnson beteiligt. Niemand kann von dieser Position der EU ernsthaft überrascht sein.

**SPIEGEL:** In einer Rede wies der britische Premier Johnson zuletzt darauf hin, dass Frankreich zweimal so viel Geld für staatliche Beihilfen ausgibt wie Großbritannien und Deutschland sogar dreimal so viel. Woher nehmen Sie die Gewissheit, dass die Briten die EU-Regeln nach Wildwestmanier unterbieten wollen?

**Barnier:** Natürlich vergeben Franzosen und Deutsche staatliche Beihilfen, aber im Rahmen der gemeinsamen Regeln, die die EU setzt. Darum geht es: um fairen Wettbewerb. Ich versichere Ihnen, ich höre mir genau an, was Boris Johnson und andere Politiker in Großbritannien so sagen. Die Idee eines »Singapur an der Themse«, also einer wenig regulierten Konkurrenz vor unseren Küsten, stammt ja nicht von mir. Keine Frage, es ist das gute Recht der Briten, diesen Weg zu gehen. Klar ist aber auch, dass der Zugang zum Binnenmarkt davon abhängt, ob und inwieweit wir in bestimmten Feldern auf einem vergleichbaren Regelniveau bleiben.

**SPIEGEL:** EU-Kommissionschefin Ursula von der Leyen plant derzeit zahlreiche neue Umweltgesetze, gerade in der Klimapolitik. Erwarten Sie, dass sich die Briten künftig ebenfalls daran halten?

**Barnier:** Darüber werden wir reden müssen. Aber ich mache mir da keine allzu großen Sorgen. Wer die Briten kennt, weiß, dass sie im Kampf gegen den Klimawandel fortschrittlicher sind als so mancher EU-Mitgliedstaat. Wenn wir nun auch in der EU ambitionierter werden, ergänzt sich das gut. Moderner Handel sollte nachhaltiger Handel sein. Ich bin mir sicher, die Briten wollen einen Freihandelsvertrag, der Qualität liefert – in der Umwelt-, aber auch in der Sozialpolitik und bei den Beihilfen.

**SPIEGEL:** Wenn wir Ihnen so zuhören, Herr Barnier, dann haben wir den Eindruck, dass die EU mitunter sehr ängstlich auf das Großbritannien blickt, das nach dem Brexit entstehen könnte. Muss der größte Handelsblock der Welt ein »Singapur an der Themse« wirklich fürchten – oder sollte die EU den neuen Wettbewerber nicht selbst-



**Projektion an den Kreidelfelsen von Dover**  
»Eine persönliche Verletzung«

bewusst annehmen und ihrerseits ein bisschen dynamischer werden?

**Barnier:** Wir sind nicht ängstlich, aber wir sind auch nicht naiv. Wenn es um den Binnenmarkt geht, gibt es keine Kompromisse. Der Binnenmarkt ist heute und in absehbarer Zukunft das wichtigste gemeinsame Gut der 27 EU-Mitglieder. Der Binnenmarkt ist der entscheidende Grund, warum Donald Trump uns respektiert. Der Binnenmarkt ist der Grund, warum Chinas Präsident Xi Jinping die EU ernst nimmt – und, bislang jedenfalls, nicht unsere Außen- oder Verteidigungspolitik.

**SPIEGEL:** Für den Erfolg von Verhandlungen ist gegenseitiges Vertrauen besonders wichtig. Wie steht es darum bei Ihnen und Boris Johnson? Wie kommen Sie mit diesem Typen zurecht, der sich wie Donald Trump ähnlich einem Schulhof-Rowdy verhält?

**Barnier:** Wir sind beide Politiker. Auf dieser Grundlage verstehen und respektieren wir uns. Ich bewundere die unglaublichen Energiereserven, die er in Verhandlungen abrufen kann. Johnson ist sehr clever, aber er weiß auch, dass ich das Geschäft nicht erst seit gestern mache und mich nicht über den Tisch ziehen lasse.

**SPIEGEL:** Dennoch gibt es bereits Anzeichen dafür, dass die britische Regierung genau das versucht. Premier Johnson, so heißt es in London, lasse Alternativen zu den Kontrollen auf der britischen See prüfen, die für britische Güter gelten sollen, die nach Nordirland eingeführt werden und zu denen sich die Briten vor wenigen Monaten in Brüssel verpflichtet haben.

**Barnier:** Wenn wir ein Abkommen über unser zukünftiges Verhältnis abschließen wollen, brauchen wir von Anfang an Vertrauen und Respekt. Das sollte man nicht unterschätzen. In Irland geht es nicht nur

um Kontrollen bestimmter Güter oder Tiere, wie es sie übrigens zum Teil schon vor dem Brexit gab. Dort steht viel mehr auf dem Spiel. Es geht um Frieden und Stabilität auf der irischen Insel. Dafür sind die EU, die britische und die irische Regierung gemeinsam verantwortlich.

**SPIEGEL:** Johnson will seinen Wählern zeigen, dass der Brexit ohne große Zumutungen ein Erfolg wird. Muss die EU umgekehrt das Gegenteil beweisen, also für den Misserfolg des Brexits sorgen, und sei es nur, um Populisten abzuschrecken, die gleichfalls vom Ausstieg aus der EU träumen?

**Barnier:** Nein. Ich kenne dieses Argument, aber so werde ich nie an diese Verhandlungen herangehen.

**SPIEGEL:** Aber was passiert, wenn die britische Wirtschaft, womöglich angeheizt von Konjunkturspritzen nach dem Vorbild Trumps und der USA, künftig stärker wächst als die der Eurozone? Wäre das nicht Wasser auf die Mühlen all jener, die den Briten nacheifern wollen?

**Barnier:** Das glaube ich nicht. Ich drücke dem Vereinigten Königreich den Daumen für seine Zukunft. Rechtspopulisten in der EU graben wir nicht dadurch das Wasser ab, dass wir den Briten keinen Erfolg gönnen, sondern indem wir in der EU die richtigen Lehren aus dem Brexit ziehen. Und es gibt durchaus Antworten.

**SPIEGEL:** Bitte schön, erklären Sie uns: Warum haben 52 Prozent der Briten gegen den Verbleib in der EU gestimmt?

**Barnier:** Dabei spielten sicher spezielle britische Gründe eine Rolle. Aber es gab auch eine Stimmung, die man so ähnlich in vielen EU-Ländern spürt: Die Menschen fühlen sich nicht ausreichend geschützt, in manchen Regionen haben sie keine Perspektiven, sie werden wütend. Denken Sie an die Gelbwesten in Frankreich. Ich glaube zudem, dass die Briten vor gut 30 Jahren, anders als die Deutschen, einen Fehler gemacht haben, als sie die klassische Industrie weitgehend abschrieben und alles auf Dienstleistungen setzten. Ohne Industrie geht es nicht.

**SPIEGEL:** Manchmal, so scheint es uns, schwingt bei Ihnen ein wenig Bitterkeit mit, wenn Sie über den Austritt der Briten sprechen. Was haben Sie empfunden, als der Brexit nun Ende Januar tatsächlich stattgefunden hat?

**Barnier:** Für mich war das wie eine persönliche Verletzung. Die erste Stimme, die ich jemals bei einer Wahl abgegeben habe, war ausgerechnet eine für den Beitritt Großbritanniens zur Europäischen Gemeinschaft. Dazu gab es 1972 in Frankreich ein Referendum. Ich habe mich für die Aufnahme der Briten eingesetzt – und ich hatte nie Grund, es zu bereuen.

Interview: Markus Becker, Peter Müller

# Sehnsucht nach Süden

Vom Donaudelta bis Sizilien:  
Sechs Ziele, die uns magisch anziehen.  
Das **Reise-Spezial** ab 5.3. gratis in der ZEIT



**Z**  
Ein Reise-Spezial  
ZEIT ZUM ENTDECKEN

**DIE ZEIT**  
WOCHENZEITUNG FÜR POLITIK WIRTSCHAFT WISSEN UND KULTUR

# Tut was!

**Essay** Hunderttausende Flüchtlinge sitzen an der Mauer zwischen der Türkei und Syrien fest. Der Westen muss Diktator Assad stoppen.

**W**ir hassen unser Land nicht, aber wenn wir bleiben, werden wir getötet.« Das sagte mir ein Demonstrant in Idlib, im Nordwesten Syriens, vor Kurzem am Telefon. Er war einer von Hunderten Zivilisten, die sich jüngst an der türkischen Grenze zu einer Kundgebung eingefunden hatten, um die Welt zu bewegen, sie zu erhören.

Auslöser der Proteste war die verstärkte Militäroffensive durch das Regime von Syriens Diktator Baschar al-Assad und seinem wichtigsten Unterstützer, Russland, auf die letzten syrischen Gebiete, die von der Opposition kontrolliert werden.

Das sind der Großteil der Provinz Idlib, Teile Aleppos und Latakias – ein Territorium, das von Tag zu Tag schrumpft. Durch die Offensive sind die mehr als drei Millionen Menschen, die dort leben, in Gefahr. Das Regime und Russland greifen unentwegt aus der Luft an, setzen dabei auch Streumunition ein.

Assad und der russische Präsident Wladimir Putin greifen nicht nur an der eigentlichen Front an – sie attackieren auch Krankenhäuser und Rettungssanitäter, Schulen, Märkte und Wohngebiete. Den Vereinten Nationen zufolge haben seit Dezember rund 900 000 Menschen die Flucht ergriffen – zusätzlich zu den 400 000, die seit April 2019 bereits vertrieben worden sind. Mehr als 1700 Zivilisten sind seit vergangenem April ums Leben gekommen. Manche Beobachter vor Ort glauben, dass die tatsächliche Zahl sehr viel höher liegt.

Wieder und wieder fliehen zu müssen ist für die meisten Menschen in dieser dicht besiedelten Gegend zur Normalität geworden. In Idlib haben mehr als eine Million Vertriebene aus verschiedenen Regionen Syriens Zuflucht gefunden. Alle hier stehen jetzt vor demselben Problem: dass es keine sichere Gegend in Syrien mehr gibt.

Da die Weltgemeinschaft ihrem Leiden gleichgültig zusieht, haben Zivilisten im Großraum Idlib zu dem Marsch an die türkische Grenze aufgerufen. Mit dieser Aktion wollen sie der Türkei und westlichen Ländern deutlich machen, was ihnen droht. Wenn die ihrer Verantwortung, den Massenmord in Idlib zu stoppen, nicht endlich nachkommen, werden zahllose Flüchtlinge versuchen, zu ihnen zu drängen.

Die Situation in Idlib ist dramatischer denn je. Schon in den vergan-

genen Jahren war das Leben hier von Unsicherheit geprägt, gab es Angriffe. Dennoch wollten viele, anders als in Europa oft angenommen, nicht von hier weg.

Viele Syrer haben sich jahrelang geweigert, Idlib zu verlassen, selbst als es noch vergleichsweise einfach und erschwinglich war, über die Türkei nach Europa zu gelangen. So auch meine Familie aus der Stadt Atarib im ländlichen Raum von Aleppo.

Jahrelang hatte ich sie beknielt, zu ihrer eigenen Sicherheit in die Türkei zu ziehen – aber das stieß bei meinen Eltern und drei meiner Schwestern auf taube Ohren. Trotz meiner inständigen Bitten waren sie entschlossen zu bleiben. Sie beharrten darauf: »Hier ist unser Zuhause.«

Erst vergangene Woche führten wir diese Auseinandersetzung noch einmal per Telefon, als klar war, dass das Regime auf meine Heimatstadt vorrückte. Meine Verwandten weigerten sich immer noch. Aber die massiven und wahllosen Angriffe zwangen sie Stunden später, mitten in der Nacht um ihr Leben zu rennen.

Atarib ist nun zu einer Geisterstadt geworden, die Einwohner hatten keine andere Wahl, als zu fliehen. Unter den Vertriebenen ist auch eine Familie, die bei meinen Eltern Unterschlupf gefunden hatte: nach ihrer Flucht aus Ost-Ghuta, einem Vorort von Damaskus, der im Frühjahr 2018 auf ähnlich dramatische Art vom Assad-Regime zurückerobert wurde. Wie viele andere flohen sie von einem Ort zum anderen, weil es kaum noch Schutz gibt. Doch wohin sollen sie jetzt noch?

Wegen der Menschenrechtsverbrechen, die das Regime in vormaligen Oppositionsgebieten verübt, fällt es den Menschen schwer, etwaigen Versprechen oder Abkommen, die ihren Schutz garantieren sollen, zu trauen. »Hast du die Videos gesehen, in denen Assads Milizen in den Gegendern, wo sie jetzt gerade vorgerückt sind, die Gräber schänden? Wenn sie schon die Toten terrorisieren, was soll dann diejenigen erwarten, die ihren letzten Atemzug noch nicht getan haben?«, fragte mich der Mitarbeiter einer Gesundheitsbehörde vor wenigen Tagen.

Was die Lage noch schlimmer macht: Es gibt keine Lager, die dafür gerüstet wären, eine große Anzahl von Menschen aufzunehmen. Die bestehenden Camps sind bereits überfüllt, und wegen der Kämpfe dringt die ohnehin knappe humanitäre Hilfe kaum noch durch. Was dazu führt, dass Tausende unter freiem Himmel in Olivenhainen schlafen, ohne Schutz, ohne Zugang zu Wasser oder medizinischer Versorgung. Täglich sterben Babys und Kleinkinder, weil sie der schneidenden Kälte ausgesetzt sind.

Trotz dieser humanitären Katastrophe schier unglaublichen Ausmaßes hat die Welt kaum etwas unternommen, um Russland oder das syrische Regime zu bewegen, die Kampfhandlungen einzustellen und die systematische Tötung von Zivilisten.

Fast alle, mit denen ich in Idlib spreche, erzählen mir von ihrer wachsenden Wut, Enttäuschung, ja Verbitterung, was die internationale Gemeinschaft, ihre Versprechen und ihre Untätigkeit angeht. Die Welt erlaubt es dem Regime, Verbrechen gegen die Menschlichkeit zu begehen, ohne dafür zur Rechenschaft gezogen zu werden.

»Assad ist damit davongekommen, dass er Chemiewaffen eingesetzt, eine halbe Million Menschen getötet und die Hälfte der Syrer vertrieben hat«, sagte mir ein 43 Jahre alter Lehrer, der jüngst aus Atarib geflohen ist. »Deswegen denkt er noch nicht einmal darüber nach, ob sein Angriff auf Idlib irgendwelche Folgen nach



**Haid**, 36, stammt aus der Stadt Atarib im Nordwesten Syriens. Der Konfliktforscher hat für das Uno-Flüchtlingshilfswerk in Damaskus gearbeitet, ehe er 2012 selbst vor dem Krieg floh. Nach einer Station bei der Heinrich-Böll-Stiftung in Beirut arbeitet er heute als Senior Fellow für Chatham House, die renommierte britische Denkfabrik in London.



MUHAMMED SAID / ANADOLU AGENCY / GETTY IMAGES

Zivilisten im zerstörten Idlib

sich ziehen könnte. Er weiß einfach, dass dies nicht geschehen wird.«

Die Eingeschlossenen in dieser letzten Enklave sind sich bewusst, dass der Westen sich so sehr vor weiteren Flüchtlingen fürchtet, dass er lieber wegschaut – egal was Assad in Syrien anrichtet.

»Wenn der Westen nur darauf aus ist, uns innerhalb Syriens zu halten, ungeschützt und egal wie gefährlich das für uns ist, werden wir ihm unser Leid auf eine Art und Weise vor Augen führen, die er versteht«, ist eine Drohung, die ich in meinen täglichen Gesprächen mit Syrern oft höre.

**S**o entstand auch das Motto des Protestmarsches: »Von Idlib nach Berlin«. Es geht nicht darum, illegal in großer Zahl in die Türkei zu gelangen – zumindest jetzt noch nicht –, sondern darum darzustellen, wie dringend Schutz und sichere Zufluchtsorte gebraucht werden.

Das klingt vielleicht widersprüchlich, aber man muss sich die Verzweiflung vergegenwärtigen. Die Türken sind im Moment die einzige Hoffnung der Menschen in Idlib, weil sich der türkische Präsident Recep Tayyip Erdoğan gegen Assad stellt.

Gleichzeitig sollen türkische Soldaten ohne Vorwarnung auf Menschen schießen, die versuchen, über die Grenze zu kommen. Ein junger Journalist, der es nicht überleben würde, Assads Soldaten in die Hände zu fallen, sagte mir unlängst wütend: »Als ob es nicht genug wäre, vom Regime beschossen zu werden, feuern die türkischen Soldaten von der anderen Seite, sobald jemand versucht, dorthin zu flüchten.«

So hoffen die Organisatoren der Kampagne »Von Idlib nach Berlin«, dass sie die internationale Gemeinschaft

aufrütteln, sodass diese endlich ihrer Verantwortung gerecht wird.

Was heißt das? Das stärkste Mittel wäre militärische Abschreckung, um die Attacken zu stoppen. Die Nato, eine Uno-Friedensmission, irgendeine Macht müsste der Türkei jetzt sofort militärisch beistehen. Deren Truppen sind ja da, aber allein wagen sie es nicht, Assad und Putin ernsthaft herauszufordern, schaffen es nicht.

Vielleicht würde es auch schon genügen, wenn etwa die Nato zumindest symbolisch Präsenz demonstrieren würde. Irgendetwas, mehr als das völlige Nichtstun.

»Sie sollen wenigstens zeigen, dass sie es versucht haben«, sagte mir ein Retter, den ich in einem der Dörfer erreichte. »Dass sie mehr tun, als nur diese immer gleichen Statements abzugeben!« Es ist nicht viel, was die Menschen fordern: »Wir hoffen, die Angriffe werden eingestellt! Selbst wenn es darauf hinausläuft, dass wir in einem endlosen Albtraum gefangen bleiben, aus dem kein Ausweg sichtbar ist«, sagte Waleed al-Ahmed, ein humanitärer Helfer in Idlib.

Die Ironie der Situation ist, dass eine ungehinderte Fortsetzung der Angriffe genau das erreichen könnte, was der Westen fürchtet: eine Massenflucht in die Türkei – und von dort aus weiter. Die Menschen, die in Idlib feststecken, sind in ihrer Not davon überzeugt, keine andere Wahl mehr zu haben als die Flucht – selbst wenn das heißt, die Mauer, den Stacheldraht an der türkischen Grenze, die Soldaten mit Schießbefehl zu überwinden.

Ahmed Khalid Hassoun, einer der Organisatoren der Kampagne, sagte mir: »Wenn man alles verliert, vor allem die Hoffnung, ist die einzige Möglichkeit, alles aufs Spiel zu setzen – auch das eigene Leben und das der Familie. Um ein besseres, sichereres, würdigeres Leben zu haben. Oder dabei zu sterben, dass man es wenigstens versucht.« ■

# Jeremy macht weiter

**Israel** Zum dritten Mal innerhalb eines Jahres wählt das Volk einen Premier. Unterwegs mit einem Politiker, der das Land noch weiter nach rechts drängen möchte.

**V**or einem Jahr standen wir schon einmal hier, in Beit Schemesch. Es ist wieder dunkel und kühl wie damals, und auch sonst hat sich nicht viel verändert. Jeremy Saltans Rechtsbündnis Yamina steht in den Wahlumfragen bei acht Parlamentssitzen. Seine Mutter ist wieder gekommen. Der Premierminister muss vielleicht ins Gefängnis. Es scheint immer noch keine Regierungsmehrheiten zu geben, aber Saltan hat eine neue Krawatte.

Er wurde ganz in der Nähe groß, zwei Straßenecken weiter. Seine Mutter wohnt da immer noch. Ihr Sohn ist seit sechs Stunden hier, um für Yamina eine Wahlkampfveranstaltung zu organisieren. Es ist die dritte Parlamentswahl in einem Jahr. Das Werben wird nicht einfacher.

Jeremy Saltan hat einen Saal gemietet und einen DJ, er hat Snacks gekauft, seine Poster aufgestellt, er hat über die sozialen Medien Einladungen an Freunde und Verwandte geschickt. Seine Mutter hat ihm geholfen. Sie steht vor der Tür und begrüßt jeden Gast einzeln. Sie heißt Anne, ist 61 Jahre alt und stammt ursprünglich aus Skokie, dem jüdisch geprägten Vorort von Chicago, und wer die Zusammenhänge nicht kennt, könnte denken, sie sei die Wahlkampfmanagerin.

»Die Zimmermanns kommen nicht, Jeremy«, sagt sie. »Sie haben eine Hochzeit. Ist Rina Hollaender da?« – »Noch nicht«, sagt ihr Sohn.

Um acht Uhr soll die Wahlkampfveranstaltung beginnen, jetzt ist es fünf vor acht, und im Saal sitzen sechs Leute. Zusammen mit Saltan wird heute Abend auch der Yamina-Spitzenkandidat in Beit Schemesch auftreten, Naftali Bennett, Millionär, Verteidigungsminister, einer der bekanntesten Politiker des Landes. »Es kommen sowieso nur die Leute, die noch nicht wissen, wen sie wählen sollen, Mom. Insofern ist es ein gutes Zeichen, wenn wenig da sind«, sagt Saltan. Er sieht müde aus.

Sein Bündnis strebt eine Koalition mit dem rechten Likud-Block von Premier-

minister Benjamin »Bibi« Netanyahu an. Es vertritt die Interessen der Siedler, will das Rechtssystem reformieren und die besetzten Gebiete im Westjordanland anektieren. Die Yamina-Leute wollten Netanyahu nach rechts drängen, sagen sie. Aber im vergangenen Jahr schien es eher so, als würden sie von ihm durch die Gegend geschleift.

Die Wahl am 2. März ist wie die beiden Wahlen zuvor vor allem eine Abstimmung über Netanyahus Schicksal. Der Ministerpräsident inszeniert sich als Staatsmann. Im Januar stand er an der Seite von US-Präsident Donald Trump in Washington, als dieser seinen »Deal des Jahrhunderts« präsentierte.

181 Seiten ist das Dokument lang, es sieht Tunnel und Brücken zwischen dem Westjordanland und dem Gazastreifen vor, einen lebensfähigen Staat Palästina aber nicht.

Bislang war Netanyahu nicht in der Lage, eine Regierung zu formen. Aber auch sein Herausforderer Benny Gantz von dem Mitte-Bündnis Blau-Weiß hat keine Mehrheit. Die eine Hälfte der vielen israelischen Parteien will Bibi loswerden, die andere folgt ihm.

Beim zweiten Anlauf im vergangenen Herbst machte Saltan Wahlkampf an der Seite von Naftali Bennett. »Die Leute sind echt müde«, sagte er schon damals. Yamina bekam sieben Sitze, aber es gab wieder keine Regierungsmehrheit. Wenigstens wurde Bennett Verteidigungsminister. Übergangsweise. Alles in der israelischen Politik wirkt mittlerweile provisorisch.

Unmittelbar nach der Wahl, am 17. März, muss sich Netanyahu wegen Betrug, Bestechlichkeit und Untreue vor Gericht verantworten. Noch eine Abstimmung über Bibi. Auch die dürfte sich hinziehen. Die Zeugenliste hat 333 Namen.

Eigentlich war die Wahl für den 10. März geplant, aber da ist Purim, der fröhlichste jüdische Feiertag. Das passte nicht, das konnte man niemandem mehr zumuten. Das israelische Volk ist erschöpft.



»Schön, dass Sie gekommen sind«, sagt Saltans Mutter zu einem jungen Mann. »Ich bin ja auch siebenmal angerufen worden«, sagt der Mann und nickt ihrem Sohn zu.

Im Saal sitzen inzwischen 50 Leute. Es ist halb neun. Fünf Minuten später beginnt Jeremy Saltan mit dem Warm-up. Saltan sagt, dass er beim letzten Mal mit Ayelet Shaked hier gewesen sei, der ehemaligen Justizministerin, die gern auch die künftige Justizministerin werden würde. Er habe damals, anschließend an ihren Wahlkampfauftritt, noch Fragen der Bürger seiner Heimatstadt beantwortet, bis weit nach Mitternacht sei das gegangen. Das wolle er heute wieder so halten. Er sei für sie da.

Jemand gibt Zeichen, dass sich Naftali Bennett dem Gebäude nähere. Der Star. Der Yamina-DJ spielt den Jingle der Partei. Es ist die Melodie des Liedes »Bella Ciao«. Laut einer Legende ein Klagelied der italienischen Reisepflückerinnen gegen ihre



JONAS OPPERSKALSKI / DER SPIEGEL

**Yamina-Politiker Saltan nahe Jerusalem:** »Die Leute sind echt müde«

unwürdigen Arbeitsbedingungen, das später zur antifaschistischen Partisanenhymne wurde. Hannes Wader sang sie, Tom Waits, jetzt spielen sie die Melodie für Nafali Bennett, der vor ein paar Tagen die Leiche eines mutmaßlichen Dschihadisten mit einer Planierraupe an der Grenze zum Gazastreifen holen ließ, um sie in den Verhandlungen um gefallene israelische Soldaten zu benutzen.

Im italienischen Text heißt es: »Partisanen, kommt, nehmt mich mit euch/ Denn ich fühle, der Tod ist nah«. Die israelischen Zeilen gehen so: »Von Gaza ... zum Jordantal/ Wir kehren heim und wählen Yamina/ Wir geben ihr unsere ganze Seele«.

Verteidigungsminister Bennett redet von dem Kraken Iran. Er redet auf jedem Wahlkampfstopp von dem Kraken Iran. In israelischen Wohnzimmern, Turnhallen, Synagogen.

Seine Krakengeschichte besagt, dass Israel in der Vergangenheit immer nur

Tentakel bekämpft habe: die Hamas in Gaza, die Hisbollah im Libanon. Der Kopf sitze in Iran. Gemeinsam mit seinen Freunden in den USA Sorge er dafür, dass der Kopf des Kraken attackiert wird. Trumps Deal ist Bennett allerdings nicht radikal genug. Es kommt ihm zu oft der palästinensische Staat vor und zu selten die israelische Souveränität.

Bennett entdeckt einen ehemaligen Mitarbeiter seiner Hightechfirma im Publikum und erzählt, wie sie das Unternehmen für 145 Millionen Dollar verkauft hätten. Applaus. Fassungsloses Lächeln.

Bennett sagt, dass er jede Art von wirtschaftlichen Monopolen brechen und die Macht der Gewerkschaften schwächen werde, und bittet die anwesenden Jugendlichen im Saal, nicht Jura zu studieren wie er, sondern Mathematik.

»Unsere Feinde leben vom Öl. Wir aber leben von Technologie, von unseren Talenten. Das Öl geht irgendwann zu Ende und damit die Macht unserer Feinde«,

sagt er. Sein Programm in drei Sätzen sei: Wir sichern unsere Grenzen. Wir geben keinen Zentimeter Land an die Araber ab. Wir schaffen ein wirtschaftlich starkes Land.

Als er geht, leert sich der Saal sofort. Saltan bietet noch einmal an, einzelne Fragen zu beantworten wie beim letzten Mal. Aber es gibt keine mehr. Die Leute haben wohl das Gefühl, alles gehört zu haben.

Ein paar Tage zuvor hat Saltan im Wohnzimmer seines Hauses in Mewaseret Zion erläutert, wie sie die müden Israelis zur Wahl bringen. Seelenfänger müssten am Wahltag vor den Lokalen stehen, den Leuten in die Augen schauen und sie daran erinnern, Yamina zu wählen. Saltan saß im hellen Wohnzimmer zwischen den Spielsachen seiner drei Kinder und den Torabänden. Er wirkte gut gelaunt. Ein bisschen wie ein Missionar.

Wie sein Chef Bennett trägt Saltan auch bei der Arbeit Kippa. Wie Bennett ist er



Netanyahu-Wahlplakat in Jerusalem: Die Zeugenliste hat 333 Namen

Sohn säkularer amerikanischer Juden. Bennetts Eltern stammen aus Kalifornien, wo der Vater in der Bürgerrechtsbewegung aktiv war, er hat Sit-ins in einem Hotel in San Francisco veranstaltet, weil dort Schwarze keinen Zutritt hatten.

Irgendwann wurde er religiös, seine Energie floss in die Erhaltung des Staates Israel. Saltans Vater war ein Ingenieur aus Chicago, der in Buenos Aires geboren wurde und nie eine richtige Heimat hatte, bevor er israelischen Boden betrat.

Jeremy Saltan kam in Israel an, als er elf war. Er wurde gehänselt und verprügelt, weil er nicht gut Hebräisch sprach. Als er sich beim Direktor beschwerte, sagte der ihm: Du musst zurückschlagen, um ein Israeli zu werden.

Mit 15 Jahren machte er seinen ersten Wahlkampf. Er verteilte Aufkleber für Benny Begin, den Sohn des früheren Ministerpräsidenten, der eine rechte Partei mitgegründet hatte, weil er sich über die Osloer Abkommen ärgerte.

»Der Grund, warum wir hier sind und nicht in Uganda, ist, dass hier unsere Geschichte liegt«, sagt Saltan. Er ist Mitte dreißig, hat zehn Jahre lang einen Comedy-Klub in Jerusalem betrieben und führt heute einen populären Politikblog, ist aber auf einem sehr alten Weg. Dort scheinen inzwischen die meisten israelischen Politiker zu wandeln.

An einem Abend in Tel Aviv kommen die Kandidaten aller großen Parteien nacheinander in ein kleines Studio von Keep Olim, einer gemeinnützigen Organisation für Neuankömmlinge, um über Facebook Wählerfragen zu beantworten. In drei Stunden erlebt man das gesamte Parteienspektrum.

Ein ukrainischer Jude aus Kriwoi Rog, der für die Partei Israel Beitenu in der Knesset sitzt, will vor allem beweisen, dass sie nicht nur die Interessen ehemaliger Sowjetbürger vertreten.

Die Likud-Vertreterin ist Veganerin, setzt sich für die Legalisierung von Cannabis und für Tierschutz ein. Und verteidigt Netanyahu.

Die Kandidatin von Blau-Weiß ist Tochter eines kanadischen Bürgerrechtlers, hat vier Kinder und sagt, sie könnten nicht mit den arabischen Parteien zusammenarbeiten, weil diese den jüdischen Staat nicht anerkennen. Jeremy Saltan redet über die Annexion des Jordantals.

Alle scheinen im Grunde dasselbe zu wollen. Wenn man nach drei Stunden nach Hause geht, weiß man nur noch, dass die Kandidaten ihr Land lieben, besser, stärker und strahlender machen und gegen jeden Feind verteidigen wollen. Und natürlich geht es immer um Benjamin Netanyahu. Ob es ein Leben nach ihm gibt. Ohne ihn.

In den letzten Tagen vor der Wahl steigen die Werte für Netanyahu und seinen Likud wieder. Die Analysten streiten sich, woran es liegt. Vielleicht am Coronavirus. Vielleicht daran, dass aus Gaza wieder mehrere Dutzend Raketen nach Israel flogen, nachdem die israelische Armee einen Dschihadisten getötet hatte. Vielleicht daran, dass sich Netanyahu in Hebron zeigte. Vielleicht daran, dass Bernie Sanders im amerikanischen Wahlkampf ankündigte, die US-Botschaft womöglich wieder aus Jerusalem abzuziehen, sollte er die Wahl gewinnen. Wahrscheinlich ist es von allem ein bisschen.

Die Leute schließen sich um den kranken König zusammen. Parlamentarische

Mehrheiten allerdings sind nicht zu erkennen. Manche reden schon von vierten Wahlen. Manche sagen, dass der ewig wankelmütige Avigdor Lieberman von Israel Beitenu sich diesmal für Benny Gantz entscheiden werde. Gegen Netanyahu hat er sich bereits entschieden. Wahrscheinlich.

An einem der letzten Abende vor der dritten Wahl erklärt Jeremy Saltan in einem Wohnzimmer in Naharija sein Verhältnis zu Bibi. Naharija ist eine Küstenstadt im Norden des Landes, dicht an der Grenze zum Libanon. Im Wohnzimmer sitzen etwa 20 Leute. Keiner ist jünger als 65. Die meisten waren schon bei Saltans vorigem Besuch vor einem Jahr hier. Die Fragen sind dieselben geblieben.

Alle haben Angst vor einer weiteren Wahl. Ein Mann, der ursprünglich aus England stammt, fragt, wie jemand ein Land führen könne, der unter Anklage stehe.

»Ich hätte es auch gut gefunden, wenn Netanyahu zurückgetreten wäre«, sagt Jeremy Saltan. »Aber Bibi hat die überwältigende Unterstützung seiner Partei.«

Er habe, sagt Saltan, bei seinen Wahlkampfauftritten den Wunsch der Leute gespürt, dass Naftali Bennett, sein Parteichef, das Land übernimmt. Aber erst dann, wenn Netanyahu nicht mehr da sei. Selbst seine Freunde bei den Linken und in der Mitte glaubten nicht mehr daran, Netanyahu schlagen zu können.

Die meisten Herausforderer, die jetzt antreten, haben unter Netanyahu gedient. Sie waren seine Minister, seine Stabs- und Bürochefs, seine Generäle. Jeder kennt jeden.

Bei einer Fernsehdebatte mit sieben Parteien schrien sich die Teilnehmer an, aber als die Kameras ausgingen, machten sie Witze und Selfies miteinander. Sie wirkten wie Geschäftsleute. Das ist manchmal lustig und beruhigend. Und oft ermüdend.

Auch an diesem Abend in diesem Wohnzimmer gelingt es Saltan nicht, die Ausweglosigkeit zu vertreiben. Sie scheint eher zuzunehmen, je länger er redet.

Nach zwei Stunden geht ein pensionierter Professor, der erklärt hat, dass er seine Miete nicht mehr bezahlen könne, obwohl er Sprachunterricht gebe. Er wird wohl nicht mehr wählen. »Bitte geht wählen«, ruft Saltan. »Ich würde mich freuen, wenn ihr für uns stimmt. Aber noch schlimmer, als nicht für uns zu stimmen, ist, gar nicht zu stimmen.«

Er redet in einem Schlussplädoyer über Demokratie. Über grundsätzliches Vertrauen. Er redet gegen die Enttäuschung an und die Müdigkeit. Gegen vierte Wahlen. Gegen die untergehende Welt. Er fängt die letzten Seelen. Alexander Osang

# Sport



**Tyler Hamilton,** US-Radrennfahrer, bei dem 2004 fremde Blutzellen gefunden wurden:

Dies liege an Stammzellen seines noch vor der Geburt verstorbenen Zwillingbruders.

DER SPIEGEL



## Scurrile Dopingausreden

**Dennis Mitchell,** US-Sprinter, bei dem 1998 ein zu hoher Testosteronwert festgestellt wurde:

Kurz vor dem Test habe er viermal Sex mit seiner Frau gehabt. »Es war ihr Geburtstag, sie hatte eine Belohnung verdient.«

**Sara Errani,** italienische Tennisspielerin, die 2017 positiv auf das dopingverschleiernde Letrozol getestet wurde:

Das Krebsmedikament ihrer Mutter sei ihr ins Tortelliniwasser gefallen.



**Ivonne Kraft,** deutsche Mountainbike-Fahrerin, bei der 2007 das Asthmamittel Fenoterol nachgewiesen wurde:

Die Asthmaspraydose ihrer Mutter sei explodiert, und sie selbst habe dann wohl das Mittel eingeatmet.



REUTERS (2) / DPA PICTURE-ALLIANCE / IMAGO

**Doping macht erfinderisch:** Erklärungen von Sportlern, wie verbotene Substanzen in ihren Körper gelangten, sind zum Teil obskur. Manche Mittel zur Leistungssteigerung machen offensichtlich vergesslich. Der britische Langstrecken-Olympiasieger Mo Farah trainierte beim umstrittenen und jüngst gesperrten Starcoach Alberto Salazar. Farah, inzwischen zurückgetreten, soll dabei L-Carnitin gespritzt bekommen haben, was nur in einer geringen Menge erlaubt ist. Jetzt kam in einer BBC-Dokumentation heraus, dass er die Einnahme zunächst mehrmals vehement abgestritten hatte, kurz darauf aber zugab: »Tut mir leid, ich habe es damals genommen, ich dachte, ich hätte es nicht.«

## »Das Gehirn verändert sich«

**Gut zu wissen** Ist es eine gute Idee, Kopfbälle im Fußball zu verbieten?

● Der englische Fußballverband gab jüngst bekannt, dass fortan Kinder im Grundschulalter keine Kopfbälle mehr trainieren dürfen, Jugendliche nur noch eingeschränkt. Es sei eine Präventivmaßnahme, um die Gefahr von Gehirnverletzungen und entsprechenden Langzeitschäden zu minimieren, hieß es.

Die Entscheidung sorgte international für Schlagzeilen – und besorgte Eltern. Doch ist sie überhaupt angemessen?

Für den Neurologen Claus Reinsberger, 45, ist das Verbot ein »Schnellschuss, für den es bislang keine wissenschaftlichen Belege gibt«. Die Entscheidung des englischen Verbands fußt auf einer Studie der Universität Glasgow aus dem vergangenen Jahr, der zufolge Fußballer ein erhöhtes Risiko für Demenz und Alzheimer haben. Reinsberger: »Dabei bleibt völlig unklar, warum das so ist. Kopfbälle sind nur eine mögliche Erklärung.« Bei der Studie seien zum Beispiel soziokulturelle Faktoren

wie Alkoholkonsum, Medikamenteneinnahme oder ungesunde Ernährung nicht berücksichtigt worden.

Reinsberger leitet das Institut für Sportmedizin an der Universität Paderborn und forscht seit vielen Jahren zu Kopfverletzungen im Sport. Sein Resümee: Beim Thema Kopfbälle gibt es immer noch mehr



KINZIE RIEHW / PLAINPICTURE / IMAGE SOURCE

Fragen als Antworten. »Wir wissen, dass sich das Gehirn durch wiederholte Kopfbälle verändert, was aber an sich nicht schockierend ist, denn jedes lebende Gewebe reagiert auf einen chronischen Reiz. Was wir noch nicht wissen, ist, ob und wenn ja, ab welcher Intensität es pathologisch wird.« Darüber hinaus gebe es große individuelle Unterschiede. »Gehirn ist nicht gleich Gehirn«, sagt Reinsberger.

In Deutschland empfiehlt der Deutsche Fußball-Bund Kopfballtraining erst ab dem 13. Lebensjahr, ein Verbot – wie auch in den USA bis zum 11. Lebensjahr – gibt es bislang nicht.

Reinsberger sieht in frühzeitigem, adäquatem Training eher »einen zentralen Schutzfaktor« vor Verletzungen. »Eine gut ausgebildete Nackenmuskulatur kann die Gefahr einer Gehirnerschütterung und ihre Folgen nachweislich reduzieren.«

Was das Maß beim Kopfballtraining betrifft, rät der Experte zu gesundem Menschenverstand und ausreichend Pausen zwischen den Einheiten: »Am besten fragen Eltern nach dem Training nach. Klagt das Kind über Kopfbrummen oder Schwindel, war es eindeutig zu viel.« WIN



TOBIAS SEEL / SNAPSHOT-PHOTOGRAPHY

Fans in Berlin während der WM 2006: Schwarze Wolke vor rot-goldener Sonne

# Schweizer Endspurt

**Fußball** In wenigen Tagen beginnt der Prozess um das WM-Sommermärchen 2006 und Franz Beckenbauers Millionenzahlung nach Katar. Doch die prominenten Angeklagten schlagen Haken.

**D**ie Fußball-WM 2006. Ein Land im Rausch. Ein Sommer, der zur Legende wurde. Wenn Franz Beckenbauer damals das pochende Herz des »Sommermärchens« war, dann war Theo Zwanziger, der geschäftsführende DFB-Präsident jener Tage, das kühle Auge: Er hatte die Zahlen im Blick, die Verträge, den Apparat. Herz und Auge – sie haben das Sommermärchen in Schwarz-Rot-Gold möglich gemacht.

Umso mehr sieht es nun aber so aus, als würde die Ironie des Schicksals das letzte Kapitel bestimmen.

Am 9. März beginnt in der Schweiz der Prozess wegen der 6,7-Millionen-Euro-Zahlung, die sich als schwarze Wolke vor die rot-goldene Sonne jenes Sommers geschoben hat. Beckenbauer hatte die Überweisung an einen korrupten Funktionär in Katar veranlasst. Doch der Kaiser der Herzen wird auf der Anklagebank fehlen: ausgerechnet weil er ein schwaches Herz hat; jede Aufregung könnte ihn das Leben kosten, sagen die Ärzte. Die Schweizer Ermittler lassen seinen Fall verjähren, ohne Anklage, das hat sich schon länger abgezeichnet (SPIEGEL 31/2019).

Nun wird, das ist so gut wie sicher, aber auch Zwanziger nicht im Bundesstrafgericht von Bellinzona auftauchen. Er hat es – ja tatsächlich – an den Augen. Zwanziger hat sich Mitte Februar operieren lassen; Netzhautablösung links, Netzhautloch rechts, grauer Star auf beiden Seiten. Danach musste er noch ein paar Tage in der Frankfurter Uniklinik bleiben und seitdem regelmäßig zur Nachsorge. Fliegen darf er in den kommenden Wochen nicht, lesen soll er nicht, also auch keine Akten. Dass er sich in so einem Zustand 600 Kilometer weit in einen Gerichtssaal kutschieren lässt, ist nach Stand der Dinge ausgeschlossen.

Die Probleme mit den Augen hat sein Anwalt dem Gericht inzwischen gemeldet. Ob die anderen deutschen Angeklagten, der damalige DFB-Generalsekretär Horst R. Schmidt und Ex-DFB-Präsident Wolfgang Niersbach, sich in die Schweiz bemühen, ist ebenso fraglich. Schmidt war nach SPIEGEL-Informationen auch schon beim Arzt und wird die Reise wohl von seinem Gesundheitszustand abhängig machen.

In die Schweiz zwingen kann die drei ohnehin niemand, deshalb hatte das Gericht Zwanziger sogar freies Geleit zugesichert – für den Prozess und nach dem Urteil. Sonst hätte er nicht einmal darüber nachgedacht zu kommen, ganz egal, wie es um seine Augen steht. Auch Schmidt hat freies Geleit ausgehandelt, wie sein Anwalt bestätigt. Bei Niersbach wird es wohl das Gleiche sein, seine Anwältin sagt dazu nichts.

Alles, was die DFB-Honoratioren also in der Schweiz zu fürchten hätten, wäre

das Blitzlichtgewitter der Presse, die harte Erinnerung, dass ihr Lebenswerk beschädigt ist, und ein Urteil, mit dem es möglicherweise auch so bleibt. Ob einer sich das antut?

Die Schweizer Anklage wirft der alten Funktionärsriege Betrug auf Kosten des Verbandes vor – im Fall Niersbach Beihilfe. Die Herren vom DFB sollen 2005 aus der Verbandskasse 6,7 Millionen Euro genommen haben, um einen Kredit zu tilgen. Den hatte WM-Organisationschef Beckenbauer 2002 privat aufgenommen, um das Geld in einer Geheimoperation an den notorisch korrupten Fifa-Funktionär Mohamed Bin Hammam in Katar zu schicken. Warum, das konnte bis heute nicht geklärt werden, auch die Schweizer knackten das Rätsel nicht.

Weil aber das Schlamassel 2005 kurz vor der Heim-WM unter der Decke blei-



**Idol Beckenbauer im September 2019**

»Eventualiter Anstifter«

ben sollte, kaschierten die Funktionäre die Rückzahlung des Kredits nach Ansicht der Ermittler mit einer Legende. Der DFB, so hieß es, beteilige sich mit 6,7 Millionen an einer Kulturgala, die der Weltverband Fifa zum WM-Auftakt veranstalten wollte. So wurde das auch den eigenen Aufsehern aufgetischt.

Das Geld floss dann auch tatsächlich an die Fifa nach Zürich. Von dort aber ging es noch am selben Tag weiter an Beckenbauers Kreditgeber, den französischen Milliardär Robert Louis-Dreyfus. Wegen der Umleitung über Zürich kümmernt sich heute die Schweizer Justiz um den Fall. Angeklagt ist auch der frühere Fifa-Generalsekretär Urs Linsi. Er hatte dafür gesorgt, dass das Geld an Louis-Dreyfus weiterlief.

Damit landet nun ein urdeutscher Skandal in einem Schweizer Gerichtssaal, und auch diese Pointe passt: so verwirrend nämlich die Geldströme vor der WM, so groß der juristische Wirrwarr heute.

Die Ersten, die ermittelten, waren noch deutsche Ankläger. Allerdings scheiterten die Frankfurter Staatsanwälte 2018 mit ihrem Versuch, Niersbach, Schmidt und Zwanziger vor Gericht zu bringen. Das Landgericht lehnte eine Anklage wegen Steuerhinterziehung ab; der DFB hatte die Millionen seinerzeit von der Steuer abgesetzt. Erst im August 2019 sah es das Oberlandesgericht anders, ließ die Anklage doch noch zu.

Inzwischen aber hatten die Schweizer ein Verfahren eröffnet, und sie waren schneller fertig, weil die Zeit knapp wurde: Wenn bis zum 27. April kein Urteil vorliegt, ist der Fall in der Schweiz verjährt.

Die Frankfurter warten nun offenbar erst mal ab, wie die Sache in Bellinzona ausgeht. Zwischen der Schweiz und Deutschland gilt nämlich, dass keiner zweimal wegen derselben Sache vor Gericht stehen darf. »Komplizierte Rechtsfrage«, sagen die Frankfurter Ermittler, wenn man sie darauf anspricht. Zwar sind die Vorwürfe – Steuerhinterziehung in Deutschland, Betrug in der Schweiz – nicht exakt gleich. Trotzdem gut möglich, dass es nach einem Schweizer Urteil in Frankfurt nichts mehr zu verhandeln gibt. Und als wäre die Lage damit nicht schon verzwickt genug: Ein Schuldspruch aus der Schweiz würde in Deutschland möglicherweise nicht vollstreckt werden. So sieht das zumindest die Zwanziger-Seite.

Frustrierte Fahnder, ein verkorkstes Verfahren. Dass in dieser Lage ausgerechnet die Frage aller Fragen geklärt wird, damit rechnet ohnehin keiner mehr – warum der Kaiser Millionen nach Katar schickte. Beckenbauers Version, er habe dem Fifa-Mann Bin Hammam das Geld zahlen müssen, um sich im Gegenzug von der Fifa 250 Millionen Franken Zuschuss für die WM zu sichern, steht wacklig neben der genauso schwachen Theorie, er habe mit dem Geld eine Wiederwahl von Fifa-Chef Sepp Blatter unterstützt. Was die Ermittler auch nicht ausschließen wollen: dass es darum ging, zwei Jahre nach dem WM-Zuschlag für Deutschland bestochene Wahlmänner zu bezahlen.

Die Wahrheit kennen Bin Hammam – gut abgeschirmt in Katar – und Beckenbauer – gut beschützt von seinen Ärzten. Der Kaiser hat im vergangenen Jahr fünf Atteste vorgelegt, von seinem Hausarzt und von einer Klinik. Demnach muss er jede Aufregung vermeiden und schafft es auch nicht mehr, im Gericht einer Befragung mit wachem Verstand zu folgen. Aussicht auf Besserung? Angeblich keine.

Zwanziger hat das angezweifelt, auch die Bundesanwälte wollten nicht kampflos aufgeben. Sie stellten im August ein Rechtshilfeersuchen nach Österreich, wo Beckenbauer lebt. Ein Amtsarzt sollte ihn untersuchen, spätestens nach drei Mona-

# »Die rennen einfach los«

**Trends** Skibergsteiger wollen den Massentourismus meiden – viele der Enthusiasten unterschätzen jedoch die tödlichen Gefahren abseits der präparierten Pisten.

ten ein Gutachten vorlegen. Das Gutachten gibt es bis heute nicht; nun wäre es wegen der Verjährung Ende April auch zu spät. Und Zwanzigers Hinweis, dass sich Beckenbauer noch im Juli 2019 in der Öffentlichkeit blicken ließ und gar nicht so gebrechlich wirkte, machte auf das Schweizer Gericht keinen großen Eindruck. Ein Prozess und ein öffentlicher Auftritt, das könne man nun wirklich nicht vergleichen.

Für die Schweizer Ermittler ist Beckenbauer bis heute der mögliche Drahtzieher des Millionendeals, »eventualiter Anstifter«. Schmidt, Zwanziger, Niersbach, Linsi – sie alle seien nur das Aufräumkommando gewesen. Sie hätten beschlossen, das Geld an Louis-Dreyfus zurückzuschaffen, das der Kaiser selbst nicht zurückzahlen konnte oder wollte. Einziges Motiv des Quartetts: die Bombe entschärfen. Deshalb müssen heute die deutschen Angeklagten den Kopf für Beckenbauer hinhalten, auch wenn sie – wie der Kaiser – ihre Unschuld beteuern.

Zu Zwanzigers Verteidigungslinie gehört dabei ein Abkommen mit dem DFB aus dem März 2019. Zwanziger will es so verstanden wissen, dass sich der DFB gar nicht geschädigt sieht, zumindest nicht von ihm. Tatsächlich steht in dem Papier, es sei dem DFB und Zwanziger »ein Bedürfnis, den Streit im Interesse des Fußballs zu beenden und sich auf ein gemeinsames Vorgehen zu verständigen«.

Weiter heißt es da: Wenn der DFB beschädigt sei, dann nur, weil Zwanzigers Nachfolger Niersbach falsch reagiert habe. Nach ersten Hinweisen, dass die Bombe doch platzen könnte, habe er die Affäre nicht energisch aufgedeckt. Stattdessen habe er im Juni 2015 »durch seine Entscheidung, das Präsidium nicht unverzüglich über die Zahlung (von 2005 – Red.) zu informieren, gegen die Satzung des DFB verstoßen«. So habe am Ende nicht der DFB, sondern der SPIEGEL die Affäre öffentlich gemacht. Hätte Niersbach dagegen »transparent« aufgeklärt, hätte »Schaden vom DFB und den der Strafverfolgung ausgesetzten Personen abgewendet werden können«. Niersbach wollte dazu auf SPIEGEL-Anfrage nichts sagen.

Alles gut mit dem DFB, so das Signal, das Zwanziger sendet. Warum verfolge das Schweizer Gericht überhaupt noch einen Fall, in dem der Verband geschädigt sein soll? Für Zwanziger ist die Anklage ein Machtmissbrauch der Schweizer Justiz, die sich an einem deutschen Fall vergreife. Das Vorgehen sei »unverantwortlich«, »absurd«. Um das zu erkennen, braucht Zwanziger nicht mal seine Augen. Das erkennt seiner Ansicht nach jeder Blinde.

Jürgen Dahlkamp, Gunther Latsch,  
Jörg Schmitt

**I**m Skigebiet Ehrwalder Alm, unweit der Zugs Spitze, ist in der Nähe einer Piste ein Schneebrett abgegangen. Der Bergretter Bernhard Lutnig, 52, inspiziert die Stelle unterhalb einer Liftstation mit dem Fernglas.

Lutnig gehört zur Tiroler Lawinenkommission. Sie hat für diesen Samstag im Februar wegen der starken Schneefälle in den Tagen zuvor die zweithöchste Warnstufe herausgegeben. Es sei »saugefährlich« jetzt im Gelände, sagt Lutnig.

Aber die Sonne scheint. Es ist Wochenende. Und in den Hängen unterhalb des Vorderen Tajakopfes und der Sonnenspitze lockt der Pulverschnee. Lutnig kann bereits die ersten Spuren der Skitourengänger sehen, die sich ihren Spaß nicht von einer kritischen Lawinenlage verderben lassen wollen.

Die Zahl der Wintersportler, die sich fern der Lifte ihren eigenen Weg auf den Gipfel suchen, nimmt in fast allen Regionen der Alpen zu. Skibergsteigen ist ein Trendsport, man ist in der Natur und nicht bei den Massen auf den Pisten.

Viele der Enthusiasten unterschätzen jedoch die tödlichen Gefahren in den Ber-

gen. 2019 kamen in Österreich 39 Menschen beim Tourengehen oder beim sogenannten Freeriden abseits der Pisten ums Leben. Viele Opfer wurden von Lawinen verschüttet. Die mit Abstand meisten Bergtoten in Österreich waren im vergangenen Jahr zwischen 51 und 60 Jahre alt.

Lutnig, ein kräftiger Mann mit wettergegerbtem Gesicht, gehört seit mehr als 20 Jahren zur Bergrettung in Ehrwald. Wie die meisten seiner Kolleginnen und Kollegen macht er den Job ehrenamtlich. Sein Geld verdient Lutnig im Winter als Skilehrer und Skitourenführer.

Er lebt von der Sehnsucht der Menschen nach den Bergen. Er bringt seine Kunden sicher hinauf auf den Gipfel und wieder hinunter. Manchmal muss er sie enttäuschen, wenn eine geplante Tour nicht zustande kommt, weil das Wetter es nicht zulässt. Oft zögen die Touristen dann auf eigene Faust los.

»Die Leute akzeptieren keine Grenzen«, sagt Lutnig, »sie meinen, alles müsse jederzeit möglich sein.«

Vor einigen Jahren traf er morgens an der Talstation der Ehrwalder Almbahn zwei Tourengänger, die unterwegs waren in die »Neue Welt«, eine der faszinierendsten Freeride-Abfahrten der Alpen. Aber auch eine der riskantesten. Sie führt vom Gipfel des Schneefernerkopfes über bis zu 45 Grad steile Hänge hinunter Richtung Ehrwald. Lutnig plauderte mit den Sportlern, sie tauschten Nummern aus. Er riet ab, er warnte, das Wetter werde umschlagen.

Als er am Nachmittag nach der Arbeit sah, dass ihr Auto immer noch auf dem Parkplatz der Talstation stand, rief er einen der Männer an und erreichte ihn – in großer Not. Die beiden waren doch losgezogen und in der Neuen Welt an einer senkrechten Wand angekommen, die man hinabklettern muss, um anschließend auf Ski weiter ins Tal abfahren zu können.

Die Sportler hatten für den Abstieg jedoch eine Stelle gewählt, für die das Seil, das sie mitgenommen hatten, viel zu kurz war. Einer der Skiläufer baumelte bereits hilflos über dem Abgrund. Sein



**Skibergsteiger am Schneefernerkopf**  
Eines der riskantesten Abenteuer

WILFRIED FEDER / LOOKPHOTOS



WILHELM FEDER / LOOKPHOTOS

**Freerider bei »Neue Welt«-Abfahrt in den Alpen:** »Über bis zu 45 Grad steile Hänge Richtung Ehrwald«

Partner schaffte es nicht, ihn wieder hochzuziehen.

Lutnig gab Alarm. Nachdem ein Versuch gescheitert war, die Tourengänger mit einem Hubschrauber zu bergen, machte er sich mit drei Kollegen auf zu den Touristen. Sie hievten den einen Skifahrer aus der Wand. Anschließend seilte sich die gesamte Gruppe ab.

Doch mittlerweile hatte der Schneesturm begonnen, eine Abfahrt ins Tal war unmöglich geworden. Die Retter bauten ein Biwak aus Schnee unter einem Felsüberhang. Mehr als zwölf Stunden lang harrierten die Helfer mit den Skibergsteigern bei minus 20 Grad in der Höhle aus. Von den Hängen über ihnen donnerten immer wieder Lawinen herab.

Am nächsten Mittag mussten sie per Ski runter vom Berg, aus Sorge, eine weitere Nacht bei der Kälte nicht zu überleben. »Wir hatten großes Glück«, sagt Lutnig, »hätte uns bei der Abfahrt eine weitere Lawine überrascht, wäre das wohl übel ausgegangen.«

Lutnig stammt aus Ehrwald, er hat fast alle Gipfel im umliegenden Wettersteingebiet und im Mieminger Gebirge bestiegen und jede mit Ski befahrbare Bergflanke bewältigt. Er weiß, wie sich wechselnde Temperaturen und Winde auf die

Stabilität einer Schneedecke auswirken. Er erkennt die Zonen, in denen sich Lawinen oder Schneebröckel besonders leicht lösen können.

Ende Januar bricht er auf zu einer kurzen Skitour Richtung Brandjoch. Im Zickzackkurs arbeitet Lutnig sich den Hang zum Grat hinauf. Der Himmel ist klar, es gilt die niedrigste Lawinenstufe. Gämsen jagen durch das nur mäßig verschneite Gelände.

Wenn das Wetter umschlägt, kann sich ein alpines Idyll innerhalb weniger Stunden in eine Todeszone verwandeln. Vor gut einem Jahr wären unweit des Brandjochs fast drei Studenten umgekommen. Ein Unwetter hatte sie überrascht. Sie kamen im tiefen Schnee nicht mehr weiter und mussten sich eine Schutzhöhle graben. Erst nach Stunden konnten die jungen Männer in einer waghalsigen Hubschrauberaktion geborgen werden.

In Deutschland hat sich laut Alpenverein die Zahl der Tourengänger in den vergangenen 15 Jahren mehr als verdoppelt auf 600 000. Der Freizeitspaß hat Zulauf, weil viele Wintersportler es satt haben, auf überfüllten Pisten Ski zu laufen.

Die meisten Skibergsteiger verlassen sich bei ihren Wanderungen nicht auf das Glück. Sie haben Karten dabei und zusätzlich auf

ihrem Smartphone eine Touren-App heruntergeladen, die ihnen die richtige Route fast metergenau anzeigt. Sie sind ausgestattet mit Funktionsklamotten, mit Sendern, Sonden und Lawinenschaukeln. Manche tragen sogenannte Lawinen-Airbags mit sich, die verhindern sollen, dass man vom Schnee begraben wird. Das teure Equipment gibt ihnen ein Gefühl von Sicherheit.

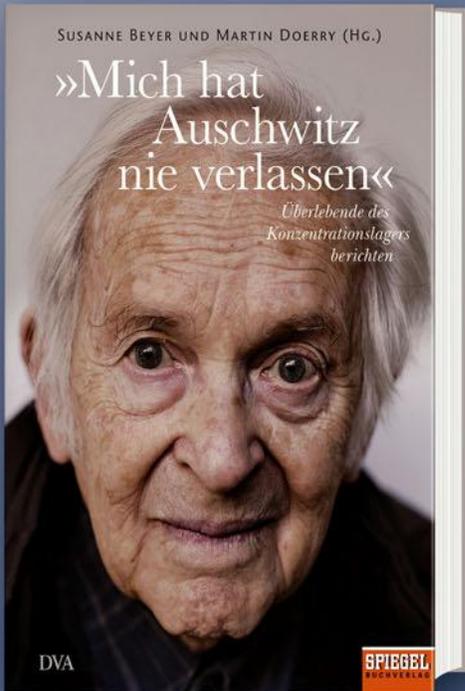
Bergsportschulen und Alpenvereine bieten für Skibergsteiger unzählige Kurse an. Sie sind gut besucht. Die Teilnehmer lernen, sich im Gelände zu orientieren. Experten bringen ihnen bei, wie man einen Vermissten mit dem Lawinenverschüttensuchgerät finden kann.

Denn im Ernstfall bleibt nicht viel Zeit. Nach 15 Minuten sinkt die Überlebenschance für einen Verschütteten rapide ab. Die ganze Ausbildung und Ausrüstung hilft aber manchmal nichts, weil die Natur unberechenbar ist.

Vor einem Jahr wurden die Ehrwalder Bergretter zu einem Notfall in die Ammergauer Alpen gerufen. Tourengänger aus Deutschland waren beim Abstieg von einem Gipfel in einem steilen Waldgebiet von einer 200 Meter breiten Nassschneelawine erfasst worden.

Eigentlich gilt die Regel, dass Skibergsteiger im Wald ziemlich sicher sind. Dies-

# Die letzten Zeugen von Auschwitz



SUSANNE BEYER UND MARTIN DOERRY (Hg.)

»Mich hat  
Auschwitz  
nie verlassen«

Überlebende des  
Konzentrationslagers  
berichten

DVA

SPIEGEL  
BUCHVERLAG

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag,  
288 Seiten mit 60 Abb. · € 29,99 (D)  
ISBN 978-3-421-04714-4  
Auch als E-Book erhältlich

SPIEGEL-Redakteure haben zwanzig Holocaust-Überlebende auf der ganzen Welt besucht, um sie nach ihren Erfahrungen in der Todesfabrik Auschwitz zu befragen. Aus den Gesprächen entstanden umfangreiche Protokolle über eine Zeit kaum vorstellbarer Ängste und Leiden. Für die nachfolgenden Generationen sind sie die letzten Zeitzeugen.

**DVA**  
www.dva.de

**SPIEGEL**  
BUCHVERLAG



**Freeride-Abfahrt  
»Neue Welt«**  
nahe der Zugspitze  
im Wettersteingebirge

Schneefernerkopf,  
2875 m

Abseilstelle

PETER ALBERY/WWW.STEILE-WELT.DE

mal hatte sich jedoch eine Schneewalze weit oberhalb der Baumgrenze gelöst und war mit einer solchen Wucht herabgestürzt, dass Tannen und Fichten abknickten wie Mikadostäbchen. Zwei Tourengeher wurden mitgerissen und kamen ums Leben. Eines der Opfer war acht Meter tief verschüttet worden.

Wegen der Risiken im Gelände praktizieren vor allem unerfahrene Tourengeher ihren Sport lieber in den Skigebieten. Im Gänsemarsch marschieren sie am Rand der gesicherten Pisten den Berg hinauf.

Um dem Rummel auf den Hütten und dem gefährlichen Gegenverkehr durch die normalen Skiläufer zu entgehen, starten viele erst mit dem Aufstieg, wenn die Lifte am Abend geschlossen haben. Mit Stirnlampen ausgestattet, wirken Sportler in der Finsternis wie Glühwürmchen.

Martin Rothballer, Betriebsleiter der Ehrwalder Almbahn, nennt die Pistenwanderer etwas verächtlich »Krabblen«. Sie sind für ihn ein Ärgernis. Zum einen unterlaufen sie sein Geschäftsmodell, weil sie zwar die Infrastruktur nutzen, aber keine Liftkarte kaufen. Bei ihren nächtlichen Abfahrten ramponieren die Sportler zudem die bereits für den nächsten Tag präparierten Hänge.

»Im Prinzip ist das Sachbeschädigung«, schimpft Rothballer. Seine Mitarbeiter sind angewiesen, die Skibergsteiger darauf hinzuweisen. »Aber wenn wir kommen, verstecken die sich im Wald.«

Rothballer ist mit einem Schneemobil zu einer Liftstation hinaufgefahren. Er hat dort beleuchtete Warnschilder aufstellen lassen, die darauf hinweisen, dass nachts auf den Pisten Raupenfahrzeuge arbeiten. Die Maschinen werden im steilen Gelände mit Trossen gesichert, die an Verankerungen am Pistenrand eingehängt sind. Wenn

die in der Dunkelheit kaum zu erkennen Stahlseile gespannt sind, bilden sie für abfahrende Skiläufer ein gefährliches Hindernis. Es gab schon zahlreiche schwere Unfälle.

Vor einigen Wochen griff ein Skibergsteiger in einem Skigebiet bei Innsbruck einen Raupenfahrer an und ohrfeigte ihn. Der Fall machte Schlagzeilen. Es wird nun in Österreich darüber debattiert, in allen Skigebieten Routen für Tourengeher durch gesichertes Gelände auszuweisen, um sie von den regulären Pisten fernzuhalten.

Regina Poberschnigg, die Chefin der Ehrwalder Bergrettung, sagt, die Einsätze hätten in den vergangenen Jahren deutlich zugenommen. »Weil immer mehr Leute in die Berge gehen, passiert eben auch mehr.«

Sie betreibt in Ehrwald eine Ski- und Bergsportschule. Ihre Mitarbeiter erleben neuerdings immer mehr Kunden, die kaum Erfahrung haben mit Skitouren, sich aber trotzdem die Steilabfahrt durch die Neue Welt zutrauen. »Die kommen frisch aus ihrem Büro und rennen einfach los, egal wie das Wetter und die Lawinensituation ist. Ein Wahnsinn.«

Gerade die Unbedarft und Unvernünftigen wiegen sich in Sicherheit, weil sie mit ihrem Handy ja jederzeit die Bergrettung anrufen könnten, falls etwas passiere. »Wir sind für die eine Art Shuttle-service«, sagt Poberschnigg.

Vor einigen Wochen mussten die Ehrwalder Bergretter ausrücken, um einen Tourengeher einzusammeln, der sich verirrt hatte. Als sie ihn gefunden hatten, beschwerte sich der Mann bei den Helfern, warum sie so lange gebraucht hätten.

Gerhard Pfeil

# Jetzt den SPIEGEL testen und Prämie sichern

6× DER SPIEGEL für nur €23,90 + Wunschprämie



25%  
sparen  
+ Prämie



## 10€ DriversChoice-Gutschein

Der Tankgutschein ist deutschlandweit bei über 8500 Tankstellen gültig.

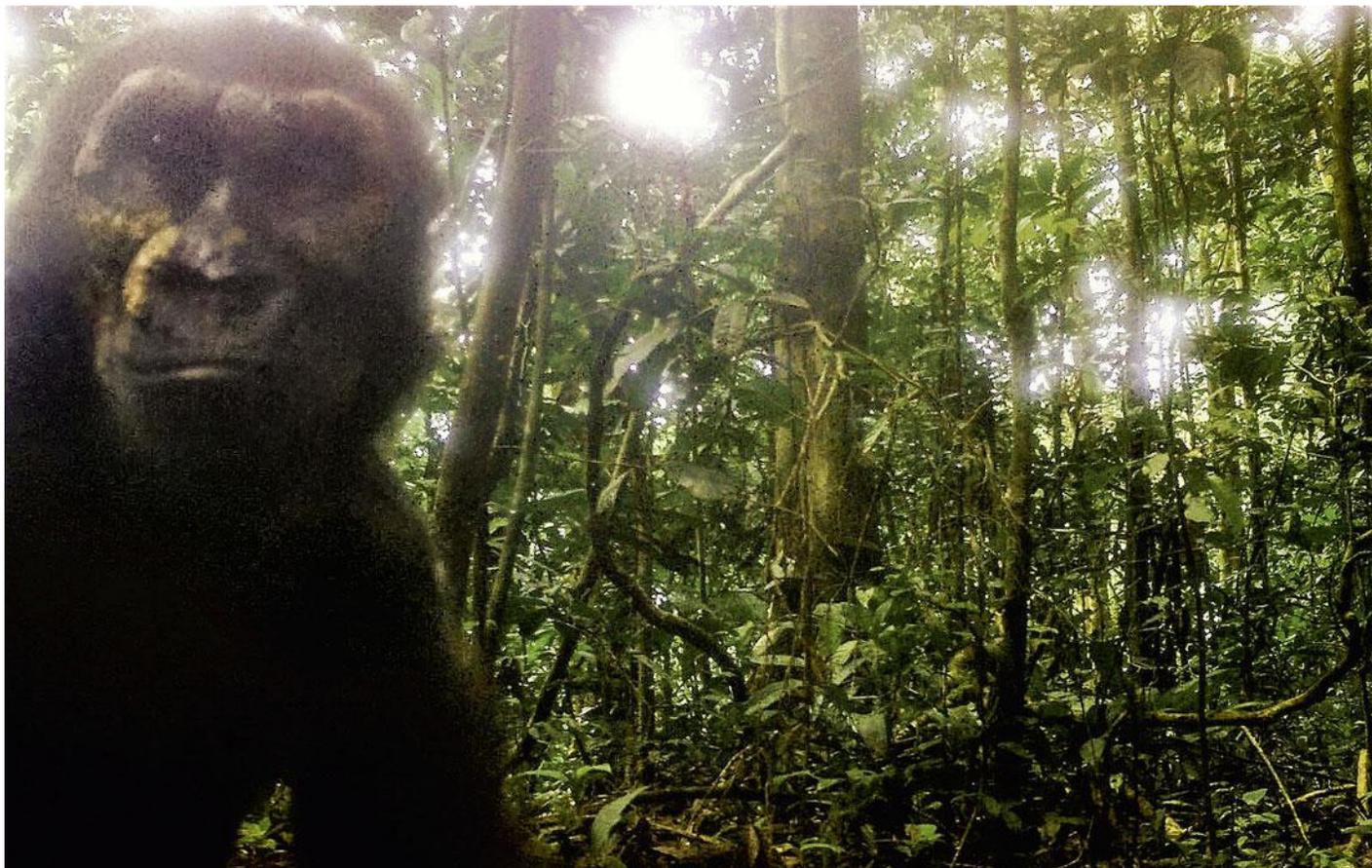


## 10€ Amazon.de Gutschein

Für Bücher, CDs, DVDs, Spiele, Technikartikel und vieles mehr.

**Einfach jetzt anfordern:**  [abo.spiegel.de/6x](http://abo.spiegel.de/6x)

oder telefonisch unter 040 3007-2700 (Bitte Aktionsnummer angeben: SP20-026)



BRISTOL ZOOLOGICAL SOCIETY / SWNS / ACTION PRESS

**Da bist du ja!** Für den westlichen Flachlandgorilla sind Wilderer in Teilen Äquatorialguineas eine existenzbedrohende Gefahr. Um zu prüfen, wie groß die Bestände dort überhaupt noch sind, stellten Forscher der Bristol Zoological Society Fotofallen im Regenwald auf. Damit sind ihnen jetzt Schnappschüsse von jungen, offenbar gut gedeihenden Gorillas gelungen. Diese äußerst seltenen Bilder könnten nun, so hoffen die Experten, ein Schutzprojekt für die Tiere legitimieren.

## Tabak, adieu

**Analyse** Warum die Niederlande Zigaretten aus den meisten Läden verbannen – und Deutschland nicht.

● Wer Zigaretten kaufen will, der hat es leicht in Deutschland. Tabak gibt es am Kiosk, im Supermarkt, in der Drogerie, am Imbiss, an der Tankstelle und an circa 300 000 Automaten. Kaum ein anderes Produkt ist derart leicht verfügbar, 24 Stunden am Tag, 365 Tage im Jahr.

Zigaretten töten in Deutschland mehr als 120 000 Menschen im Jahr, weltweit bringen sie jährlich über sieben Millionen Frauen und Männer um. Die meisten Raucher möchten gern aufhören, sie schaffen es nur nicht – Tabak ist ein überaus starkes Suchtmittel. Und es lockt: an jeder Ecke.

Mit diesem Missstand machen zumindest die Niederlande jetzt Schluss. Eine große Mehrheit im Haager Parlament hat die Regierung vergangene Woche dazu verpflichtet, die Zahl der

Verkaufsstellen für Tabak massiv zu senken. Obwohl sie für die Firmen wichtige Umsatzbringer sind, sollen Zigaretten bereits in den kommenden Jahren aus allen Supermärkten und Tankstellen verschwinden. Das zuvor beschlossene Verbot aller Zigarettenautomaten tritt schon Anfang 2022 in Kraft.

Zigaretten sollen künftig nur noch in vergleichsweise dünn gesäten Fachgeschäften zu kaufen sein. Im öffentlichen Raum sinkt zudem die Zahl der Orte, an denen gequalmt werden darf; ab April werden alle Bahnhöfe rauchfrei sein. Die Zigarette, das ist so gewollt, soll die Aura des Alltäglichen, des Normalen und sozial Akzeptablen verlieren.

In Deutschland sind indes Verkaufsbeschränkungen für Zigaretten ein unpopuläres Thema. Im Bundestag haben Abgeordnete der CDU, aber auch der SPD lange für das Gegenteil gekämpft: dafür, dass Tabakwerbung auf Plakaten und im Kino legal bleibt.

Kein anderer EU-Staat erlaubt der Tabakindustrie einen derartigen Zugriff auf seine Bevölkerung. Und obwohl die CDU/CSU-Bundestagsfraktion jüngst Besserung gelobte, ist das entsprechende Gesetz nicht in Sicht. Marco Evers

## Klimawandel Noch heißer

● Das Jahr 2020 wird »so gut wie sicher« eines der zehn weltweit wärmsten seit Beginn der Temperaturaufzeichnungen vor mehr als 140 Jahren. Diese Vorhersage treffen Klimaforscher um Karin Gleason von der US-Wetterbehörde NOAA. Sie gründen ihr Urteil auf den ungewöhnlichen Jahresbeginn: Die globale Durchschnittstemperatur lag im Januar 1,14 Grad Celsius über dem langjährigen Mittel, wodurch der Monat zum wärmsten Januar der Messgeschichte wurde. Aus ihren statistischen Analysen schließt Karin Gleason, dass ein heißer Verlauf für das restliche Jahr weitaus eher zu erwarten ist als ein kühler. 2020, so die Forscherin, wer-



Sonnenbadende an der Elbe in Hamburg im Rekordsommer 2016

de mit einer Wahrscheinlichkeit von mehr als 98 Prozent zu einem der fünf wärmsten Jahre. Es besteht eine Chance von knapp 50 Prozent, dass dieses Jahr sogar den bisherigen Rekordhalter – 2016 – als das heißeste überhaupt ablöst. Auch Klimatologen des briti-

schen Met Office erwarten hohe Temperaturen. Als Ursache dafür geben sie den menschengemachten Klimawandel an: Die Menge an Kohlendioxid in der Atmosphäre werde in diesem Jahr Werte erreichen wie seit vielen Millionen Jahren nicht. ME

## Fußnote

# 46 000

Jahre alt ist ein Vogelkadaver, den eine Forscherin wegen seines sehr guten Zustands zunächst für ziemlich frischen Ursprungs gehalten hat. Tatsächlich aber lebte die verblühte Ohrenlerche zu Zeiten der Mammuts und der Wollnashörner. Als das Weibchen sein Leben im Nordosten Sibiriens aushauchte, wurde es rasch im schützenden Permafrost eingeschlossen. Wissenschaftler haben das Alter des Federtiers jetzt mithilfe der Radiokarbonmethode ermittelt. Zwei heute lebende Unterarten der Ohrenlerche sind mit der Ahnin aus der Eiszeit sehr eng verwandt.

## Soziologie

### »Gute Zeiten für Nachbarschaften«



WILFRIED GERHARTZ

*Sebastian Kurtenbach, 32, Soziologe von der Fachhochschule Münster, über die Frage, ob in Zeiten digitalen Dauer-*

*kontakts per Chat und Facebook Nachbarn noch wichtig sind*

**SPIEGEL:** Herr Kurtenbach, kennen Sie Ihre Nachbarn?

**Kurtenbach:** Ja, sehr gut sogar. Das Problem der wachsenden Anonymität ist nicht so groß, wie oft unterstellt wird. Tatsächlich sind viele Menschen, die Tür an Tür leben, intensiv miteinander vernetzt. Auch heute leben wir in guten Zeiten für Nachbarschaften.

**SPIEGEL:** Woran liegt das? Daran, dass ständig online bestellte Pakete hin- und hergeschleppt werden?

**Kurtenbach:** Es liegt schon am Internet, aber entscheidender sind die Plattformen für den nachbarschaftlichen Austausch, auf denen sich Menschen zum Beispiel in Lauf-

gruppen organisieren oder Tauschangebote machen. Allein Nebenan.de hat schon mehr als eine Million Nutzer. So wird das Internet immer mehr zu einer Erweiterung der Nachbarschaft – und ganz bestimmt nicht zu deren Ende.

**SPIEGEL:** Trifft das für alle Bevölkerungsgruppen zu?

**Kurtenbach:** Es sind vor allem Nachbarschaften der jungen urbanen Mittelschicht, die bisher von den Plattformen profitieren. Eine digitale Vernetzung wäre aus unserer Sicht aber besonders in Quartieren mit hoher Armutsprägung sinnvoll, denn darüber lässt sich informelle Hilfe organisieren und die Lebensqualität steigern.

**SPIEGEL:** Sind Menschen in funktionierenden Nachbarschaften zufriedener?

**Kurtenbach:** Ja, sogar gesünder, das ist in vielen Studien nachgewiesen worden, und das ist auch unser Befund. Bei einer breit angelegten Umfrage in Köln-Chorweiler, einem Stadtteil mit vielen sozialen Problemen, haben wir außer-

dem herausgefunden, dass die Menschen, die dort leben, weniger Vertrauen in ihre Nachbarn haben und kaum Netzwerke aufbauen. So wird eine Chance vertan, das Wohlbefinden zu steigern.

**SPIEGEL:** Soziologen beklagen oft die Segregation, also den Umstand, dass einzelne Stadtteile zunehmend von Menschen aus dem gleichen Kulturkreis und der gleichen Bildungs- und Einkommenschicht bewohnt werden. Welchen Einfluss hat das auf die Qualität von Nachbarschaften?

**Kurtenbach:** Es fällt den Menschen natürlich leichter, sich

wohlfühlen und zu vernetzen, wenn die Unterschiede abnehmen. Insofern hat Segregation in diesem Zusammenhang einen positiven Effekt.

**SPIEGEL:** Stimmt es eigentlich, dass Nachbarschaften auf dem Land besser funktionieren als in der Stadt?

**Kurtenbach:** Das halte ich eher für eine Legende, die den ländlichen Raum verklärt. Allerdings haben wir in einer Studie herausgefunden, dass Nachbarschaften intensiver sind, wenn es, wie auf dem Land, viele Eigentümer gibt. Kaufen statt mieten kann also auch deswegen eine sinnvolle Entscheidung sein. GUI



Wohnhaus in Köln-Chorweiler

INA FASSBENDER / AFP

# Es werde Sonne

**Physik** Mit neuen Reaktoren wollen millionenschwere US-Start-ups den alten Menschheitstraum von der Fusionsenergie wahr machen. Die technischen Hürden sind enorm hoch.

**D**er Mann, der in einer Fabrikhalle das Feuer der Sterne entzünden möchte, verfolgt seinen Plan wie eine Geheimoperation. Nein, sagt Robert Mumgaard, der Chef der Firma Commonwealth Fusion Systems (CFS) aus Cambridge bei Boston, die Werkstatt dürfe man nicht betreten. Nicht einmal ein kurzer Blick sei erlaubt. »Wir sind noch dabei, unsere Erfindungen zu schützen«, fügt er hinzu.

Das Einzige, was Mumgaard zu zeigen bereit ist, wirkt unscheinbar: ein metallischer Streifen, breit wie eine Bandnudel und fast so biegsam wie Papier. Er ist der wichtigste Bestandteil seiner Maschine. Es handelt sich um einen neuartigen Hochtemperatur-Supraleiter. Durch ihn fließt Strom ohne Widerstand, und zwar extrem viel Strom. Mumgaards Ingenieure winden diese Streifen zu menschenhohen Elektromagneten, den stärksten ihrer Größe. Jede Magnetspule bestehe aus 500 Kilometer Supraleiter, und 18 Stück benötige er für seine Maschine, sagt Mumgaard. Das ist alles, was sich ihm über seine Wundermagneten entlocken lässt.

Macht eine Firma ein solches Geheimnis um sich, kann es zweierlei bedeuten: Entweder hat sie etwas zu verbergen, oder sie ist etwas Großem auf der Spur, vielleicht sogar einem Menschheitstraum – wie dem von einer unerschöpflichen Energiequelle.

Der Bau eines Fusionskraftwerks gehört zu den kühnsten Unternehmungen der modernen Physik. Anders als in einem gewöhnlichen Kernkraftwerk werden Atomkerne in einem Fusionsreaktor nicht gespalten, sondern verschmolzen – wie in Sonnen. Dabei wird Wasserstoff in Helium verwandelt, und eine enorme Menge Energie wird frei. Aus einem Gramm Brennmaterial kann ein Fusionskraftwerk so viel Energie gewinnen wie ein herkömmliches Kraftwerk aus elf Tonnen Kohle. Nur dass der Reaktor dabei keine klimaschädlichen Gase ausstößt.

Fusionskraftwerke sind nicht darauf angewiesen, dass Wind bläst oder die Sonne scheint, und sie könnten Megastädte genauso mit Strom versorgen wie die Schwerindustrie. Gegenüber der Kernspaltung haben sie zwei große Vorteile: Die Reaktion kann nicht zu unkontrollierbaren Kernschmelzen führen, und es fällt

kein hoch radioaktiver Müll an, der für Jahrtausende irgendwo verbuddelt werden muss. Stattdessen ist es möglich, Abfälle vor Ort zu verwahren, und die Strahlung ist nach wenigen Jahrzehnten weitgehend abgeklungen.

Fusionsreaktoren haben aber auch einen Nachteil: Noch hat keine Maschine es geschafft, mehr Energie zu erzeugen, als man zum Betrieb in sie hineinstecken muss. Das kontrollierte Sternenfeuer auf Erden funktioniert bislang nur in der Theorie.

**Die Wende soll** ein internationales Großforschungsprojekt namens Iter bringen. Der riesige Reaktor wächst in der südfranzösischen Forschungsanlage Cadarache heran und wird einmal die Höhe eines zehnstöckigen Hauses haben. Iter, latei-

nisch für »der Weg«, kostet mindestens 20 Milliarden Euro und liegt neun Jahre hinter dem Zeitplan – die Projektleiter müssen auf die Befindlichkeiten von 35 Ländern Rücksicht nehmen, die das Vorhaben bezahlen. Und wenn der Reaktor voraussichtlich im Jahr 2025 in Betrieb geht, wird er keinen Strom erzeugen. Iter ist ein wissenschaftliches Experiment, eine Schablone für künftige Kraftwerke. Und: eine ewige Verheißung.

Commonwealth Fusion Systems möchte beweisen, dass es schneller geht. Das Start-up ist das jüngste Mitglied einer Gruppe finanziell extrem gut ausgestatteter privater Fusionsunternehmen. Es gibt zwei Dutzend davon, vorwiegend in Nord-

## Gebändigtes Sternenfeuer

Funktionsweise des Fusionsreaktors Sparc

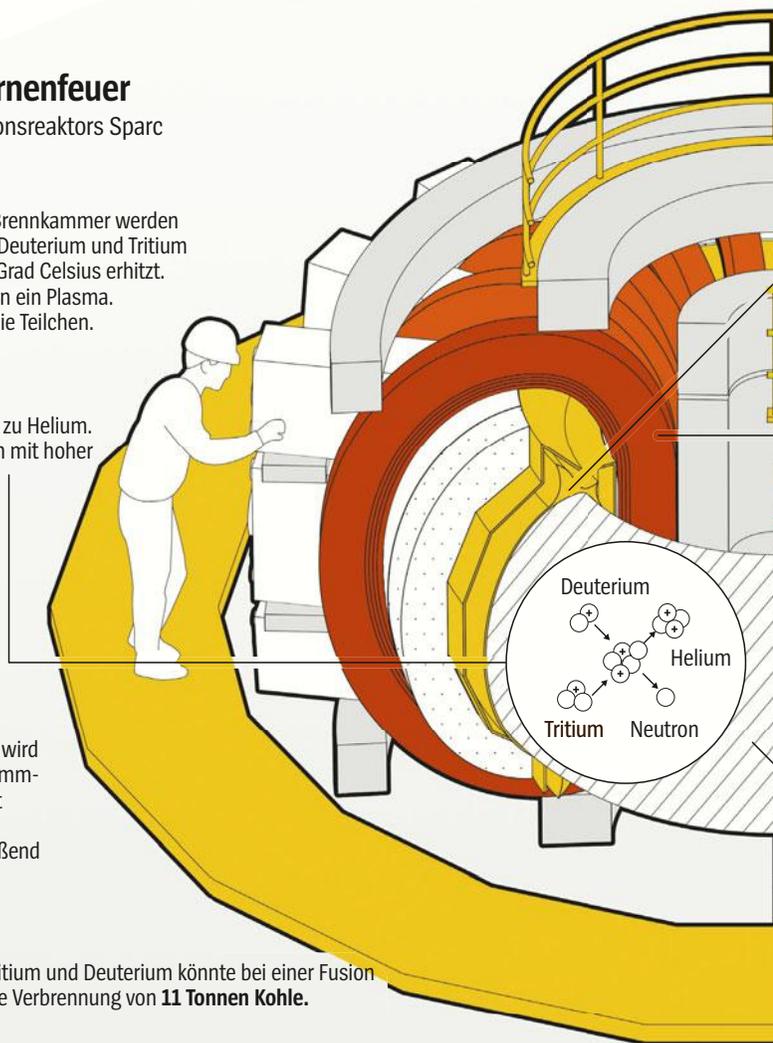
**1** In der Donut-förmigen Brennkammer werden schwere Wasserstoffkerne, Deuterium und Tritium genannt, auf 150 Millionen Grad Celsius erhitzt. Tritium und Deuterium bilden ein Plasma. Ein Magnetfeld stabilisiert die Teilchen.

**2** Die Kerne verschmelzen zu Helium. Dabei setzen sie ein Neutron mit hoher Energie frei.

**3** Die Neutronen werden in der Hülle des Reaktors abgebremst und erzeugen dabei Wärme.

In der späteren Anwendung wird mit der Wärme wie in herkömmlichen Kraftwerken zunächst Wasserdampf erzeugt, über Turbinen lässt sich anschließend Strom produzieren.

**1 Gramm** der Brennstoffe Tritium und Deuterium könnte bei einer Fusion so viel Energie liefern wie die Verbrennung von **11 Tonnen Kohle**.



amerika. Firmen wie TAE Technologies aus Kalifornien, die kanadische General Fusion oder eben CFS aus Massachusetts haben ausgefeilte Pläne. Zum Teil haben sie schon Prototypen gebaut. Sie wollen Fusionsenergie auf den Markt drücken wie Tesla das Elektroauto oder SpaceX die Weltraumraketen.

»Diese Start-ups sind überzeugt, dass sie die Fusion einen Riesenschritt voranbringen können«, sagt der Physiker Hartmut Zohm vom Max-Planck-Institut für Plasmaphysik in Garching, das selbst an Iter mitarbeitet. »Und sie setzen ihre Pläne energisch um.« Robert Mumgaard von CFS sagt: »Unser Antrieb ist der Klimawandel. Als eine von wenigen Lösungen wird Fusionsenergie dem ungeheuren Ausmaß dieses Problems gerecht.«

Mumgaard, 36 Jahre alt und Chef von etwa 50 Mitarbeitern, empfängt in einem zweistöckigen Backsteinbau in Cambridge, den sich die Firma mit dem Fusionsforschungszentrum des Massachusetts Institute of Technology (MIT) teilt. Er trägt einen weiten Pulli und ausgebeulte Jeans. Ihn faszinierten Bücher über Technikgeschichte, erzählt Mumgaard. Er wolle ver-

stehen, warum sich manche Erfindungen durchsetzen und andere vergessen werden. »Eine Erfindung kann wissenschaftlich spitze sein und es dennoch zu nichts bringen«, sagt Mumgaard. Ein Start-up müsse von Anfang an mitdenken, wie es sein Produkt in großer Zahl produzieren könne und stets an Kapital komme. »Steht auf deinem Plan an irgendeiner Stelle: »Hier muss ein Wunder geschehen«, ist es kein guter Plan.«

**Mumgaards eigenes Konzept** wurde von finanzmächtigen Investoren für solide befunden. In nur zwei Jahren hat CFS 115 Millionen Dollar eingesammelt, vor allem von Risikokapitalfirmen. Aber die technischen Probleme bleiben. Dazu gehört, dass ein Reaktor hohe Drücke erzeugen und ziemlich heiß werden muss, damit Atomkerne verschmelzen: 150 Millionen Grad Celsius. In der Hitze lösen sich im Reaktor Elektronen und Atomkerne voneinander und bilden ein Gemisch, das sich Plasma nennt: ein dünnes, elektrisch geladenes Gas. Unter diesen Bedingungen verwandeln sich zwei spezielle Wasserstoffkerne zu einem Heliumkern. Dabei entsteht ein extrem energiereiches Neutron – das Teilchen der Sehnsucht für eine stromhungrige Menschheit. In speziellen Reaktor-

modulen wird das Neutron abgefangen und seine Energie in Wärme umgewandelt. Mit ihr lässt sich Wasser erhitzen, eine Turbine antreiben.

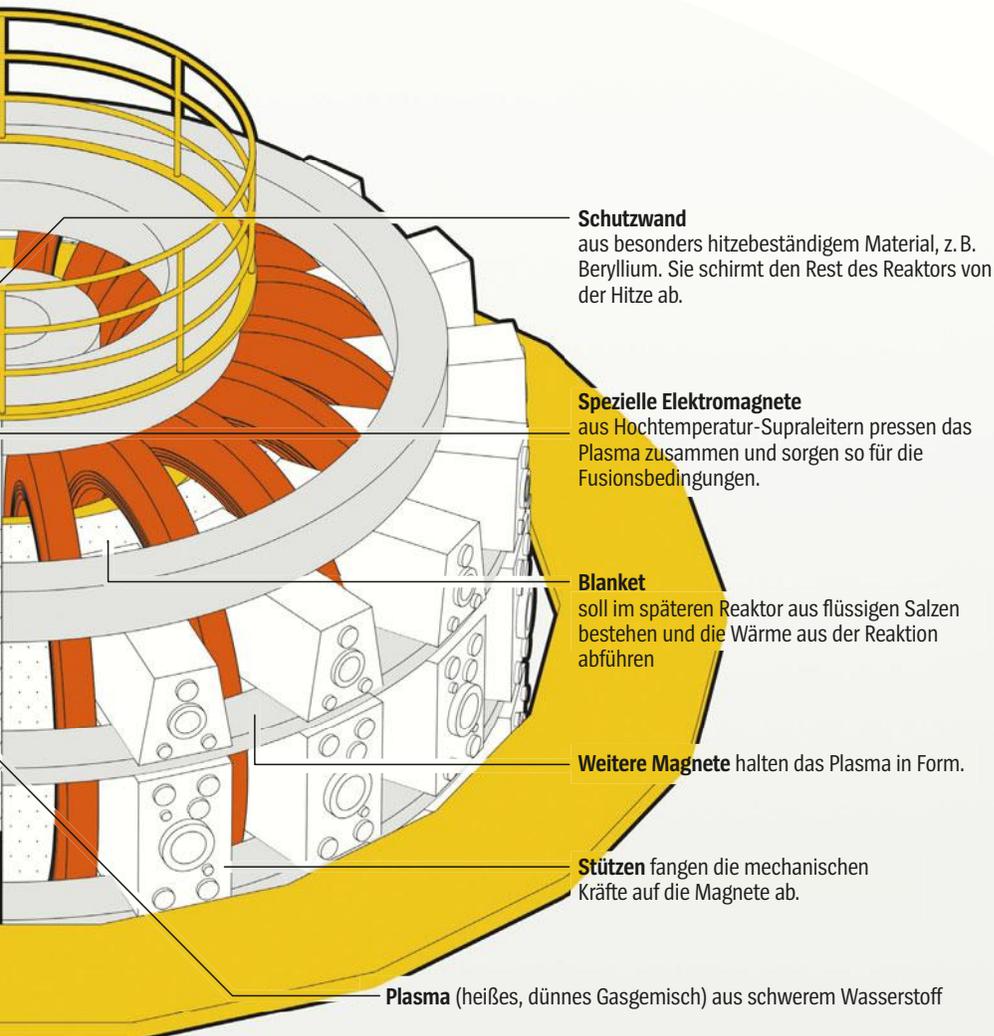
Kein Material der Welt hält aber 150 Millionen Grad aus – die Wand des Reaktors ist deutlich kälter. Was wiederum zur Folge hat, dass das Plasma abkühlt, sobald es die Wand berührt. Die Reaktion erlischt. Das hat zwar den Vorteil, dass im Störfall die Reaktion nicht außer Kontrolle geraten kann. Es zeigt aber auch, warum die Unternehmung so knifflig ist: Physiker müssen ein Gefäß bauen, in dem Plasma schwebt, ohne irgendetwas zu berühren, gehalten etwa von den Feldern starker Magneten.

Wenn Robert Mumgaard erklären möchte, warum er fest an seine Idee glaubt, führt er durch eine Halle voller schrankgroßer Energiespeicher und ein Tor in einer meterdicken Betonwand. Dahinter verbirgt sich eine blassblau gestrichene Riesentonne – das Vorbild für seine Sonnenmaschine. Die Tonne heißt Alcator C-Mod, der Reaktor ist ein Fossil der Fusionsforschung.

Jahrelang tüftelten Physiker des MIT an der Tonne herum. Mumgaard stieß 2008 dazu und war verantwortlich für eines der vielen Messinstrumente am Reaktor. Durch ein armdickes Rohr schoss er Teilchen ins Plasma und vermaß das magnetische Feld. Gemeinsam gelang es den Wissenschaftlern, die Plasmawolke immer besser zu formen. Schließlich, am vorerst letzten Betriebstag im Jahr 2016, stellte Alcator C-Mod einen Rekord auf. Der Reaktor presste die Wolke mit einem Druck zusammen, der mehr als zweimal so hoch ist wie in der Atmosphäre auf Meereshöhe. Das ist zwar verschwindend gering für das Sternenninnere, für einen Fusionsreaktor jedoch unerreicht. Vor allem aber konnte Alcator C-Mod diesen Druck lange halten – zumindest auf der Zeitskala von Atomkernen: zwei Sekunden.

Alcator C-Mod gehört zu den sogenannten Tokamaks. Das Gefäß dieses Reaktortyps ähnelt einem überdimensionalen Donut mit starken Magneten drum herum. Elektromagnetische Wellen heizen die Plasmateilchen auf, und die Magnete halten sie auf ihrer Bahn. Eine Sonne, eingefasst von Magnetkraft.

Tokamaks sind die am weitesten entwickelten Fusionsgefäße, jedoch längst nicht die einzigen. So wird am Max-Planck-Institut für Plasmaphysik in Greifswald ein sogenannter Stellarator erprobt; laut theoretischen Vorhersagen könnte er effizienter laufen als ein Tokamak, doch sein Bau ist noch anspruchsvoller. Unabhängig vom Reaktortyp gestaltet sich der letzte Schritt zum Sternfeuer zum Ver zweifeln schwierig. Entweder erreichen die Maschinen nicht den nötigen Druck



**Schutzwand**  
aus besonders hitzebeständigem Material, z. B. Beryllium. Sie schirmt den Rest des Reaktors von der Hitze ab.

**Spezielle Elektromagnete**  
aus Hochtemperatur-Supraleitern pressen das Plasma zusammen und sorgen so für die Fusionsbedingungen.

**Blanket**  
soll im späteren Reaktor aus flüssigen Salzen bestehen und die Wärme aus der Reaktion abführen

**Weitere Magnete** halten das Plasma in Form.

**Stützen** fangen die mechanischen Kräfte auf die Magnete ab.

**Plasma** (heißes, dünnes Gasgemisch) aus schwerem Wasserstoff

oder – wie Alcator C-Mod – nicht die erforderliche Temperatur.

Das Problem: Plasma liegt niemals ruhig. Ständig geraten seine elektrisch geladenen Teilchen in Turbulenzen, verlassen ihre Bahn und prallen gegen die vergleichsweise kalte Wand. Berechnungen zufolge bieten sich zwei Lösungen für dieses Problem an. Man kann den Donut entweder größer bauen, um den heißen Plasmakern besser von der Wand abzuschirmen. Das ist der Weg von Iter. Oder man baut stärkere Magneten, um das Plasma enger zusammenzudrücken. Das ist der Weg von Commonwealth Fusion Systems.

Unter Physikern gibt es einen verbreiteten Witz, schon seit den Sechzigerjahren: Fusionsenergie, lautet der, liege immer drei Jahrzehnte in der Zukunft. Das US-amerikanische Energieministerium stuft Fusionsenergie weiterhin als Grundlagenforschung ein, so wie die Suche nach dunkler Materie. In einem aktuellen Bericht des Bundeswirtschaftsministeriums zum Thema heißt es, Fusionsenergie werde »voraussichtlich erst nach 2050 verfügbar« sein. Für das Ziel, bis zur Mitte des Jahrhunderts weitgehend CO<sub>2</sub>-neutral zu werden, käme sie zu spät.

**Die öffentliche Förderung** von Fusionsprojekten halten Kritiker für Geldverschwendung. Die Grünen im Bundestag haben vor allem Iter im Visier, in das über die EU auch Millionen Euro aus Deutschland fließen. Iter werde »immer mehr zum Verpackungsschwindel«, weil es die Energiewende nicht vorantreibt. Das Geld steckt man besser in Ausbau und Erforschung erneuerbarer Energien.

Robert Mumgaard, der CFS-Chef, hält wenig davon, die Kernfusion und erneuerbare Energiequellen gegeneinander auszuspielen. Zumal sich »Megastädte wie Seoul, Tokio oder Singapur niemals mit erneuerbarer Energie versorgen werden«, glaubt er. Allein auf Sonne, Wasser und Wind zu setzen – das klingt für ihn naiv.

Mumgaard und sein Team arbeiten an den ersten Elektromagneten aus den Bandnudelstreifen. Etwa doppelt so stark wie die von Iter sollen sie werden. Die Kraft erzeugt einen extremen mechanischen Druck. »Niemand hat einen solchen Magneten je gebaut«, sagt Mumgaard.

Der Bau seines Tokamaks soll im nächsten Jahr beginnen, er soll aus 18 Powermagneten um ein Plasmagefäß von lediglich drei Meter Durchmesser bestehen – im Vergleich zu Iter wird sein Reaktor ein Winzling, weshalb Mumgaard mit einer kurzen Bauzeit rechnet. Im Jahr 2025 soll der Versuchsreaktor als erster das ersehnte Ergebnis erzielen: mehr Energie zu erzeugen, als man zum Betrieb reinpumpen muss.

Mumgaards Wundermaschine trägt nicht zufällig die Abkürzung »Sparc« und



Unternehmer Mumgaard am Reaktor Alcator C-Mod

»Hier muss ein Wunder geschehen«

lingt damit wie das englische Wort für »Funke«. Sparc soll eine Energierevolution entfachen.

Fast alle privaten Fusionsunternehmen versprechen einen durchschlagenden Erfolg im Laufe dieses Jahrzehnts. Anders als CFS verabschieden sie sich vom Tokamak – vor allem von den Megamagneten. So arbeitet die kanadische Firma General Fusion an einer Maschine, bei der 300 präzise getaktete Kolben auf eine Plasmakugel einhämmern. Dabei werden die Wasserstoffkerne für weniger als eine Millisekunde so eng zusammengedrückt, dass sie miteinander verschmelzen.

Derzeit sucht die Firma nach einem Bauplatz für einen Prototyp. Kanada sei im Gespräch, aber auch Großbritannien, sagt General-Fusion-Chef Christofer Mowry. »Wir haben die einzelnen Teile der Maschine erfolgreich getestet«, sagt er, »innerhalb der nächsten vier bis fünf Jahre fügen wir alles zusammen.«

Von den Firmen finanziell am besten ausgestattet ist vielleicht das kalifornische Unternehmen TAE. Es residiert in Foothill Ranch südöstlich von Los Angeles und hat nach eigenen Angaben mehr als 700 Millionen Dollar an Kapital eingeworben. Viele Jahre lang operierten die Wissenschaftler weitgehend im Geheimen, ohne

**»Da ist viel Science-Fiction dabei – ich bin skeptisch, ob alles immer schneller geht.«**

Website oder Firmenschild. Herausgekommen ist eine Maschine von der Länge zweier Busse. Sie schießt Plasmakringel von beiden Seiten aufeinander, die sich in der Mitte des Reaktors zu einer zigarrenförmigen Plasmawolke vereinen.

Die Maschine habe ihre Ziele in puncto Hitze und Plasmadauer erreicht, teilt die Firma mit und sieht sich für die geplante nächste Generation auf einem sicheren Weg: »Unsere Annahmen zufolge steigt die Stabilität des Plasmas mit der Temperatur.«

Der Physiker Hartmut Zohm ist mit den Konzepten der nordamerikanischen Firmen vertraut – und hat ernste Zweifel. Sie hätten noch nicht bewiesen, dass sie das Plasma so gut beherrschen können wie der Tokamak. »Dessen Vorsprung müssen sie erst einmal aufholen«, sagt er. Die Pläne für Mumgaards Sparc-Reaktor hält Zohm für das Konzept, das am meisten verspricht. Der Weg zu einem späteren Kraftwerk ist für ihn aber noch voller Unwägbarkeiten. »Da sind viele Science-Fiction-Elemente dabei, die man erst entwickeln muss«, sagt er. »Ich bin skeptisch, ob alles immer schnell und schneller geht.«

Skepsis gehört nicht zu den Tugenden von Start-ups, deshalb hat Robert Mumgaard längst ausrechnen lassen, welche Leistung ein Kraftwerk auf der Basis der Sparc-Technologie bereitstellen könnte; man kam auf 200 Megawatt. Das ist etwa ein Siebtel der Leistung eines durchschnittlichen Kernkraftwerks. Mumgaard sieht darin einen Vorteil: Sind Kernkraftwerke heutzutage im Grunde extrem kostspielige Einzelanfertigungen, könnten Fusionskraftwerke, einmal entwickelt, in großer Stückzahl industriell gefertigt werden.

Experten gehen davon aus, dass Fusionsenergie zwar teurer produziert werden würde als Strom aus Kernkraft und fossilen Brennstoffen, aber günstiger als Solar- und Windenergie. Doch viele Fragen sind offen: Wie lange hält der Reaktor der Hitze stand? Wie schnell wird die innerste Wand durch die Neutronen radioaktiv oder spröde und muss ausgetauscht werden? Vor allem aber: Wie wird das Kraftwerk aussehen? Wird es Plasma mit Kolben zusammendrücken, mit Kanonen aufeinander schießen oder mit Supermagneten zusammendrücken?

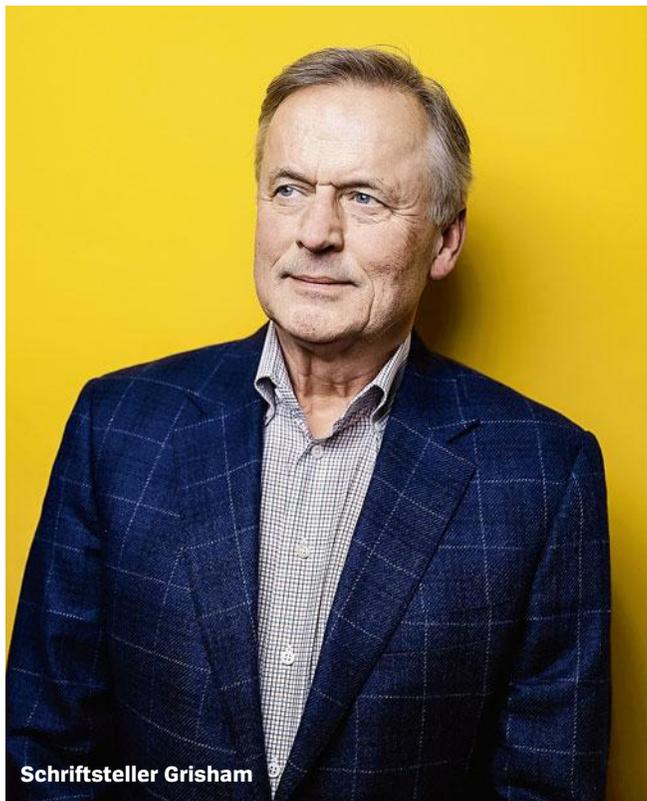
Robert Mumgaard schrecken die Konkurrenten nicht ab. »Fusionsenergie läuft nicht Gefahr, dass zu viele Konzepte funktionieren«, sagt er, »sondern dass am Ende keines funktioniert.«

Es ist 70 Jahre her, dass Physiker erstmals eine winzige Sonne in ein Gefäß einzusperren versuchten. Die Sorge, dass die Idee scheitern könnte, ist noch immer da. Martin Schlak

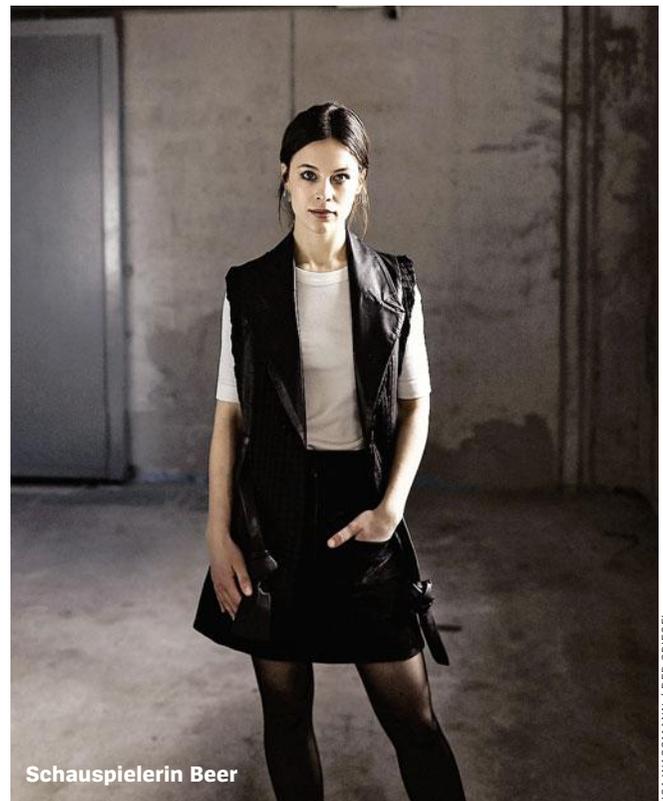
Mail: martin.schlak@spiegel.de

# Was sind die besten Bücher des Frühjahrs?

Nächste Woche als Beilage: **SPIEGEL BESTSELLER**, das neue Kulturmagazin. Alles Wichtige aus Literatur, Film und Musik.



Schriftsteller Grisham



Schauspielerin Beer

LISA WASSMANN / DER SPIEGEL

Thrillerautor John Grisham im Interview – eine Leseprobe aus dem nächsten SPIEGEL BESTSELLER:

**SPIEGEL:** In Ihrem neuen Roman »Die Wächter« sagt Ihr Held, ein Anwalt: »Ich hatte Hunderte Mandanten, und nach kurzer Zeit war ich an einem Punkt, an dem ich alle für schuldig hielt.« Sie waren selbst Strafverteidiger. Wie gut können Sie Menschen einschätzen?

**Grisham:** Es ist schwierig, nicht irgendwann jedem, der in die Kanzlei kommt, gefühllos, abgestumpft, zynisch und zweifelnd gegenüberzustehen.

**SPIEGEL:** Ich frage deshalb, weil Sie 2016 sagten, dass Donald Trump Ihnen keine Angst mache – im Gegenteil: Als Kandidat der Republikaner sei er am einfachsten zu schlagen.

**Grisham:** Das habe ich gesagt, mehrfach sogar. Vielleicht auch einmal zu viel. Andererseits kann ich mich nicht erinnern, wann ich mal bei einer Wahl richtiglag.

**SPIEGEL:** Lässt sich der Erfolg von Trump mit einer Faszination für Gauner erklären?

**Grisham:** Wir neigen dazu, Verbrecher zu unseren Helden zu machen. Trump hat auch etwas davon, er ist schamlos, wenn es um seine Laster geht. Er ist dreist genug, damit an-

zugeben, keine Steuern gezahlt zu haben. Das verschafft ihm sicher eine gewisse Anziehungskraft.

**SPIEGEL:** Diese ganzen Intrigen und Skandale unter Trump, die ans Licht der Öffentlichkeit dringen – steckt da auch ein Grisham-Thriller drin?

**Grisham:** Das Material wäre reichhaltig genug, na klar. Ich habe eine Weile darüber nachgedacht. Bei Trump und all den irren Geschichten habe ich allerdings das Gefühl, dass es zu verrückt klingen würde.



## Weitere Themen im nächsten SPIEGEL BESTSELLER

- Hausbesuch beim Stockholmer Krimiautor Arne Dahl
- Der Pianist Igor Levit beantwortet den SPIEGEL-BESTSELLER-Fragebogen
- Interview mit Schauspielerin Paula Beer
- Kübra Gümüşays kluges Sachbuch über Sprache und Politik

**SPIEGEL BESTSELLER** erscheint viermal im Jahr als Beilage des SPIEGEL.

# DER SPIEGEL

## Jetzt Prämie wählen

Sichern Sie sich eine Prämie für einen neuen SPIEGEL-Leser.



### Kärcher-Hochdruckreiniger K2

Modell »Full Control Home« mit Druckregulierung. Ideal für größere Flächen rund ums Haus. Ohne Zuzahlung.



### iPad Wi-Fi 10,2" 32 GB Spacegrau

Mit 10,2"-Retina-Display, Face ID/Touch ID und bis 10 Stunden Batterielaufzeit. Zuzahlung: € 249,-.



### Teasi ONE<sup>4</sup> Outdoor-Navi

Für Rad, Wandern, Ski und Boot. Mit 3-D-Kompass, Reiseführer und 8,8-cm-Display. Ohne Zuzahlung.



### Artemide Tolomeo Micro Tavolo

Zeitlos schöne Alu-Tischleuchte, in alle Richtungen verstellbar. Länge: ca. 73 cm. Zuzahlung: € 29,-.



### Wagenfeld-Tischleuchte WG 24

Aus vernickeltem Metall, Klarglas und Opalglas. Höhe: ca. 36 cm. Zuzahlung: € 179,-.



### JBL Flip 5 Bluetooth-Lautsprecher

Robust und wasserdicht. Bis zu 12 Stunden Spielzeit. Maße: 181×69×74 mm. Ohne Zuzahlung.



Bis zum 9.3.2020

### €120,- Prämie

Bei Bestellung bis 9.3.2020 erhalten Sie €120,- als Prämie. Schnell sichern!



### Thule Revolve 55-cm-Bordtrolley

Hartschalen-Handgepäckkoffer mit TSA-Schlössern. In Schwarz. Maße: 55×35×23 cm. Ohne Zuzahlung.

## Ja, ich habe geworben und wähle meine Prämie!

### SPIEGEL-Vorteile

- Wertvolle **Wunschprämie** für den Werber.
- Der Werber muss selbst kein SPIEGEL-Leser sein.
- Zum Vorzugspreis: statt € 5,30 nur € 5,10 je Ausgabe inkl. Lieferung.
- Auf Wunsch das Digital-Upgrade für nur € 0,70 je Ausgabe inkl. SPIEGEL-E-Books.

### Wunschprämie

- Kärcher-Hochdruckreiniger (5742)
- iPad 10,2" (5843) Zzgl. € 249,-
- Teasi ONE® (5776)
- Artemide Tolomeo (4265) Zzgl. € 29,-
- € 120,- Prämie (5010) **bis 9.3.2020**. Mein Konto für die Überweisung:

DE IBAN

### Anschrift des Werbers:

Frau  
 Herr  
Name, Vorname

Straße, Hausnr.

PLZ Ort

## Ich bin der neue SPIEGEL-Leser.

### Anschrift des neuen Lesers:

Frau  
 Herr  
Name, Vorname

Straße, Hausnr. Geburtsdatum

PLZ Ort

Telefon (für eventuelle Rückfragen) E-Mail (für eventuelle Rückfragen)

### Gleich mitbestellen!

Ja, ich möchte zusätzlich das Digital-Upgrade für nur € 0,70 pro Ausgabe beziehen statt für € 4,99 im Einzelkauf. SD20-015

Ja, ich wünsche unverbindliche Angebote des SPIEGEL-Verlags und der manager magazin Verlagsgesellschaft (zu Zeitschriften, Büchern, Abonnements, Onlineprodukten und Veranstaltungen) per Telefon und/oder E-Mail. Mein Einverständnis kann ich jederzeit widerrufen.

Der neue Abonnent liest den SPIEGEL für zunächst 52 Ausgaben für zurzeit € 5,10 pro Ausgabe statt € 5,30 im Einzelkauf, das Digital-Upgrade zusätzlich für € 0,70 pro Ausgabe. Das Abonnement verlängert sich automatisch und ist dann jederzeit zur nächsterreichbaren Ausgabe kündbar.

Ich zahle bequem per SEPA-Lastschrift\* vierteljährlich € 66,30, Digital-Upgrade halbjährlich € 18,20

DE IBAN

Datum  Unterschrift des neuen Lesers SP20-101-WT127



Coupon ausfüllen und senden an:  
DER SPIEGEL, Kunden-Service, 20637 Hamburg



040 3007-2700



abo.spiegel.de/p20

Der Werber erhält die Prämie ca. vier Wochen nach Zahlungseingang des Abonnementbetrags. Der Vorzugspreis von € 0,70 für das Digital-Upgrade gilt nur in Verbindung mit einem laufenden Bezug der Printausgabe, enthalten sind € 0,60 für das E-Paper. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Das Angebot gilt nur in Deutschland. Hinweise zu AGB, Datenschutz und Widerrufsrecht: www.spiegel.de/agb. SPIEGEL-Verlag Rudolf Augstein GmbH & Co. KG, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, Telefon: 040 3007-2700, E-Mail: aboservice@spiegel.de

\*SEPA-Lastschriftmandat: Ich ermächtige den Verlag, Zahlungen von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die vom Verlag auf mein Konto gezogenen Lastschriften einzulösen. Hinweis: Ich kann innerhalb von acht Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrags verlangen. Es gelten dabei die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen.

Gläubiger-Identifikationsnummer DE50ZZ00000030206

# Orgien des Beleidigens

**Linguistik** Mehrkillova, Büntesrepublik, Journalunken – die Rechten rüsten im Internet auch verbal auf. Jetzt hat ein Sprachwissenschaftler den bizarren Schmähwortschatz untersucht.

**W**urde je ein Mensch so innig geschmäht wie die Bundeskanzlerin? Es gibt Leute, die nennen Angela Merkel beharrlich Murksel, Mürkül oder Mehrkill (da sie angeblich beabsichtigt, das »deutsche Volk« auszurotten). Besonders gehässige Eiferer versteigen sich zu Adol-

Wie kommt eine solche Fülle an Beleidigungen zustande? Woher die Erfindungswut?

Wer das verstehen will, muss sich die Szene genauer ansehen. Sie besteht zu einem großen Teil aus Leuten, die wenig gemeinsam haben – außer dem Drang, andere niederzumachen. Im gehässigen Abwerten, glaubt Scharloth, finde die neue Rechte überhaupt erst zusammen. Wie es dabei zugeht, ist den einschlä-

Rom der Antike pflegten die Senatoren einander öffentlich wüst zu beleidigen, nicht zuletzt um das Publikum auf ihre Seite zu ziehen. In dieser Tradition steht auch der moderne Battle-Rap, bei dem die Musiker ihre Kontrahenten mit ausgetüfteltem Schmähesang »dissen«.

Bei den Rechten hingegen geht es kaum um die Pflege einer Kunstform. Sie begnügen sich auch nicht mit der schlichten Beleidigung, die nur Einzelne trifft – und in der Regel nicht lange vorhält. Was die Hassbürger mit der Sprache treiben, geht weit darüber hinaus. Sie setzen systematisch ganze Gruppen herab.

Zu diesem Zweck schmähen die Leute vom rechten Rand, wie es scheint, fast ohne Unterlass. Und sie sparen dabei kaum etwas aus: Es geht nicht nur gegen die gewählte Regierung (BRD-/DDR-Junta), die angeblich gezielt Flüchtlinge (Fickificki-Fachkräfte) ins Land holt, um die angestammte Bevölkerung auszurotten. Es geht auch gegen den Islam, den Feminismus, die Justiz, die Demokratie, kurz: das System. Selbst das ominöse Volk, dessen Willen man doch zu repräsentieren vorgibt, ist oft Gegenstand verächtlicher Tiraden. Ein Sauvolk wird es genannt, ein Hosenscheißervolk, eine Herde von Schlafschlachtschafen.

So kann sich die neue Rechte als elitäre Minderheit inszenieren, die alles längst durchschaut hat, während die Massen erst noch aufgeklärt werden müssen. Im

gigen Kommentarspalten zu entnehmen. »Dort spielen sich regelrechte Überbietungswettbewerbe ab«, sagt Scharloth. Der eine

Schreiber nennt die Kanzlerin Mehrkill, der nächste erhöht auf Mehrkillova (in diesen Kreisen wird die EU auch beharrlich EUdSSR genannt). Und wo es wieder mal um die verhassten Gutmenschen geht, ist von BestmenschInnen oder gar von Supergutüberhochleistungsbestmensch™ die Rede. Je bizarrer das Spottkonstrukt, desto besser die Aussichten auf den Beifall der Gleichgesinnten.

»Jeder will möglichst noch eins draufsetzen«, sagt Scharloth, »noch radikaler beleidigen.« Es gehe darum, Beachtung zu finden, sich als der Härtere zu zeigen. Die

Wahlbeschiss

Grabschylant

Hosenscheißervolk

Fickificki-Fachkräfte

Nazischuldneurose

Zionazi-Junta

Multikultifickificki-Europakalifat

Mitglied\*/Innen

Regierung

Rapefugee-Gutmenschen

Lügenpressensch

KÖTERvolk

Schlafschlachtschafen

Grün-Mültikulti

EUdSSR

rdmichelmassen

Supergutüberhochleistungsbestmensch™

Jubelvolk

Zwölferregierung

K(r)ampfkulturellen

lament schmähen sie als Abnickerabgeordnetenkloake, und bei den Medien sehen sie wahlweise Journalunken, Lügenpressenschmierulanten oder Presstituierte am Werk.

Scharloth ist Professor für Germanistik an der Waseda-Universität in Tokio; mit den bizarren Auswüchsen der Hassrede in der Politik ist er schon länger befasst. Für sein Projekt untersuchte er 29 beliebte Anlaufstellen der Rechten im Internet – vom Magazin »Tichys Einblick« bis hin zum extrem rechten Blog »PI-News«. Bei seinen Recherchen tat sich dem Forscher ein riesiger Fundus des Schmähens und Schimpfens auf: Mehr als 25 000 verschiedene Vokabeln hatte Scharloth am Ende beisammen.

altgedienten Kampfbegriffe seien dafür zu schlicht: »Einfach nur mit Lügenpresse kann da keiner mehr ankommen.«

Der Drang zum Eskalieren erinnert ein wenig an die Schimpfwortduelle, die sich Kinder gern liefern: »Du bist ein Pups-kackgemüse!« – »Und du ein Pipipups-kackgemüse.« So geht es bekanntlich, unter Prusten und Kichern, mit Begeisterung hin und her.

Auch Historiker kennen die Freude am überdrehten Lästern. Es gebe geradezu eine »Kunstform der rituellen Beschimpfung«, sagt Scharloth. Schon im

sprachlichen Furor gegen alles findet diese Bewegung Form und Mitte. Sie sei, sagt der Sprachforscher Scharloth, vor allem eine »Schmähgemeinschaft«. Den Zusammenhalt stellt das gemeinsame Vokabular her. Wortschöpfungen wie EUdSSR oder Multi-kulti-ficki-ficki-Europakalifat, für Uneingeweihte kaum verständlich, wirken nach innen wie Signale der Zugehörigkeit.

Die Sprache stellt ein »Wir« her, und auf der anderen Seite stehen »die ande-

Nordrhein-Wirdfallen

Murksel Annekrot

Mürkül

Stuckennack

Staats(ver)gewaltigung

Müsilün

ReGIERung

Kuscheljustiz

GemmpRothese

fela Ferkel und Schlimmerem.

Eine Stichprobe

im Internet förderte weit über tausend solcher Schmähvokabeln allein für die Kanzlerin zutage.

Die abgründige Sammlung verdankt man dem Sprachwissenschaftler Joachim Scharloth; er hat sie auf Onlineplattformen zusammengetragen, wo AfD-Anhänger, Rechtsradikale und sonstige Hassbürger verkehren. Das Publikum dort bringt es offenbar kaum noch über sich, Merkel einfach beim Namen zu nennen.

Auch sonst zeigen die neuen Rechten, wie der Forscher herausgefunden hat, eine seltsame Obsession für das Herumfickeln an Wörtern. Sie schreiben gern vielsagend ReGIERung und Büntesrepublik, das Par-

Tätervolk

Alimentempfänger

Fickificki-Fachkräfte

Zionazi-Junta

Multikultifickificki-Europakalifat

Mitglied\*/Innen

Regierung

Rapefugee-Gutmenschen

Lügenpressensch

KÖTERvolk

Schlafschlachtschafen

Grün-Mültikulti

EUdSSR

rdmichelmassen

Supergutüberhochleistungsbestmensch™

Jubelvolk

Zwölferregierung

K(r)ampfkulturellen

ren«: die Fickilanten zum Beispiel, die Migrassoren. Wer beständig mit solchen Wörtern auf Zuwanderer zielt, will diese Leute entwerten, entrechten und am Ende weghaben – egal wie.

Der Mechanismus ist schlicht, aber vielfach bewährt: Die Menschen werden auf rassistische Manier einer fiktiven Gruppe zugeschlagen; sie seien doch alle gleich, heißt es. Dann bekommt diese Gruppe infame Absichten angedichtet – bis im letzten Schritt die Fanatiker behaupten, das seien keine Menschen, sondern Schädlinge, die es zu eliminieren gelte.

Stimmvieh-Doofies

Feminismusgeschwür

Jüristün

KamelbeglückerX\*/\_Innen

Wahlurnenkult

Schwanzdurch-Abgeordnete

D-Gutmenschen

»Ein solcher Ausschluss muss sprachlich vorbereitet werden«, sagt Anatol Stefanowitsch, Sprachwissenschaftler in Berlin. Letztlich laufe es auf die Vernichtung der Geschmähten hinaus. Es müsse nicht zwangsläufig so enden, aber damit fange es an. Aus Sicht des Forschers

machen eingängige Vokabeln das Schmähen öko-

nsgericht

Presstituierte

(hantisch) D(ehile)

RechtsextremWICHSExperten

Repüblük

ANALytikern

U(ndemokraten)

Wahlurnenkult

nomisch und effizient. »Durch

sie werden Dinge sagbar, die man nicht mehr erklären muss. Und man kann sie jederzeit wie beiläufig einfließen lassen, auch wenn es gerade um etwas anderes geht.«

Die Rechte pflegt nicht umsonst mit Hingabe ihr Arsenal von Schmähwörtern. Etwas Ähnliches hat es bislang nicht gegeben. Zwar bilden soziale Bewegungen in der Regel einen Jargon aus – so wie beispielsweise die Spontis in den Siebziger Bankfurt für Frankfurt sagten. Aber viel weiter ging das kaum.

Nicht einmal die Nazis kannten einen solchen Reichtum abwertenden Vokabulars. Wenn sie hetzten und wüteten, griffen sie dabei eher selten auf spezielle Schmähwörter zurück.

Es gab damals eben noch kein Internet, kein Facebook, keine Onlineplattformen. Ein gemeinsames Wörterbuch der Gehässigkeit setzt voraus, dass viele Menschen zugleich daran arbeiten und es erweitern können. Die einen steuern Ideen bei, andere greifen sie auf und spitzen sie zu, und alle zusammen sorgen für Aus-

tausch und Verbreitung. Das geht nur, wenn die Bewegung in einem schriftbasierten Medium weit vernetzt ist.

Jetzt ist das alles möglich, und so treibt der Erfindergeist der neuen Rechten die absonderlichsten Blüten. Sie überdreht wohl auch deshalb penetrant ihr Schmähvokabular, weil sie noch nicht agieren kann, wie sie will – in den Wörtern steckt eine Art aufgestaute Handlungsbereitschaft.

Sprachforscher Scharloth wundert sich, »wie sehr ausgerechnet diese Leute die

Affgarnixtan 68er-Arschrichter

MitgliedX\*/\_Innen

Politikern

Journagogen

Wahlurnenkult

BRDDDRJUNTA

Sprache verhunzen. Dabei ist ihnen doch angeblich so sehr an der Reinheit des Deutschen gelegen«.

Gut möglich, dass im unaufhörlichen Verunstalten der Wörter schon der Wunsch zum Vorschein kommt, etwas Ähnliches mit den Menschen anzustellen, auf die man damit zielt – symbolische Gewalt an der Sprache nähme in gewisser Weise die reale vorweg. Der Eindruck drängt sich speziell bei den Namen auf, an denen der Hassbürger zugange ist. Sein Furor richtet sich besonders gegen die Frauen in der Politik – von der Grünenpolitikerin Claudia Roth, deren Name etwa als Rot(z)h verballhornt wird, bis hin zur Bundeskanzlerin mit ihren Aberhunderten von abfällig gemeinten Pseudonymen.

In früheren Kulturen war der Glaube verbreitet, wer mit allerhand Simalabim den Namen eines Menschen beschwöre, erlange auch Macht über ihn. So ganz ist die Namensmagie nie verschwunden. Die neue Rechte scheint ihr geradezu verfallen zu sein.

Besonders die vormalige SPD-Vorsitzende hatte unter zwangsoriginellen Wortspielen zu leiden: »Sie glauben gar nicht«, sagt der Sprachforscher Scharloth, »wie viele Namenswitze mit ›anal‹ über Andrea Nahles gemacht wurden.«

Die postpubertär verklemmte Narretei gehört offenbar zum Kernbestand des Schmähsystems. Die Hassbürger machen auch da vor kaum einer Peinlichkeit halt. Von Politikern ist in Scharloths Sammlung relativ häufig die Rede, von RechtsextremWICHSExperten und ANALytikern.

Das verrät auch einiges über Charakter und Reifegrad der Urheber. Es spricht das öffentliche Klo. Manfred Dworschak

# Gier, Geld und geheime Deals – die Enthüllungen gehen weiter

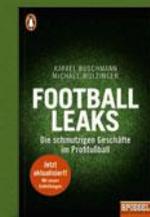


BAND 2 · 576 Seiten

Paperback · € 20,00 (D)

Auch als E-Book und Hörbuch erhältlich

In ihrem neuen Buch geben die SPIEGEL-Journalisten Rafael Buschmann und Michael Wulzinger wieder exklusive Einblicke in die zunehmend mafösen Strukturen im Spitzenfußball. Dabei erzählen sie auch die Geschichte des Whistleblowers, der die spektakulären Enthüllungen möglich gemacht hat – und dafür nun im Gefängnis sitzt. Sein Schicksal zeigt, wie gnadenlos die Branche gegen jeden vorgeht, der ihr gefährlich werden kann...



BAND 1

352 Seiten aktualisiert

und erweitert 2018

Broschur · € 10,00 (D)

Auch als E-Book und

Hörbuch erhältlich

DVA  
www.dva.de

SPIEGEL  
BUCHVERLAG



THOMAS DEMAND, VG BILDKUNST, BONN 2020



LOTHAR MILATZ / ARTO / KUNSTPALAST

Fotografie »Badezimmer« von Thomas Demand, 1997 (Nachbau der Badewanne, in der der tote Uwe Barschel lag), Elfenbeinfigur »Frau, Haare waschend« von Yasumasa, um 1900, Gemälde »Les Captifs« von Maurice Denis, 1907



CHRISTIAN DEVIEESCHAUWER

## Körper und Macht

**Kulturgeschichte** In Baden-Baden widmet sich eine Ausstellung der Entwicklung des Bades.

● Wo passt eine Ausstellung übers Baden besser hin als nach Baden-Baden? Kommenden Samstag beginnt die Schau unter dem Titel »Körper. Blicke. Macht. Eine Kulturgeschichte des Bades« in der Staatlichen Kunsthalle des Kurorts. Sie setzt in der Antike an, reicht bis in die Gegenwart und erinnert daran, dass Wasser in manchen Epochen eher zum Bierbrauen als zur Körperpflege eingesetzt wurde. Noch im späten Mittelalter waren öffent-

liche Badestuben sehr beliebt – und weil sie nicht ausschließlich der Leibeshygiene dienten, galten sie manchem Mönch als Sündenpfl. Vor allem Pestepidemien führten dazu, dass große Teile der Bevölkerung dem Wasser misstrauten. Es galt nun als unsauber, und wer es sich leisten konnte, ersetzte es durch Parfüm. Die Nutzung von Seife verbreitete sich aufgrund der industriellen Herstellung erst im 18. Jahrhundert, Wasser und

Waschen kamen wieder in Mode. Das wurde dem Pariser Arzt und Revolutionär Jean-Paul Marat zum Verhängnis. Er wurde am 13. Juli 1793 von einer politischen Gegnerin erstochen, als er zu Hause ein Bad nahm – diverse Gemälde zeigen ihn als Wasserleiche. Überhaupt inspirierte das Thema des Bades und der Badenden die Künstler vieler Epochen. Oft war es bloß ein Vorwand, nackte Körper darstellen zu dürfen. UK

## Jazz

### Große Veteranin

● So alt, wie sie heute ist, 83 Jahre, hätte sie noch mit den Großen des goldenen Jazzzeitalters spielen können, damals, in den späten Fünfzigern und frühen Sechzigern. Aber Carla Bleys Zeit begann eigentlich erst, als Jazz nicht mehr supercool war, sondern schon eine Musik für Kenner, die im Schatten des Rock stand. Heute macht die Pianistin Jazz, der fast wie klassische Sonaten aufgebaut ist – in mehrsätzigen Kompositionen. Das vierteilige Titelstück

ihres neuen Albums »Life Goes On« ist Kammermusik auf Basis des Blues: drei Instrumentalisten, neben Bley ihr Lebensgefährtin, der Bassist Steve Swallow, sowie Andy Sheppard am Saxofon, vereint in gelassener Könnerschaft, in der Liebe zum Spiel miteinander und zur Melodie. Es ist ein wunderbares, leichtherzig stimmendes Werk, getragen von Reue und Zuversicht. Die goldene Zeit des Jazz mag lange vorbei sein – aber diese Platte vermittelt eine Ahnung davon: So ist das, wenn die Großen miteinander musizieren. SHA



CATERINA DI PERRI / ECM RECORDS

Bley

## Malerei

### Fieberndes Genie

● Rom feiert von kommender Woche an den Renaissancekünstler Raffael mit einer spektakulären Schau – sollte sich das Coronavirus nicht weiter im Land ausbreiten, so dass die Museen schließen müssen. Raffael starb vor bald 500 Jahren, am 6. April 1520, der 37-Jährige war einem mysteriösen Fieber erlegen. Seine Zeitgenossen verehrten ihn als »Gott der Kunst«. Gleich zwei Päpste hat er porträtiert, Julius II. und Leo X., und in der Jubiläumsschau werden beide Bildnisse erstmals zusammen zu sehen sein, eine

Sensation. Das eine wird von der National Gallery in London ausgeliehen, das andere von den Uffizien in Florenz, dort allerdings ist der wissenschaftliche Beirat gerade zurückgetreten, weil er mit dem Transport der alten Tafel nicht einverstanden war. In Rom – in der Ausstellungshalle Scuderie del Quirinale – hängen die Papstbilder also von Donnerstag an neben Darstellungen lieblicher Madonnen und auch neben dem freizügigen Porträt einer jungen Frau, von der spätere Raffael-Bewunderer annahmen, sie sei die Geliebte des Künstlers gewesen. UK

## Kino

### Herz in der Finsternis

● Die junge Frau heißt Waad al-Kateab, sie kam nach Aleppo, um dort zu studieren – und geriet in eine Revolution, die sich zu einem Krieg entwickelte. »Für Sama«, die oscarominierte Journalistin Waad al-Kateab, erzählt von einer Heldin, die inmitten der Kämpfe und Bombardements Mutter wird. Die Filmarbeit begann als eine Art visuelles Tagebuch, gefilmt mit dem Smartphone. Mit Unterstützung

des britischen Filmemachers Edward Watts wurde daraus eine mehrere Jahre umfassende Chronik des massenhaften Sterbens, der wachsenden Verzweiflung und der nie versiegenden Hoffnung. Die Bilder blutiger und schwer versehrter Körper sind manchmal kaum zu ertragen. Doch Kateabs Entschluss, den Umständen zum Trotz ihrer Tochter Sama das Leben schenken, gibt dem Film enorme Kraft. Er wirkt wie ein heroischer Akt des Widerstands gegen eine Welt, die unmenschlicher kaum sein könnte. Ein ebenso harter wie zartfühlender Film. LOB

## Literatur

### Chemnitzer Kämpferinnen

● Einfach mal die Welt verändern, Musik machen und Spaß haben. Dafür ist Gisela von Dresden nach Chemnitz gezogen. So ein Umzug ist für echte Dresdner natürlich ein Verrat. Von der Schönheit ins verachtete Hässliche, das macht man einfach nicht. Paula Irmschler, 1989 in Dresden geboren, »Titanic«-Redakteurin, hat ihren ersten Roman »Superbusen« genannt. So heißt auch die Band, die die Romanheldin Gisela in Chem-

nitz mit Freundinnen gründet. Einfach um für immer zusammen zu sein, gemeinsam politisch links zu bleiben, zu trinken und zu feiern. Die Band hilft dabei, nicht alt und lang-



PRIVAT

Irmschler

weilig und konservativ zu werden. Von solchen Leuten ist die Welt ohnehin schon voll genug. Irmschler erzählt vom Partyleben in Chemnitz, vor allem aber von der Politik. Von den Nazis der Stadt, der Toleranz der Bürger gegenüber den Rechtsextremen. Sie erzählt von den alltäglichen Bedrohungen, denen erkennbar Linke und Menschen, die für Ausländer gehalten werden, ausgesetzt sind. Staunend und spöttisch beschreibt die Autorin die Sekundenbesuche wohlmeinender Demonstranten, Musiker, Politiker in der Stadt immer dann, wenn die Nazis der Stadt allzu

auffällig geworden sind. Und sie berichtet von der Stille und dem alltäglichen Kampf danach. »Superbusen« ist auch ein Roman über den Kampf der Protagonistin mit sich selbst. Gisela entspricht nicht der Körpormorm, ist superdick – und davon erzählt dieses eindrucksvolle Debüt ebenfalls: über die Scham, das Leiden, den nie endenden Spott, die Angst und die Schwierigkeiten der Heldin, selbst mit den besten Superbusen-Freundinnen über das Offensichtliche zu reden. vw

Paula Irmschler: »Superbusen«. Claassen; 320 Seiten; 20 Euro.

# Der Verrat

**Literatur** Ingo Schulze wurde in Dresden geboren und nach der Wende einer der erfolgreichsten Schriftsteller des Landes. Hat er sich den Erfolg durch Verleugnung des Ostens und seiner selbst erkauf? Sein neuer Roman ist ein Geständnis. *Von Volker Weidermann*

**D**ieses Werk ist ein Angriff auf die Etablierten. Ja, fehlt es denn daran?, möchte man fragen. Sind diese Etablierten zurzeit nicht ohnehin von allen Seiten scharfen Angriffen ausgesetzt? Sind die Etablierten von einst nicht längst die Zittrigen von heute? Und muss man in dieser Situation ihre sturmreife Festung noch bombardieren?

Doch das Interessante an »Die rechtschaffenen Mörder«, dem neuen Roman von Ingo Schulze, 57, der am 4. März erscheint, ist, dass hier von innen geschossen wird: aus der Festung gegen die Mauern, die das Innere und ihre etablierten Bewohner doch eigentlich schützen sollen. Es ist ein Buch über den von Hass und Ressentiments beherrschten Osten Deutschlands, aus der Perspektive von einem, der weggegangen ist. Der seine Herkunftswelt hinter sich gelassen hat, um im Westen Erfolg zu haben. Und der sich jetzt fragt: Hat sein Verrat, seine »Selbstentleibung« Ost, zu der Situation, wie sie heute ist, beigetragen?

**Es beginnt im Legendenton**, mit der Beschreibung einer Welt, die lang schon untergegangen ist: »Im Dresdner Stadtteil Blasewitz lebte einst ein Antiquar, der wegen seiner Bücher, seiner Kenntnisse und seiner geringen Neigung, sich von den Erwartungen seiner Zeit beeindrucken zu lassen, einen unvergleichlichen Ruf genoss.« Er heißt Paulini und ist ein geistiger Herrscher der alten DDR, eine Art Gegenkönig zu der Draußenwelt, er scheidet in seinem Antiquariat die geistigen Werte in bleibende und vergängliche. Er ist der Herr des Kanons, ein Bauherr der geistigen Grundlagen der Zeit und einer, der durch seine literarischen Kenntnisse die alte Buchwelt zum Leben zu erwecken vermag. Im Gespräch mit den Besuchern seiner Welt. Geld spielt in diesem Laden kaum eine Rolle. Wertvolle Werke gibt er auch mal für beinahe nichts ab, wenn der Kunde ihm gefällt und wenig Geld hat.

Den Sommer und Herbst 1989 unterschätzt dieser Paulini dann jedoch. Er macht bei den Demonstrationen nicht mit, warnt, man dürfe den Machthabern nicht ins offene Messer laufen, und weiß, es wür-

de sich sowieso nichts ändern. Zu viel Kontakt mit der Ewigkeit kann den Blick auf die Gelegenheiten des Jetzt schon trüben.

Nach der sogenannten Wende geht es mit Paulini und seiner Welt bergab. Die Kunden bleiben aus, haben Besseres zu tun, als alte Bücher zu kaufen, und Paulinis Be-

stände verlieren von einem Tag auf den anderen komplett ihren Wert. Erschüttert sieht der Antiquar Bücherberge auf Müllhalden, die gesamte DDR-Produktion, Klassiker, Dissidentenwerke, Neues, Altes: Was eben noch ein wertvoller Schatz war, ist plötzlich Abfall, der von Müllbaggern



Ingo Schulze: »Die rechtschaffenen Mörder«. S. Fischer; 320 Seiten; 21 Euro.

zusammengeschoben wird. Der Mann, der eben noch auf dem festen Grund der Ewigkeit thronte, verliert den festen Boden unter sich. Aus dem Haus im Dresdner Villenstadtteil Blasewitz muss er auch raus, er zieht mit den geretteten Büchern aufs Land, wo die Elbeflut seinen Buchbestand bald weiter dezimiert. Seine Frau, erfährt er, hat ihn und seine Bücherfreunde jahrelang an die Stasi verraten. Paulini – ein Hiob der alten DDR. Man muss sich schon sehr eng mit der Ewigkeit verbunden wissen, um all diese Schicksalsschläge zu verkraften.

Am tiefsten aber, so erzählt es der Roman, trifft ihn der Verrat. Verrat seiner alten Kunden, der Menschen, denen er einst geistiger Führer ins Bücherreich gewesen ist, denen er die lebendige Welt der Literatur eröffnete. Besonders der Verrat

von zweien trifft ihn ins Herz. Sie sind beide höchst erfolgreiche Schriftsteller geworden in der Zeit nach dem Mauerfall. Sie haben Preise, Ruhm, Geld und Erfolg erungen, aber, so sieht es der Antiquar, um den Preis des Vergessens. Um den Preis der Verleugnung ihrer geistigen Herkunft, Verleugnung von ihm, Paulini.

Einer heißt Gräbendorf, ist Götterlieb-ling des Feuilletons West. Bei den alljährlichen Empfängen der Villa Massimo, der Repräsentanz westdeutschen Dichterglanzes in Italien, führt er sich auf wie ein Außenminister des Geistes. Der Schriftsteller Durs Grünbein dürfte das Vorbild dieser Figur sein. Der andere, etwas weniger arri-riert und abgehoben, aber nicht weniger ostflüchtig und selbstverleugnend, trägt im Buch einen weniger verhüllenden Na-

men. Er heißt Schultze. Der Mittelteil des Romans wird von diesem Schultze in der Ichperspektive erzählt. Und vielleicht ist er sogar der Mann, der Paulini eines Tages von einem Felsen stürzen wird. Warum?

**Wir klingeln beim echten Schulze,** Ingo Schulze ohne t. Er wohnt im westlichsten Westen Berlins, in einer Altbauwohnung am Lietzensee. Die Klingel unten ist ein ultramoderner Touchscreen, man muss die Namen der Bewohner alphabetisch herunterscrollen, bis man bei S angelangt ist. »Ja, ja, peinlich diese Klingel«, sagt der Schriftsteller bei der Begrüßung. Müsse er sich jedes Mal aufs Neue für entschuldigen. Er lebt in einem herrlichen Altbau, große Wohnküche, langer Holztisch, Fensterfront auf den See hinaus. Unten ein kleiner Garten mit Pavillon am See, der Sturm der letzten Tage hat große Äste von den Bäumen gerissen, jetzt liegen sie, zu einer kleinen Barrikade gestapelt, aufeinander.

Ingo Schulze ist ein freundlicher, offener Mann mit einem weichen Gesicht, runder Brille, die Locken kurz geschnitten, er formuliert langsam und etwas umständlich. Verliert während eines Satzes öfter mal den Faden. Er beginnt das Gespräch mit dem etwas irritierenden Satz: »Selbstverständlich stehe ich zu dem Buch und habe da jeden Satz geschrieben, aber...« Was ist denn das? Wir haben doch noch gar nicht angefangen? Sind wir mit unserem besonders kritischen Gesicht gekommen? Schulze fährt fort: »Es gab noch kein Buch von mir, bei dem es mir so schwerfiel, drüber zu reden.« Im weiteren Verlauf des Gesprächs wird Schulze immer wieder sagen: »Aha, so sehen Sie das?« und »Sehen Sie, das hab ich noch gar nicht kapiert.« Vor allem ist er sehr daran interessiert, seiner Romanfigur Schultze den Mord an seiner Hauptfigur Paulini anzuhängen – der im Buch gewaltsam zu Tode kommt, ohne dass der Täter explizit genannt wird –, während wir Leser den Mann für harmlos und zu einem Mord nicht fähig halten.

Ingo Schulze ist seit vielen Jahren der vielleicht beliebteste Ost-Erklärer des Westens. Während der Wende gründete er im thüringischen Altenburg eine Zeitung, ging 1993 im Auftrag eines Unternehmers nach Sankt Petersburg, um dort ein Anzeigenblatt zu gründen, kam zurück und schrieb sein erstes Buch, das gleich das Glück im Titel führte: »33 Augenblicke des Glücks«. Einen großen Erfolg feierte er dann mit den 1998 erschienenen Geschichten aus der ostdeutschen Provinz, »Simple Storys«, ein fantastisches Buch, lakonisch, cool, selbstironisch. Als besondere Qualität des Bandes führt Wikipedia heute noch das



FABIAN ZAPATKA / DER SPIEGEL

**Autor Schulze (r.), Redakteur Weidemann**

»Lesen Sie doch mal hier«

Fehlen jedweder Nachwendeweinerlichkeit an. Endlich also einer, der nicht jammert. Der beschreibt, staunt, großartig schreiben kann und Erfolg hat im neuen Land.

Nach seiner Rückkehr aus Sankt Petersburg zog er nach Berlin, hat seitdem fast ununterbrochen im Westen gelebt. Er fügt hinzu: »Der Verlag, die Zeitungsrezensionen, die Lesungen, das war alles Westen. Erst bei einem Interview 1998 sagte mir ein Journalist von der ›Süddeutschen Zeitung‹: ›Sie müssen mir das nicht alles erklären, ich bin auch aus dem Osten.‹ Da merkte ich zum ersten Mal, dass ich ganz selbstverständlich immer einen West-Gesprächspartner voraussetzte und mich auch so verhielt.«

Das neue Buch schwankt zwischen den Welten, erzählt auf unsicherem Grund, das ist seine große Qualität. Es besteht aus drei Teilen. Der erste ist eine Beschworung der alten Bücherwelt. Vorbild für den gewählten Ton war, so Schulze, die fantastische Legende von Joseph Roth »Der Korallenhändler« über einen Juden am Rand der Donaumonarchie, Liebhaber und Verkäufer jener herrlichen Unterwasserwesen. Bis ein anderer Händler künstliche Korallen verkauft. Billiger und makelloser. Natürlich kaufen alle nur noch die tollen Kunstkorallen. Eine Welt stürzt ein.

Die DDR als untergehende Buchlegende also. Schulze beschreibt dieses von der Außenwelt hermetisch abgeschlossene, elitäre Buchstabenreich beschwörend genau. Ein verführerisches Land im Land, wo man sich, von Büchern beschützt, für die Ewigkeit einrichten konnte. Das Draußen war klein und egal.

Der zweite Teil ist aus der Sicht dieses Schultze geschrieben. Er hat Erfolg im Westen und vergisst Paulini. Hat deshalb auch ein schlechtes Gewissen, das er auffängt, indem er einen ehrenvollen Festvortrag über ihn hält. Da kann Paulini sich doch freuen. Der große Schultze, der den kleinen Buchhändler auch im Erfolg nicht vergessen hat.

**Aber da kommt Lisa ins Spiel.** Sie ist mit beiden liiert, zunächst geblendet vom West-erfolgstypen Schultze, doch je länger es währt, desto härter rechnet sie mit ihm ab. Wirft ihm Verrat am Osten vor, Selbstentlebung, Ostentlebung. Schulze fragt sich: »Machte ich Konzessionen? Oder merkte ich das schon nicht mehr? War ich für Lisa einer jener Hampelmänner, von denen sie sprach, die überall und immer verfügbar waren, wenn sie nur einen Zipfel Öffentlichkeit ergattern konnten, die ganz automatisch, wenn sie sprachen, sich an ein Publikum im Westen wandten?«

Lisa hat, in der Perspektive des Romans, ziemlich recht. Schultze hat Paulini und dessen Welt verraten. Und Paulini driftet ab ins Ressentiment, gegen Ausländer, gegen die ganze neue Welt da draußen. Ein Rechtsextremer. Lisa entscheidet sich ge-



**Entsorgte DDR-Bücher 1991**

Zerstörung der geistigen Grundlagen

gen das Erfolgswürstchen Schultze und für den verlorenen Antiquar. Das bekommt beiden nicht gut, von der herrlichen Goldsteinaussicht in der Sächsischen Schweiz stürzen sie in den Tod. War es Mord? Hat der rechtschaffene Schultze die beiden gestoßen? Aus Eifersucht? Oder um seine eigene peinliche Herkunftswelt endgültig zum Verstummen zu bringen?

Wer auch immer der Mörder war – falls es überhaupt ein Mord gewesen ist: Ingo Schulze hat in seinem neuen Roman einen Rechtsextremen zum Opfer gemacht. Opfer der Verhältnisse, Opfer des Verrats der angepassten Superwestler, Opfer einer Literatur, die die eigene Herkunft vergessen hat. Muss das sein? Brauchen wir in diesen Tagen wirklich einen verständnisvollen Mitleidsroman für Rechtsextreme? Ist nicht Entschlossenheit gegen rechte Idioten gefragt? Die Antwort ist natürlich: ja.

Trotzdem ist es erstens literarisch immer interessant, sich seiner eigenen Sache nicht ganz sicher zu sein, Fragen zu stellen, wo die Welt von allen Seiten mit klaren Antworten umstellt ist. Zweitens ist es einfach eindrucksvoll, die Geschichte der Wiedervereinigung noch einmal als eine Geschichte der Zerstörung der geistigen Grundlagen einer Welt darzustellen, von einem Tag auf den anderen. Das Bild der Büchermüllberge, die Geschichte eines Mannes, der einfach den Boden unter den Füßen verliert. Wo er eben noch auf den Werken der Ewigkeit stand.

**Wahrscheinlich sind die beiden selbst gesprungen – oder ein Nazi hat sie hinabgestoßen.**

Und das ist alles nicht aus der Perspektive eines Uwe Tellkamp geschrieben, der in seinem Erfolgsroman »Der Turm« eine ganz ähnliche, luftabgeschlossene höhere Herkunftswelt entwarf und der in seiner 1000-seitigen Fortsetzung womöglich – das legen die politischen Äußerungen Tellkamps und die bekannten ersten Passagen nahe – eine rechtsextreme und ausländerfeindliche Gesinnung der gefallenen Helden als folgerichtige Konsequenz der Westdominanz beschreiben wird.

Ein solcher entschuldigender Fatalismus der Geschichte liegt Ingo Schulze fern. Er will es sich nur nicht zu einfach machen. Er sitzt jetzt hier an seinem Tisch in der Wohnung am See und sagt: »Ich wollte natürlich was viel Kritischeres über das Rechtsaußen schreiben und merkte plötzlich – da kommen wir Etablierten ja viel mehr in den Blickpunkt.« Und er fügt hinzu: »So ein Etablierter bin ich natürlich auch. Es ist durchaus auch eine Auseinandersetzung mit mir und meiner Rolle.«

**In den ersten beiden Teilen** gelingt Schulze das großartig. Die Legende des Bücherreichs im ersten, der schwankende Schultze im zweiten. Der abschließende dritte Teil ist der schwächste. Das liegt daran, dass ihm die Selbstbeichtigung in letzter Konsequenz nicht gelingt. Es sind sehr komische Szenen, wie jetzt der Autor an seinem Tisch den Kritiker von der Schuld seines Alter Ego zu überzeugen versucht. »Lesen Sie doch mal hier.« »Dort, das ist doch ein Indiz. Was macht der Schultze denn zur Tatzeit bitte in der Sächsischen Schweiz?« Und schließlich: »Ich denke schon, dass er ein Mörder ist.«

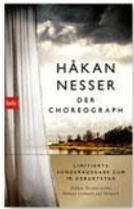
Das denken wir leider nicht. Wir müssen den verdächtigen Selbstverleugner Schultze in diesem Indizienprozess freisprechen. Der Mann mit dem »t« im Namen ist einfach ein etwas zu gutmütiger, selbstgenügsamer, harmloser Herr, als dass er die verlorenen Ostler da von der Goldsteinaussicht wirklich hinabstürzen würde. Wahrscheinlich sind die beiden selbst gesprungen – oder ein Nazi hat sie hinabgestoßen.

Ingo Schulze will seinem literarischen Spiegelbild einen Mord in die Schuhe schieben, will ihn und sich selbst schuldiger machen, als sie beide wohl sind. Es scheint, als konnte er vielleicht sein Werk und sich selbst nicht wirklich genau. Für die Leser aber ist dieses Schwanken, sind diese Fragen, diese Zweifel, Selbstzweifel und auch die Irrtümer ein Glück. Erzählt dieses Werk doch nicht nur von den fatalen blinden Flecken der deutschen Geschichte der vergangenen 30 Jahre, sondern auch von der Selbstbeichtigung, dem Schwanken und der Schwäche derer, die eigentlich kämpfen müssten.

# SPIEGEL Bestseller

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin »buchreport« (Daten: media control); nähere Informationen finden Sie online unter: [spiegel.de/bestseller](http://spiegel.de/bestseller)

## Belletristik

- 1 (1) **Pascal Mercier**  
**Das Gewicht der Worte** Hanser; 26 Euro
- 2 (2) **Delia Owens** **Der Gesang der Flusskrebse** Hanserblau; 22 Euro
- 3 (4) **Saša Stanišić**  
**Herkunft** Luchterhand; 22 Euro
- 4 (3) **Lisa Taddeo**  
**Three Women. Drei Frauen** Piper; 22 Euro
- 5 (7) **Monika Helfer**  
**Die Bagage** Hanser; 19 Euro
- 6 (5) **Sebastian Fitzek**  
**Das Geschenk** Droemer; 22,99 Euro
- 7 (9) **Susanne Fröhlich**  
**Ausgemustert** Knauer; 16,99 Euro
- 8 (8) **George Saunders**  
**Fuchs 8** Luchterhand; 12 Euro
- 9 (6) **Lucinda Riley**  
**Die Sonnenschwester** Goldmann; 22 Euro
- 10 (10) **Sigrid Nunez**  
**Der Freund** Aufbau; 20 Euro
- 11 (11) **Jussi Adler-Olsen**  
**Opfer 2117** dtv; 24 Euro
- 12 (12) **Ildikó von Kürthy**  
**Es wird Zeit** Wunderlich; 20 Euro
- 13 (15) **Bov Bjerg**  
**Serpentinen** Claassen; 22 Euro
- 14 (17) **Christian Baron**  
**Ein Mann seiner Klasse** Claassen; 20 Euro
- 15 (13) **Dror Mishani**  
**Drei** Diogenes; 24 Euro
- 16 (18) **Ingrid Noll**  
**In Liebe Dein Karl** Diogenes; 24 Euro
- 17 (-) **Håkan Nesser**  
**Der Choreograph** btb; 20 Euro  


Der schwedische Kriminal-  
schriftsteller schickt eine  
Frau und einen Mann in ein  
einsames Ferienhaus,  
wo sie bald gruselige Eigen-  
heiten offenbaren.
- 18 (-) **Jojo Moyes** **Wie ein Leuchten  
in tiefer Nacht** Wunderlich; 24 Euro
- 19 (14) **Katja Oskamp** **Marzahn,  
mon amour** Hanser Berlin; 16 Euro
- 20 (-) **Ursula Poznanski**  
**Erebos 2** Loewe; 19,95 Euro

## Sachbuch

- 1 (2) **Jonathan Franzen**  
**Wann hören wir auf, uns  
etwas vorzumachen?** Rowohlt; 8 Euro
- 2 (1) **Bas Kast** **Der Ernährungskompass**  
C. Bertelsmann; 20 Euro
- 3 (3) **Stephen Hawking** **Kurze Antworten  
auf große Fragen** Klett-Cotta; 20 Euro
- 4 (8) **Kübra Gümüşay**  
**Sprache und Sein** Hanser Berlin; 18 Euro
- 5 (5) **Peter Wohlleben**  
**Das geheime Band zwischen  
Mensch und Natur** Ludwig; 22 Euro
- 6 (12) **Ajahn Brahm**  
**Der Elefant, der das Glück vergaß**  
Lotos; 16,99 Euro
- 7 (-) **Walter Kohl** **Welche Zukunft  
wollen wir?** Herder; 24 Euro
- 8 (6) **Marc Friedrich / Matthias Weik**  
**Der größte Crash aller Zeiten**  
Eichborn; 20 Euro
- 9 (-) **Patrik Svensson**  
**Das Evangelium der Aale** Hanser; 22 Euro
- 10 (4) **Umberto Eco**  
**Der ewige Faschismus** Hanser; 10 Euro
- 11 (13) **Doris Dörrie**  
**Leben, schreiben, atmen** Diogenes; 18 Euro
- 12 (7) **Gerhard Wisniewski**  
**verheimlicht – vertuscht –  
vergessen 2020** Kopp; 14,99 Euro
- 13 (15) **Vincent Klink** **Ein Bauch  
lustwandelt durch Wien** Ullstein; 24 Euro
- 14 (11) **Peter Maffay**  
**Hier und Jetzt** Lübbe; 20 Euro
- 15 (14) **Michelle Obama**  
**Becoming** Goldmann; 26 Euro
- 16 (9) **Edward Snowden**  
**Permanent Record** S. Fischer; 22 Euro
- 17 (-) **Marcel Reif**  
**Auswärtsspiel** echtEMF; 18 Euro  


Der bekannte Fußball-  
reporter erzählt von den  
schönsten Sportreisen  
seines Lebens, ungewöh-  
nlichen Begegnungen  
und Orten zum Feiern.
- 18 (-) **Rüdiger Safranski**  
**Hölderlin** Hanser; 28 Euro
- 19 (-) **Jan Caeyers**  
**Beethoven** C. H. Beck; 25 Euro
- 20 (17) **Margot Käßmann** **Freundschaft,  
die uns im Leben trägt** bene; 18,99 Euro



## Das neue Kulturmagazin

Themen im März:

**Delia Owens** hat mit »Der Gesang der Flusskrebse« den großen Überraschungserfolg der vergangenen Monate geschrieben. Ein Treffen in North Carolina.

**Arne Dahl** liefert ein psychologisches Kammerspiel mit viel Gewalt: »Vier durch vier« – Hausbesuch in Stockholm.

**Paula Beer** spielt im Kinofilm »Undine« ein mythisches Wasseresen. Ein Interview über Leidenschaften – in der Liebe und im Beruf.

**Nächste Woche als Beilage im SPIEGEL**

# Battle-Rap mit Marcel Proust

**Pop** Der Berliner Friedrich Kautz ist der erfolgreichste Außenseiter im deutschen Hip-Hop. Er beherrscht die Codes dieser Musik – setzt aber eigene Fußnoten.

**P**rinz Pi und Prinz Porno teilen sich eine Altbauwohnung mit hohen Decken, drei Balkonen und drei Parkplätzen. Vor der Wohnung, tiefer Berliner Westen, sind die Passanten auf den Bürgersteigen rar gesät, im Treppenhaus knarzen die Dielen, als machten sie Werbung für Heimeeligkeit, und in der Wohnung hängen die Fotos an den sauber gestrichenen Wänden gerade.

Prinz Pi und Prinz Porno sind Rapper.

Sie sind ein und dieselbe Person.

Friedrich Kautz, 40, der Mann hinter den Pseudonymen, empfängt an der Tür, hinter ihm her tapst Sgt. Pepper, Kautz' Hund. Der Hund davor hieß Penny Lane. Kautz, der die Beatles, den Schriftsteller Bret Easton Ellis, aber auch den Rapper Biggie Smalls mag, ist einer der erfolgreichsten Hip-Hop-Künstler Deutschlands. Seit Jahren landen seine Alben in den Top Ten, drei davon standen auf Platz eins.

Jüngst hat er zeitgleich zwei neue Alben veröffentlicht, eines als Prinz Pi, eines als Prinz Porno: zusammen 91 Minuten Musik, Spielfilmlänge, ein kühnes Unterfangen in einer Zeit, in der die ersten Sekunden eines Songs darüber entscheiden können, ob man ihn in die Playlist packt oder überspringt.

Kautz hat sich selbst mal als »Quereinsteiger« im Deutschrapp verortet. »Ich bin nicht der Typ«, sagt er jetzt, »der keine andere Option gehabt hätte, als Kokaindealer zu werden oder Rapper, der übers Kokaindealen rappt.« Er hat sich auf ein waldgrünes Sofa im Wohnzimmer gesetzt, auf einer Fensterbank liegt ein »Familien-Freizeit-Guide«, auf dem Tisch vor ihm liegt »Sprache und Sein«, ein aktuelles Sachbuch darüber, wie Sprache das Denken formt. Kautz trinkt Cappuccino, und das Koks könnte kaum weiter weg wirken.

Wenn er heute nicht im Musikbusiness wäre, sagt er, dann wohl in einer Arztpra-

xis, einer Anwaltskanzlei oder bei Goldman Sachs. Ein Rapper, der eher Banker geworden wäre, als Banken auszurauben, warum kommt der so gut an?

Kautz ist Sohn einer Buchhalterin und eines Zollbeamten, zu dessen Beruf es gehört habe, sichergestellte Drogen zu untersuchen, erzählt Kautz. Er wurde in Charlottenburg geboren und besuchte

Songs zu schreiben, und nahm mit 19 Jahren sein erstes Rap-Album auf (Auflage: zwölf Stück), als Prinz Porno. Damals sei es ihm darum gegangen, durchs Schreiben Wut abzulassen: »Auf dem Blatt, da konnte ich als Sieger vom Platz gehen und zeigen, was ich kann.«

Doch erst mit der Zahl Pi im Namen, als Prinz Pi, wurde Kautz berühmt: mit gerappten Coming-of-Age-Stories, irgendwo zwischen Pathos, Tristesse und Sozialkritik. »Die Generation, für die ein Roman wie J.D. Salingers »Fänger im Roggen« alles war, stirbt jetzt aus«, sagt Kautz. »Dafür gibt es heute viele Leute, die sagen: »Dieser Song, der beschreibt mein Leben in drei Minuten.««

Ein Antrieb für Kautz, als Prinz Pi aufzutreten, sei es gewesen, an Jugendliche ranzukommen, die ein Schriftsteller mit seinen Büchern nicht erreiche. Zudem habe er in der deutschen Literatur Bücher wie »American Psycho« von Bret Easton Ellis vermisst und sich die Aufgabe gestellt, diese Lücke zu füllen. Mit Rap.

»Wahre Legenden« heißt das neue Album von Prinz Pi. Fürs Cover hat er sich im Wohnzimmer fotografieren lassen, ein paar Meter von dem waldgrünen Sofa entfernt: mit Sgt. Pepper im Arm, in einer Ästhetik, die an einen privaten Schnappschuss erinnert, vor einem Plakat, das Jean Cocteau gestaltet hat.

Zur Schnappschussästhetik passt irgendwie, dass Kautz auf dem Album einen Blick zurück wirft, um das Hier und Jetzt einzuordnen. Er rappt darüber, wie er früher verletzt worden sei und wie er heute liebe. Darüber, wie er und die Gesellschaft sich gewandelt hätten: »Die Götter, die nennen wir jetzt Marken/ Wir beten, indem wir bezahlen.«

Zum Hündchen im Arm passt irgendwie, dass Kautz auf »Wahre Legenden« der hypermaskulinen Art einiger seiner gerade so populären Kollegen entsagt: Er rappt über seine Schwächen, über die



**Deutschraper Kautz**

»Dieser Song beschreibt mein Leben in drei Minuten«

ein Gymnasium in Steglitz, über das er später sagte, das Einzige, was ihm dort geholfen habe, sei »das Gedankengebäude des Humanismus und das Studium der griechischen und lateinischen Schriften im Original« gewesen. Ovids »Metamorphosen« stehen, gut zerlesen, im vollen Bücherregal seines Arbeitszimmers, das fast eine ganze Wand einnimmt.

Irgendwann gesellte sich Tupac zu Ovid. Kautz begann in der Abiphase,

»On-off-Dauerfreundin Melancholie«. Trost sieht er im »Schlafen zu zweit auf der Couch in Schweden im Bootshaus«, beim »Backen an Weihnacht« und wohl kaum im »Wodka-E, um die Sorgen zu ersaufen«, wie es in einem Hit der sehr erfolgreichen Rapper Capital Bra und Samra heißt.

»Mit Abstand« heißt das neue Album von Prinz Porno. Und der ist, wie damals, als Kautz zur Schule ging, weiterhin wütend. »Ihr nennt alle Frauen Huren in den Songs«, rappt er anderen Rappern entgegen, »und genau deswegen habt ihr auch Huren bekommen.«

Prangert Prinz Pi auf »Wahre Legenden« den Konsum an, ernennt Prinz Porno sich auf »Mit Abstand« zwar mal zum »König vom KaDeWe«, aber auch dann tauchen bei ihm Luxusmarken nicht als Statussymbole auf, im Gegenteil: »Im Mittelmeer ertrinken viele Menschen am Tag/Wieso hängt man sich dann noch 'ne neue Fendi an 'n Arm/Als es gespendet zu haben.«

Woanders rappt er, in ihm ruhe ein Vesuv, der seine Zeit nur so suche wie Swann bei Proust. Battlerap von einem, der Ovid und Marcel Proust im Bücherregal stehen hat.

Kautz schafft mit seinem Mix aus Prinz Porno und Prinz Pi eine Art Werkschau, die klarmacht, dass in jedem Menschen mehrere Ichs stecken, die, in der Summe, auch widersprüchlich wirken können. Außerdem würdigt er, mit der Veröffentlichung zweier Alben im selben Moment, die Langstrecke in kurzatmigen Zeiten.

Das zeigt, wie vielschichtig Deutschrapp inzwischen ist; dass diese Musik viele Zwischentöne kennt; dass es eine Form ist, in die viele Inhalte passen. Rap kann, aber muss nicht von der »Straße« berichten, Frauen müssen darin nicht als »Bitches« vorkommen und Männer nicht nur wirken, als sammeln sie Einträge in der Polizeiakte wie andere Bonuspunkte an der Supermarktkasse.

Was guter Rap schon viel eher muss: Authentizität verkörpern. Und das tut er bei Kautz, der zwar auch bildungsbürgerliche Fußnoten setzt, vor allem aber die klassischen Codes des Hip-Hops beherrscht und bedient.

Und doch ändert das nichts daran, dass er am Ende eine Art Außenseiter bleibt. Zum Beispiel wenn er über die Eintönigkeit von Kolleginnen und Kollegen spricht, die alle in dieselbe Gucci-Boutique gingen, die gleichen Uhren tragen und das gleiche Auto führen, Mercedes-AMG.

Was fährt er denn?

»Ein paar Ferraris«, sagt Kautz. »Aber ebenso gern Fahrrad.« Jurek Skrobala

Twitter: @skrobala

# Das Beste vom SPIEGEL

Ausgewählt von unseren Leserinnen und Lesern: die wichtigsten Reportagen, Porträts und Analysen der letzten Monate – gebündelt in einem Heft.

Jetzt im Handel

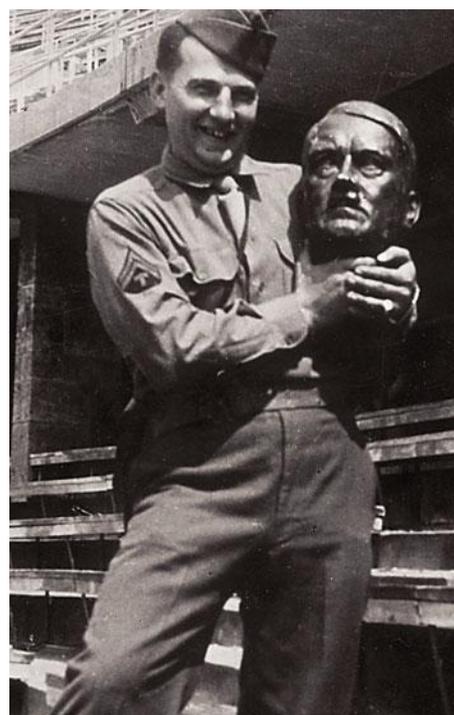




ANDREA ARTZ / DER SPIEGEL



ULLSTEIN BILD



HERBERT HOFFMANN / BPK

**Wissenschaftler Simms, Diktator Hitler 1936, amerikanischer Soldat mit Hitler-Büste 1945**  
 »Ein Arrangement über die Aufteilung der Welt«

# »Hitler marschierte nach Osten, weil er den Westen im Blick hatte«

**SPIEGEL-Gespräch** Der Historiker Brendan Simms zeichnet in einer kontroversen Biografie ein neues Bild von Adolf Hitler. Dessen Hauptfeinde seien das britische Empire und die USA gewesen – nicht die Sowjetunion. Daraus erkläre sich sogar der Holocaust.

*Das Verständnis von Hitler und seiner Ideologie ist durch seinen Rassenwahn, den Vernichtungskrieg im Osten und den Holocaust geprägt. In einer Biografie, die nun auf Deutsch erscheint, bricht der Ire Simms, 52, mit vielen verbreiteten Ansichten über die Intentionen und Antriebskräfte des Diktators. Simms ist Professor für Geschichte der internationalen Beziehungen in Cambridge.*

**SPIEGEL:** Mr Simms, über Adolf Hitler, das »Dritte Reich« und den Zweiten Weltkrieg gibt es unzählige Veröffentlichungen. Was hat Sie bewogen, dieser langen Liste einen weiteren Titel hinzuzufügen?

**Simms:** Alle diese Werke haben entscheidende Beiträge zu unserem Verständnis von Hitler geleistet. Sie sind Produkte ihrer Zeit, sie spiegeln unterschiedliche Ansätze und wissenschaftliche Trends wider – Totalitarismusforschung, Sozialgeschichte, Kultur und Psychologie. Ich glaube jedoch, dass all diesen Studien, so bedeutend sie sind, zwei oder drei wichtige Dimensionen fehlen.

**SPIEGEL:** Was haben sie übersehen?

**Simms:** Vor allem Hitlers überaus heftige Gegnerschaft zum internationalen Kapitalismus. Und dann seine beharrliche Auseinandersetzung mit den Briten und den Amerikanern, mit der deutschen Auswanderung nach Amerika, mit dem Rassenkampf nicht allein gegen die Juden oder die Slawen, sondern mit den Angelsachsen. Dazu seine höchst zwiespältige Haltung zum deutschen Volk.

**SPIEGEL:** Wollen Sie behaupten, dass Hitlers Hauptaugenmerk gar nicht, wie weit hin angenommen, dem Bolschewismus, der Sowjetunion und den Juden galt?

**Simms:** Die Furcht vor dem Kommunismus war sehr ausgeprägt, das zu bestreiten wäre absurd. Meine These lautet aber, dass sie seinem Hass auf den globalen Kapitalismus und seiner Furcht vor der anglo-amerikanischen Macht nachgeordnet war. Sein politischer Orientierungspunkt am Ende des Ersten Weltkriegs war nicht die Russische Revolution, sondern die Niederlage gegen die westlichen Alliierten und die Mächte des internationalen Kapitalismus, die von Großbritannien und Amerika verkörpert wurden. Auch seine ersten dokumentierten antisemitischen Ausfälle aus dem Sommer 1919 entspringen eindeutig seiner Haltung zum Kapitalismus, nicht zum Bolschewismus.

**SPIEGEL:** Sein Antisemitismus hatte weniger eine antikommunistische als eine anti-kapitalistische Stoßrichtung?

**Simms:** Hitler wurde zum Feind der Juden, bevor er zum Gegner der Russischen Revolution wurde. Und er war zum Gegner Großbritanniens und der Vereinigten Staaten von Amerika geworden, bevor er zum Judenfeind wurde. Tatsächlich wurde er zum großen Teil wegen seines Hasses auf die kapitalistischen, anglo-amerikanischen Gegner Deutschlands zum Antisemiten. Es ist entscheidend, die kausale Verknüpfung richtig zu verstehen.

**SPIEGEL:** Hitler hatte den Ersten Weltkrieg im Westen mitgemacht, wo den Deutschen britische und am Ende auch amerikanische Soldaten gegenüberstanden. Aber hat er danach, in den Wirren der ersten Nachkriegsjahre, die rote Gefahr nicht als viel bedrohlicher angesehen?

**Simms:** Wenn man Hitlers politisches Weltbild in seiner Entstehung und Entwicklung durch die Zwanziger- und Dreißigerjahre und auch noch durch den von ihm angezettelten Krieg verfolgt, dann ergibt sich eindeutig, dass der Hauptfeind Angloamerika und der inter-

nationale Kapitalismus bleibt. Den Bolschewismus betrachtet er nur als Virus, dessen Ausbreitung Deutschlands nationale Wirtschaftskraft zertrümmern und damit reif für die Übernahme durch die Kräfte des internationalen Kapitalismus machen würde.

**SPIEGEL:** Der Bolschewismus ist für ihn ein Instrument des internationalen Kapitalismus? Das klingt ziemlich verquer.

**Simms:** Nicht, wenn Sie seiner Logik folgen und seine Prämissen verstehen, wobei ich betonen möchte, dass man sich als Historiker in seine Gedankenwelt versetzen muss, um sie deuten zu können, ohne sie zu übernehmen oder sich von ihr anstecken zu lassen. Dann stoßen Sie auf sein Argument, dass der internationale Kapitalismus und Angloamerika alle möglichen Mittel nutzten – die Gewerkschaften, den Liberalismus, die Demokratie, den Marxismus, die Sozialdemokratie und den Bolschewismus –, um die nationale Volkswirtschaft Deutschlands zu zerstören.

**SPIEGEL:** Machen Sie da aus Hitler einen der ersten Globalisierungskritiker?

**Simms:** Noch einmal: Ich will Hitler nicht rechtfertigen. Aber sein gesamtes Denken und die Politik des »Dritten Reichs« waren im Wesentlichen eine Reaktion auf die enorme globale Macht des britischen Empire und der Vereinigten Staaten.

**SPIEGEL:** Sein Verhältnis zu Großbritannien und den USA war durch Furcht und Bewunderung geprägt. Warum?

**Simms:** Bewunderung und Respekt entsprangen seinen Erfahrungen im Krieg. Hitler kam immer wieder auf die Zähigkeit der Briten zu sprechen, wie er sie an der Front erlebt hatte. Die Kämpfe im Osten berührten sein Bewusstsein dagegen zu dieser Zeit kaum. Hinzu kam die Begegnung mit amerikanischen Soldaten im Sommer 1918, frischen Truppen, die hoch motiviert gegen erschöpfte Deutsche

Brendan Simms: »Hitler. Eine globale Biographie«. Aus dem Englischen von Klaus-Dieter Schmidt. DVA; 1056 Seiten; 44 Euro. Erscheint am 9. März.

antraten. Darunter befanden sich auch Deutschstämmige. Hitler schilderte in späteren Reden wiederholt, wie dieses Aha-Erlebnis ihm die Augen geöffnet habe: Das Reich sei über Jahrhunderte durch die Auswanderung seiner besten rassischen Elemente ausgehöhlt worden.

**SPIEGEL:** Armutsflüchtlinge würde man diese Emigranten heute nennen.

**Simms:** Diesen meist jungen Männern, die ein besseres Leben in der Ferne suchen, schreibt man auch in der aktuellen Migrationsdebatte oft eine besondere Dynamik zu. Hitler sah damals zwei Mächte mit scheinbar unbegrenzten natürlichen und ökonomischen Ressourcen, die in ihren territorialen Weiten, im amerikanischen Westen, in Kanada, Australien und Neuseeland, Millionen Menschen deutscher Herkunft aufnahmen, sie zu guten Neubürgern machten und nunmehr gegen ihr Ursprungsland einsetzten.

**SPIEGEL:** Die Vorstellung vom fehlenden »Lebensraum« hatte Ihrer Meinung nach hier ihren Grund?

**Simms:** Hitler entwickelte seine Weltanschauung und seine Geopolitik als Gegenentwurf nicht zu den Bolschewiki im rückständigen Russland, sondern zu Angloamerika als Inbegriff der Modernität.

**SPIEGEL:** Er sah demzufolge in der Sowjetunion die Beute, die er sich holen wollte, und weniger die Gefahr, der er mit einem Präventivkrieg zuvorkommen wollte?

**Simms:** Er missachtete die Sowjetunion weitgehend und unterschätzte ihre Stärke. Diese Fehleinschätzung sollte sich später im Krieg aus begrifflichen Gründen ändern. Aber die absoluten Gegner, wie er sagte, waren für ihn Großbritannien, Amerika und der internationale Kapitalismus.

**SPIEGEL:** Nicht die Juden?

**Simms:** Hitlers Antisemitismus entsteht nicht in seiner Zeit als junger Mann in Wien, höchstwahrscheinlich auch nicht während des Kriegs, sondern danach. Die Juden sind in Hitlers Augen die Agenten des Großkapitals, das die Kriegsführung der Alliierten finanzierte und Deutschlands Wirtschaft strangulierte. Damit werden sie in seiner Analyse zur zentralen Partei im feindlichen Bündnis. Deshalb redet er von den Amerikanern und den Juden in nahezu austauschbaren Begriffen.

**SPIEGEL:** Was waren Hitlers Ziele?

**Simms:** Ihm schwebte ursprünglich eine Art globale Parität vor, eine Aufteilung der Welt, in der Deutschland Kontinentaleuropa beherrschen und genug Raum gewinnen würde, um sich als ebenbürtige Weltmacht gegenüber den Angelsachsen behaupten zu können. Deshalb war der Feldzug im Osten in seiner Planung zwingend, während er einen Konflikt im Westen, wenn möglich, vermeiden wollte.

**SPIEGEL:** Ein Griff nach der Weltmacht, aber nicht der Weltherrschaft?



**Simms (r.) beim SPIEGEL-Gespräch\***  
»Präventivschlag gegen Amerika«

**Simms:** Mit Kriegsbeginn drehte er dann immer größere Runden, nicht aus Gier und Größenwahn, wie er es sah, sondern aus Notwendigkeit. Aber zunächst ging es ihm um Gleichrangigkeit. Dafür reichte es allerdings nicht, die Grenzen von 1914 wiederherzustellen, es brauchte mehr. Er meinte, Deutschland müsse Weltmacht sein, oder es werde gar nichts sein. Die Bedingung dafür sah er im Raumgewinn. Briten und Amerikaner hatten bewiesen, dass sie das Reich mit ihrer Blockadepolitik niederringen konnten. Damit bedrohten sie, wie er meinte, die Überlebensfähigkeit der Deutschen. Der eroberte Raum im Osten sollte die strategische Tiefe bringen und die Versorgung sichern.

**SPIEGEL:** Fürchten Sie nicht, dem Irrsinn im Nachhinein einen Anstrich von rationaler Realpolitik zu verpassen?

**Simms:** Ich würde Hitlers Weltbild nicht rational nennen, das war es offensichtlich nicht, wohl aber kohärent, wenn man von seinen Prämissen ausgeht.

**SPIEGEL:** Ist es nicht gefährlich, nach einem scheinbar wahren Kern in dieser Ideologie zu suchen und so, ohne es zu wollen, rechts-extremes Gedankengut zu befeuern?

**Simms:** Es geht nicht darum, nach einem vermeintlich wahren Kern in Hitlers Denken zu suchen. Viel wichtiger ist es herauszuarbeiten, was er wollte – die deutsche Herrschaft über Europa und die Aufwertung des deutschen Volks zu einer Herrenrasse.

**SPIEGEL:** Auch damals existierte bereits eine alternative Idee zu dem Streben nach Hegemonie: Paneuropa oder eine europäische Integration.

**Simms:** Hitler verachtete den Gedanken, die Rettung für Deutschland in der europäischen Integration zu suchen. Ein freies Paneuropa würde in seinen Augen immer nur eine Allianz von Klein- und Randstaaten bleiben. Es wäre nicht stark genug, um sich gegen die wirklich Großen wie die USA zu behaupten – solange es nicht unter deutscher Vorherrschaft stünde.

**SPIEGEL:** Zeigt sich hier nicht ein fundamentaler Widerspruch? Wie konnte Hitler

\* Mit dem Redakteur Romain Leick in Simms' Büro in Cambridge.

der angloamerikanischen Welt eine so eindrucksvolle Stärke zuschreiben, wenn er sie zugleich für jüdisch beherrscht hielt?

**Simms:** Daraus ergibt sich wirklich ein logisches Problem. Er assoziierte Juden als angebliche Regenten der Börse so eng mit dem angloamerikanischen Kapitalismus, dass er an ein symbiotisches Verhältnis glaubte. Wenn Briten und Amerikaner so stark und rassisch wertvoll waren, wie er meinte, warum hatten sie sich dann nicht von den Juden befreit? Der sogenannte Rassenkampf, auf den er sich bezog, war für ihn auch, und sogar in erster Linie, eine Konfrontation zwischen Deutschen und Angelsachsen. Diese bildeten für ihn die eigentliche Herrenrasse, zu der das deutsche Volk erst durch ein soziales, ökonomisches und eugenisches Verbesserungsprogramm erhoben werden musste. Die Faszination durch Angloamerika bestärkte Hitler in seiner Einschätzung der rassischen Unzulänglichkeit der Deutschen.

**SPIEGEL:** Zog Hitler bei seinen Expansionsplänen eine Analogie zur Eroberung des amerikanischen Westens?

**Simms:** Er fand die schiere Weite Nordamerikas überwältigend. Die Zukunft gehörte seiner Ansicht nach den Riesenstaaten; er sprach bewundernd vom amerikanischen Koloss mit seinen enormen Reichtümern. Als Hauptgrund für die Stärke der USA hatte er die Demografie ausgemacht, da der Kontinent durch »nordische« Elemente erschlossen worden sei. Pläne wurden entworfen, um diese angeblich wertvollen rassischen Elemente zurückzuholen oder gegen deutsche Juden auszutauschen. Hitler stand ja vor dem Paradox, dass seine Eroberungen für ein »Volk ohne Raum« zu einem »Raum ohne Volk« führten.

**SPIEGEL:** Dieser Raum war nicht menschenleer.

**Simms:** Hitler war überzeugt, dass man den Boden germanisieren könne, nicht die Menschen. Er schwankte gelegentlich etwas zwischen dem britischen und dem amerikanischen Modell der Kolonisierung: unterworfenen Rassen wie in Indien oder Besiedlung des gewaltsam geräumten Territoriums wie in Nordamerika? Letzterem gab er eindeutig den Vorzug. Notgedrungen wurde im Verlauf des Kriegs dennoch ein Assimilationsprogramm ins Werk gesetzt, mit dem Teile der slawischen Bevölkerung »eingedeutscht« werden sollten. Die Logik von Krieg und Expansion trieb ihn dazu, den Konflikt immer weiter auszuweiten, bis er in der Niederlage gegen die Angelsachsen endete.

**SPIEGEL:** Sie stellen damit die zentrale militärische Bedeutung des Kampfs gegen die Sowjetunion infrage. Hatte aber nicht die Rote Armee den größten Anteil am Sieg über das »Dritte Reich«?

**Simms:** Hitler marschierte nach Osten, während und weil er den Westen im Blick

hatte. Die USA beteiligten sich mit dem Hilfsprogramm für die Briten schon seit März 1941 am Kampf gegen Deutschland. Obwohl sie erst Ende 1941 in den Krieg eintraten. Der Angriff auf die Sowjetunion wurde für Hitler dringlicher denn je, um die britische Blockade zu brechen und sich die Ressourcen im Osten zu sichern. All das sollte es ermöglichen, die Machtprobe mit der angloamerikanischen Koalition nicht zu gewinnen, aber zu überstehen.

**SPIEGEL:** Wie das? Die Niederlagen setzten im Osten ein, Stalingrad gilt als die Wende. Es dauerte, bis die Westalliierten die zweite Front eröffneten.

**Simms:** Im Osten kämpften Millionenheere, aber es kam mehr auf die Maschinen als auf die Mannschaftsstärke an. Entscheidend war die Produktionsschlacht. Und wenn Sie deren Zahlen betrachten – Flugzeuge, U-Boote, Munition, V-Waffen –, so stellen Sie fest, dass der Hauptanteil dem Kampf gegen die Angloamerikaner galt.

**SPIEGEL:** Und die Panzerschlachten im Osten?

**Simms:** Panzer machten nur einen geringen Anteil der deutschen Waffenproduktion aus. Hitler führte ab 1941 zwei Vernichtungskriege, den einen gegen die Sowjetunion, den anderen, der schon viel früher begonnen hatte, gegen Angloamerika und das von ihm so genannte Weltjudentum, der zum Völkermord eskalierte.

**SPIEGEL:** Kann es sein, dass Sie durch eine sehr britische Lupe auf den Zweiten Weltkrieg blicken?

**Simms:** Aber Hitler selbst interpretierte die Welt in einer anglozentrischen Perspektive! Er hatte diese Macht im Ersten Weltkrieg fürchten und bewundern gelernt. Lange hoffte er, ein Arrangement über die Aufteilung der Welt mit ihr erreichen zu können. Er übersah, dass die Briten niemals zulassen würden, dass eine Macht – ob Deutschland oder eine andere – den europäischen Kontinent dominierte. Sein Vorbild und sein Feindbild war Angloamerika. Sein Projekt des »Dritten Reichs« war seine Antwort auf die Vorherrschaft der Briten, der Amerikaner und des globalen Kapitalismus.

**SPIEGEL:** Und der Holocaust?

**Simms:** Der Holocaust war untrennbar verbunden mit der Feindschaft gegenüber der globalen Hochfinanz, die im und nach dem Ersten Weltkrieg in seinen Augen Deutschland ausgehungert und geknechtet hatte. Der Holocaust war in seiner paranoiden Vorstellung von der Macht des »Weltjudentums« ein Präventivschlag gegen Roosevelts Amerika, das er als dessen vermeintliches Instrument sah. Wer nicht über Hitlers Antikapitalismus reden möchte, sollte über seinen Antisemitismus schweigen.

**SPIEGEL:** Mr Simms, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



Klimawandelskeptikerin Seibt

## SPIEGEL TV

MONTAG, 2. 3., 23.15 – 0.00 UHR, RTL

### Die Wut der Klimaleugner

Beim Klimawandel scheiden sich die Geister: Die einen glauben der Wissenschaft, die anderen abstrusen Verschwörungstheorien – wie Naomi Seibt, selbst ernannte »Anti-Greta«.

### Lost auf Lesbos

Auf der griechischen Insel eskaliert der Konflikt zwischen Flüchtlingen und Einheimischen.

### Unschuldig im Gefängnis?

Seit neun Jahren ist der angebliche Doppelmörder Andreas Darsow in Haft, aber er bestreitet, die Tat begangen zu haben.

## SPIEGEL GESCHICHTE

DIENSTAG, 3. 3., 20.15 – 21.05 UHR, SKY

### Lügen, die Geschichte schrieben – Der Fall Madoff

Mindestens 50 Milliarden Euro Schaden, Tausende Opfer und ein Betrüger, der zu 150 Jahren Haft verurteilt wurde. Das ist die Bilanz des Kriminalfalls um Bernard Madoff. Nach elf Jahren in Haft hofft er nun, vorzeitig entlassen zu werden.



Finanzbetrüger Madoff

## SPIEGEL TV REPORTAGE

DIENSTAG, 3. 3., 23.10 – 0.15 UHR, SAT.1

### Notruf Frankfurt – Keine Atempause für die Rettungssanitäter

Christoph Grüne und Fraz Ahmad sind Sanitäter auf einem Rettungswagen in Frankfurt. Es gibt Tage, an denen sie zwischen Bahnunfall, Drogenüberdosis und blutiger Messerstecherei nur wenige Augenblicke zum Verschnaufen haben. Ein Fulltime-Job für die Männer vom Arbeiter-Samariter-Bund.

## SPIEGEL TV WISSEN

MITTWOCH, 4. 3., 17.45 – 20.15 UHR, SKY und bei allen führenden Kabelnetzbetreibern



Hoverboarder auf Wolkenkratzer

### Der Clip-Check – Echt oder Fake

Mit der wachsenden Videoclipflut auf YouTube wachsen Zweifel, ob das, was die User in einem atemberaubenden Tempo austauschen, wirklich echt ist oder ob getrickst wurde. Die sechsteilige Serie analysiert spektakuläre Videoclips und kommt zu überraschenden Ergebnissen.

# Schwarzer Panther

**Rassismus** Er ist der wichtigste afroamerikanische Intellektuelle, seine Essays durchleuchten die Diskriminierung in den USA. Nun erscheint Ta-Nehisi Coates' erster Roman »Der Wassertänzer«: Er beschreibt den Alltag der Sklaverei. Von Philipp Oehmke

**I**m vergangenen Sommer ist Ta-Nehisi Coates nach Washington ins Kapitol gereist, um vor dem Abgeordnetenhaus auszusagen. Es ging um das Gesetzesvorhaben H. R. 40, Reparationen für afroamerikanische Bürger. Coates hatte sich ein weißes Hemd und ein tailliertes graues Sakko angezogen, aber die obersten beiden Knöpfe des Hemdes offen gelassen.

Am Tag zuvor hatte ihm der umtriebige Mehrheitsführer im Senat, Mitch McConnell, schon entgegengerufen, er verstehe nicht ganz, was der Quatsch mit Reparationen solle, er halte das alles »für keine gute Idee«. Die Sklaverei sei jetzt schließlich seit 150 Jahren vorbei, und die Leute, die damals dafür verantwortlich waren, seien alle tot. Außerdem habe man in dieser Sache bereits »einen Bürgerkrieg geführt, bahnbrechende Bürgerrechte verabschiedet und einen afroamerikanischen Präsidenten gewählt«. Und jetzt noch Reparationen? C'mon.

Gegen den Republikaner McConnell hatten die Befürworter des Gesetzesvorhabens für Reparationen, hauptsächlich Angehörige der Demokratischen Partei, ihren besten Mann geschickt: Ta-Nehisi Coates. Er gilt, zumindest in progressiven Kreisen, als wichtigster lebender afroamerikanischer Denker.

Als er 2015 ein kleines Büchlein mit dem Titel »Zwischen mir und der Welt« fertig hatte, bat Coates seinen Verlag, der schwarzen Literaturnobelpreisträgerin Toni Morrison die Fahnen seines Buchs zu schicken. Coates kannte Morrison nicht, aber er bewunderte sie. Nach einigen Tagen schrieb Morrison zurück: »Ich habe mich schon lange gefragt, wer die intellektuelle Lücke schließen könnte, die mich geplagt hat, seit James Baldwin gestorben ist: Ganz klar ist das Ta-Nehisi Coates.«

Baldwin ist 1987 gestorben, die Lücke war also schon ziemlich lange da. Und weil Baldwin, der in den Fünfziger- und Sechzigerjahren richtungsweisende Abhandlungen dazu schrieb, was es bedeutete, schwarz in Amerika zu sein, war es auch eine ziemliche große Lücke.

Doch Morrison hatte sich nicht getäuscht. »Zwischen mir und der Welt«, ein

eindringlicher Warnbrief Ta-Nehisi Coates' an seinen damals 14-jährigen Sohn, wurde ein Bestseller und ist heute das Referenzdokument für Schwarze wie Weiße, die ein Gefühl dafür bekommen wollen, wie sehr sich ein schwarzes Leben von einem weißen in den USA unterscheidet. Es gehört vielleicht zu den prägendsten Erfahrungen für einen Europäer, der für einige Jahre in die USA kommt, wenn er in seinen ersten Wochen feststellt, wie tief der Rassismus in jeder Form bis in die banalsten Alltagsvorgänge verwoben ist: an der Supermarktkasse, auf dem Amt, in der U-Bahn, auf dem Kinderspielplatz.

Erstaunlich, dass gemessen an seiner Omnipräsenz und Schwere nicht viel mehr über dieses Problem geschrieben und nachgedacht wurde. Vielleicht konnten die Amerikaner nach all den Jahrhunderten und Jahrzehnten auch schlicht nicht mehr. Vielleicht hatten sie resigniert. So wie Leute irgendwann aufhören, sich über die Verspätung der Bahn aufzuregen, so lassen sie es vielleicht auch irgendwann mit dem Rassismus. Es änderte sich ja doch nichts.

Ab Mitte der Zehnerjahre wurde es sogar eher wieder schlechter, als in den Nachrichten alle paar Wochen von Polizisten

die Rede war, die junge schwarze Männer erschossen hatten. Das hatten sie wohl schon immer getan, bloß gab es nun auf einmal Videos davon. Michael Brown in Ferguson, Trayvon Martin in Florida, Tamir Rice in Cleveland, Freddie Gray in Baltimore.

Es war jedenfalls eine ziemlich große Lücke, die von Baldwin, in die Ta-Nehisi Coates da reinsollte.

Er misst einen Meter zweiundneunzig und hat eine kompakte Statur. Es ist ein Montagmorgen Mitte Februar, gerade wird es 7.25 Uhr. Coates stapft durch die Kälte am Cooper Square auf dem Weg zu einem Gebäude der New York University, wo er Journalismusstudenten gutes Schreiben beibringen soll. Er trägt eine schwarze Daunenhose von Moncler, einer Luxusmarke, die sonst eher von wohlhabenden Skifahrern von Kitzbühel bis Aspen getragen wird. Coates kopiert damit das Modecredo der Rapszene: Marken, die mit weißem Wohlstand und Macht assoziiert werden, zu besetzen und umzucodieren.

Coates' Seminar beginnt um halb zehn. Dieser Termin um 7.25 Uhr war der einzige, den er innerhalb der nächsten Wochen frei hatte, und er sieht abgekämpft aus, eine Erkältung. Seine Assistentin hatte vorgewarnt: »Ta-Nehisi has a cold.«

Er ist trotzdem gekommen, um über seinen ersten Roman zu sprechen. Er sagt, er habe ihn lange vor seinem Erfolg »Zwischen mir und der Welt« begonnen. Der Roman ist, wenn man so will, das »Was bisher geschah« zu Coates' essayistischem Werk.

Ging es in Letzterem um die Gegenwärtigkeit schwarzen Lebens, behandelt »Der Wassertänzer« die Ursünde, auf der alles beruht: jene Sklavenhaltung, für die Coates in dem wegweisenden Essay »The Case for Reparations« von 2014 Wiedergutmachungszahlungen gefordert hat, für die er im Sommer 2019 vor dem Senat gesprochen hatte.

Die Sklavenhaltung wurde 1865 nach dem Ende des Sezessionskriegs abgeschafft, also tatsächlich schon vor langer Zeit. Doch darauf folgten weitere 100 Jahre, bis 1965, in denen die sogenannten Jim-Crow-Gesetze Afroamerikaner zu Bürgern zweiter Klasse machten. 1965 ist nun wiederum noch nicht so lange her, da gab es zum Beispiel die Beatles schon. Die Abschaffung der Gesetze war ein epochales



Marvel-Comic

Liebe, Betrug, Verrat, Action

Ta-Nehisi Coates: »Der Wassertänzer«. Aus dem Amerikanischen von Bernhard Robben. Blessing; 544 Seiten; 24 Euro.



VINCENT TULLO / DER SPIEGEL

**Autor Coates:** »Die Sklaverei hat die Geburtsjahre dieser Nation definiert«

Ereignis, danach passierte allerdings nicht mehr viel. Das Land schien froh, dieses Kapitel endlich hinter sich zu haben. Malcolm X wurde umgebracht, Martin Luther King erschossen, Polizisten misshandelten oder töteten weiterhin Afroamerikaner und wurden anschließend oft freigesprochen, manchmal, wie 1992 in Los Angeles, kam es danach zu Ausschreitungen. Allein Soulmusik und später Gangsta-Rap erinnerten an alte und aktuelle Gräueltaten.

Als Deutscher, der sich mit dem Holocaust auseinandersetzen hatte, wunderte man sich in den USA immer, dass es in all den Jahrzehnten seit 1965 kaum Fortschritt gegeben hatte und sich die Spuren von Rassismus weiterhin durch das täg-

liche Leben in einer Stadt wie New York ziehen, für Schwarze wie auch für Weiße.

»Yeah, man«, sagt Coates.

Er hat uns hochgeführt in die menschenleere Bibliothek des Instituts. Wir sitzen am Fenster und blicken über New Yorks East Village. Coates' Stimme hat einen warmen Klang und holpert in schläfrigem Rhythmus vor sich hin wie die des Rappers Jay-Z.

»Yeah, man. Versklavung ist die Grundlage von Amerika. Punkt. Wenn du schwarz bist, ist dir das sonnenklar. Ich wurde 1975 geboren, 110 Jahre nach Abschaffung der Sklaverei. Meine Vorfahren in diesem Land haben aber zuvor 250 Jahre in Versklavung gelebt, also viel länger,

als wir bisher in Freiheit leben. Die Sklaverei hat die Geburtsjahre dieser Nation definiert und war immer an die Institutionen des Wohlstands geknüpft. Es wäre merkwürdig, wenn das keine Spuren hinterlassen hätte. Es wäre verrückt anzunehmen, dass die Sklaverei zwar stattgefunden, aber nichts damit zu tun hat, dass die betroffene Bevölkerungsgruppe sich heute am unteren Ende nahezu jeder sozioökonomischen Kategorie wiederfindet.«

Coates sagt, er habe als junger Mann selbst hart daran arbeiten müssen zu verstehen, warum das im Einzelnen so ist, er habe viel dafür lesen und denken müssen. Intuitiv aber habe er die Zusammenhänge schon immer befürchtet.

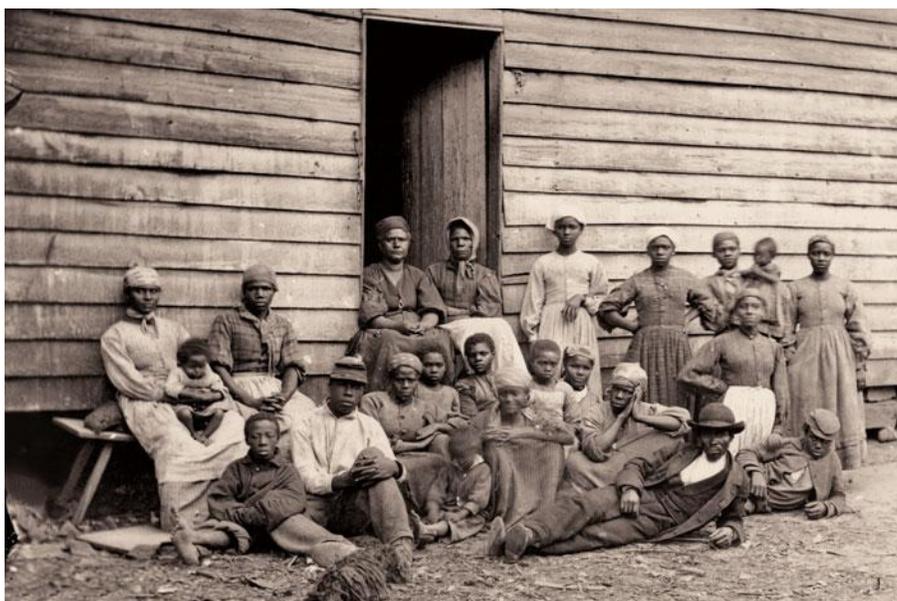
»Jeder fühlt es in seinen Knochen. Ich habe als Kind früh erkannt, dass mein Viertel irgendwie gefährlicher ist. Dass die Menschen um mich herum ärmer sind. Und die Schulen beides, ärmer und gefährlicher. Doch dann schaltest du das Fernsehen an, und du siehst: Die meisten Amerikaner leben gar nicht so. Das bist nur du!«

Ta-Nehisi Coates ist auf der Westside von Baltimore aufgewachsen, in einer Gegend, die seit der Sozio-Drogenhandels-Serie »The Wire« eine gewissen Reputation hat, mit ihren Straßen voller zugewandelter Häuser, 13-jähriger Corner Boys, die Heroin an die Eltern verkaufen, und den Polizisten, die wissen, dass sie mit ihren Festnahmen nie etwas verändern werden. Coates' Vater war bei den Black Panthers und hat mit vier Frauen sieben Kinder gezeugt, Ta-Nehisis Mutter, eine Lehrerin, war die letzte in der Reihe. Über all das hat Coates 2008 in einer Art Coming-of-Age-Buch berichtet, in »The Beautiful Struggle«.

»Und dann merkst du, das trifft nicht nur auf dich und deine Leute in West Baltimore zu, sondern das gibt es auch in Chicago oder New York. Überall, wo schwarze Menschen sind, da ist dein Viertel, deine Hood, da ist die Armut. Und dann fängst du an, dich zu fragen, warum. Du beginnst nachzudenken und zu lesen. Und ziemlich schnell kommst du zur Geschichte der Sklaverei.«

Deswegen hat Coates gleich nach »The Beautiful Struggle« mit einem Roman über die Sklaverei begonnen, er wusste sonst nicht, wohin mit all dem Herausgefundenen und Gelesenen über seine Vorfahren und ihr Leben als Sklaven. Er hat mehr als zehn Jahre gebraucht für das Buch. Aber er konnte auch, als er anfang zu schreiben, nicht ahnen, dass er als Essayist berühmt sein würde, wenn der Roman herauskäme.

Das Verblüffende ist: Der Roman klingt tatsächlich völlig anders als Coates' essayistische Texte. Während in Letzteren Assoziationen und Paradoxien ins Fliegen kommen, ist der Roman stilistisch und er-



GRANGER, NYC / ULLSTEIN BILD

**Befreite Sklaven in Virginia um 1862:** »Weiße haben sich in die Familien hineinvergewaltigt«

zählerisch eindimensionaler, sein Sound pendelt sich irgendwo zwischen Stephen King und dem magischen Realismus von Salman Rushdie ein.

»Der Wassertänzer« erzählt von dem Jungen und später jungen Mann Hiram Walker, der auf einer Tabakplantage in Virginia in die Sklaverei hineingeboren wird, seine Mutter ist Sklavin, sein Vater der Plantagenbesitzer. Hiram ist das Ergebnis einer Vergewaltigung. Eines der ersten Dinge, die Coates über Sklaverei gelernt hatte, war, dass Sklaverei neben all den anderen furchtbaren Dingen auch vor allem eins war: eine einzige große Massenvergewaltigung. Es bedeutete, keine Kontrolle über seinen Körper zu haben.

Coates sagt: »Fast alle schwarzen Menschen in diesem Land, deren Stammbaum auf Versklavung zurückgeht, haben irgendwo so einen weißen Vater. Die DNA eines durchschnittlichen Afroamerikaners ist zu 20 Prozent europäisch. Die Weißen haben sich in unsere Familien hineinvergewaltigt. Meine eigene DNA ist zwischen 15 und 25 Prozent weiß.«

Der Plantagenbesitzer verkauft Hiram als Mutter, als Hiram noch klein ist, und der Schock löscht alle Erinnerungen an die Mutter. Ansonsten aber funktioniert Hiram Gehirn außergewöhnlich gut, er ist hochbegabt und kann sich alles merken, was er einmal sieht. Sein Halbbruder, der legitime eheliche Sohn des Vaters, hingegen ist ein verwöhnter Hänger, und der Vater wünscht sich heimlich, die Hautfarben wären umgekehrt verteilt.

Es sind die letzten Tage bevor der Bürgerkrieg ausbricht, das System der Versklavung scheint erschöpft, es herrschen Dekadenz, Verwahrlosung und Verzweiflung, die Tabakfelder sind übererntet, die Sitten verrotten, die herrschende weiße Klasse kann ihre Macht nur noch mühsam durch

die bezahlte Gewalt der »low whites« sichern, einer weißen aggressiven Unterschicht, wie man sie heute von Trump-Wahlkampfveranstaltungen kennt.

Interessant ist, wie Coates die Durchlässigkeit eines vermeintlich hermetischen Systems beschreibt, wie die Grenzen verschwimmen, nicht nur wenn der Vater heimlich seinen Sklavensohn in die Herrschaftsgemächer lässt oder ihn durch einen Privatlehrer fördern lässt. Man hätte erwarten können, dass der Autor, der Reparationen für Afroamerikaner fordert, das Sklavereisystem deutlicher schwarz-weiß zeichnet.

Doch Coates entscheidet sich für die Grauzonen, für die Details, die vermeintlichen Kleinigkeiten, die am Ende die wahren Furchtbarkeiten sind. Als Hiram am Ende noch einmal an den Ort seines Sklavendaseins zurückkehrt, auf die Plantage des Vaters, die immer mehr zerfällt, beschleicht ihn fast so etwas wie Wehmut, als er feststellt, dass der Angestelltentrakt des Anwesens verwaist ist und die meisten Sklaven nicht mehr da sind.

Coates hat, wie er erzählt, obsessiv recherchiert über das alltägliche Zusammenleben von Sklaven und Herren, er konzentriert sich weniger auf die gut dokumentierten Grausamkeiten von physischer Gewalt und Freiheitsentzug, sondern auf die Probleme von Familie und Alltag: wie das System familiäre Bindungen zerstörte; wie schwer es war, Liebe zu finden, aber auch, was Sklaven zu essen hatten und wel-

**Coates war öfter im Weißen Haus und begann, Obama und dessen Credo zu widersprechen.**

che Geschichten sie sich erzählten. Wenn man Coates darüber reden hört an diesem frühen Morgen in New York, dann klingt die Überforderung, die all das für den Autor bedeutet hat, immer noch mit.

Der Plot nimmt dann viele Wendungen, es gibt Liebe, Betrug, Verrat, Action und Gewalt und sogar Übernatürliches, »weil schwarze Leute sich immer Geschichten von Magie erzählt haben«, sagt Coates, und an diesen Stellen merkt man, dass er eben nicht nur kluge Essays für das weiße Establishment schreiben kann, sondern für Marvel auch »Black Panther«-Comics verfasst.

Auch im Roman nutzt Coates fantastische Motive. Es stellt sich etwa heraus, dass Hiram sich selbst und manchmal auch andere teleportieren kann. Der Treibstoff dafür sind Erinnerungen, die irgendwie mit seiner Mutter zu tun haben, und die Macht des Narrativen, da natürlich die Historie der Sklaverei vor allem durch mündlich übertragene Erzählungen besteht.

Hiram gelingt es, den Fesseln zu entfliehen, er schließt sich der Underground Railroad an, dem klandestinen Widerstand, und trifft auf reale historische Personen wie Harriet Tubman, die legendäre Freiheitskämpferin.

Als Ta-Nehisi Coates diesen Roman nach zehn Jahren Arbeit schließlich fertig hatte, ist er zu der Kongressanhörung nach Washington gefahren. Er war jetzt bereit, noch einmal über Reparationen zu reden. Früher war er öfter mal bei Obama im Weißen Haus zu Hintergrundgesprächen mit Intellektuellen eingeladen, beim ersten Besuch fand er sich selbst zu unterwürfig. Beim zweiten Mal kam er zu spät und von Regen durchnässt an. Doch er begann, dem Präsidenten und dessen Credo, mit der Zeit werde für Afroamerikaner alles besser, zu widersprechen. Unter den anderen (weißen) Journalisten im Raum habe dann ein Raunen eingesetzt, so erzählte es Coates danach: »Oh Gott, jetzt streiten sich die beiden ›black dudes‹.«

Dieses Mal in Washington bei der Kongressanhörung hatten sie ihm einen anderen »black dude« gegenübergesetzt, den gescheiten Studenten Coleman Hughes, ebenfalls Afroamerikaner, der Reparationen »für einen moralischen und politischen Fehler« hält. Außerdem hätten amerikanische Sozialwissenschaftler und Historiker in den vergangenen 50 Jahren wohl zu keinem Thema mehr veröffentlicht als zur Rassendiskriminierung.

Nicht überraschend, sagt Ta-Nehisi Coates. Nur was da drinstehe, sei eben überhaupt nicht durchgedrungen zu den Menschen. Als er im Zug nach Hause fuhr, wusste er, dass es doch gut war, den Roman geschrieben zu haben.

# Waldfeen auf dem Kriegspfad

**Theaterkritik** Die Choreografin Florentina Holzinger gastiert mit ihrer rabiaten Performance »Tanz« in Berlin.

Es beginnt mit einer nackten Primaballerina. Die berühmte 78-jährige Tänzerin Beatrice »Trixie« Cordua hält eine Ballettstunde ab und gebietet ihren fünf Schülerinnen, die artig am Balken die Beinmuskeln straffen und die Hüften biegen, sich gleichfalls nach und nach ihrer Kleidung zu entledigen. Zwei Stunden später endet die Show in einer brutalen Stuntnummer: In Großaufnahme sehen die Zuschauer auf zwei Leinwänden, wie einer Frau auf der Bühne glänzende Metallhaken durch vorher präparierte Löcher in die Haut zwischen den Schulterblättern getrieben werden – und wenig später wird die tapfere Darstellerin an den Haken meterhoch in die Luft gehievt. Dort reitet sie unbekleidet auf einem Besen.

»Die Beziehung des romantischen Balletts zur Pornografie und zur Showwelt von Las Vegas ist offensichtlich«, behauptet die Choreografin und Regisseurin Florentina Holzinger. »In allen Fällen geht es um männliche Inszenierungen des weiblichen Körpers.« Holzingers Show »Tanz«, die vor ein paar Monaten in Wien uraufgeführt wurde und von Donnerstag an in Berlin zu sehen sein wird, zeigt elf meist nackte Performerinnen bei spektakulären und oft verblüffend rohen Aktionen. Empfohlen ist das Zusehen nur für erwachsene Besucherinnen und Besucher, in der Ankündigung der Berliner Sophiensäle heißt es: »In einigen Szenen kommen selbstverletzende Handlungen zur Darstellung, die auf manche Zuschauer\*innen eine verstörende Wirkung haben könnten.« Während der Vorstellung schweben zwei Crossmotorräder am Bühnenshimmel, die auch bestiegen werden. Man blickt auf grellrotes Theaterblut und sieht den Darstellerinnen bei der Exkursion in einen Gruselwald zu, während der die Geburt einer Ratte aus einem Menschenleib vorgeführt wird. »Das Publikum sollte nie wissen, was als Nächstes kommt«, sagt die Regisseurin.

Die Österreicherin Holzinger, 33, ist in der Bühnenwelt ein junger Star. René Pollesch, der im Sommer 2021 als neuer Chef der Berliner Volksbühne antritt, hat sie als Hausregisseurin engagiert. Ihre Produktionen mit Namen wie »Apollon« oder »Stick« werden in vielen Städten Europas und in New York gezeigt. Holzinger selbst fing vergleichsweise spät als Teenagerin mit dem Tanzen an und studierte in Amsterdam an der School for New Dance Development Choreografie.

In der Theaterwelt bekannt wurde Holzinger mit einer Show, die sie 2011 mit ihrem zeitweiligen Lebenspartner Vincent Riebeck unter dem Titel »Kein Applaus für Scheiße« herausbrachte. Schon damals staunten Kritikerinnen und Kritiker über die Vermischung von Kunst und privatestem Bekanntheit sowie über die Experimentierwut der Performer im

Umgang mit dem eigenen Leib; im Lauf der Aufführung kamen auch diverse Körperflüssigkeiten zum Einsatz. »Die Horrorfilme der Siebzigerjahre, zum Beispiel »Suspiria« von Dario Argento, sind für meine Arbeit bis heute wichtig, aber auch die Filme von Quentin Tarantino«, sagt Holzinger. »Alle meine Shows haben ein cinematografisches Moment.«

»Tanz« aber ist zunächst eine fast liebevolle Beschäftigung mit der Balletttradition des 19. Jahrhunderts. Die engelsgleichen Tanzschülerinnen und die auf einem Besen reitende Stuntkünstlerin spielen in einer modernen Version des berühmten Balletts »La Sylphide« mit, das im Jahr 1832 in Paris uraufgeführt wurde. Die Regisseurin sagt: »Die Tradition des klassischen Tanzes interessiert mich wirklich, wegen der perfekten Bühnenillusion und der totalen Disziplinierung des Körpers.« Andererseits findet sie: »Das Ballett ist eine durch und durch patriarchalische Veranstaltung.« Den Ballettschuh nennt sie einen »ultimativen Phallus«.

Dementsprechend verwandelt sich »Tanz« mehr und mehr in ein bizarres, hinreißendes Dekonstruktionspektakel. Die Primaballerina Cordua zum Beispiel erweist sich als sexuell übergriffige Zuchtmeisterin, die lüstern die Genitalien ihrer Schülerinnen inspiziert. Statt zarter Klaviermusik dröhnen



Mitwirkende in Holzinger-Stück »Tanz«: Verblüffend rohe Aktionen

plötzlich Rockgitarren. Die gerade noch zum schwerelosen Schweben auf ihren Fußspitzen dressierten Performerinnen schwingen nun an Seilen kreuz und quer im Raum, prallen aufeinander und stürzen auch mal übel auf den Boden. Irgendwann unterbricht Florentina Holzinger die Show und stellt sich selbst an die Bühnenrampe, um, natürlich nackt, unter fadenscheinigen Vorwänden Geldscheine im Publikum einzusammeln – ihre Art des Spotts über die historisch verbürgte Praxis, dass sich früher in der Pariser Ballettwelt männliche Sponsoren im dafür berechtigten Foyer de la Danse vor der Vorstellung an Balletttänzerinnen heranwanzen durften.

»Tanz« ist feministische Demonstration, Zirkus und aufgekratzt Schocktheater in einem. Wiederholt wandern während der Aufführung Zuschauer aus dem Saal, weil sie offenkundig von der Radau- und Verausgabungskunst der Darstellerinnen überfordert sind. Die Regisseurin findet das nicht schlimm. »Ich will unterhalten, aber ich erzähle auch von sehr ernstesten Themen«, sagt sie. »Die Zuschauer sollen Spaß haben. Aber es ist auch okay, wenn sie in Ohnmacht fallen oder abhauen.« Wolfgang Höbel



# Nachrufe



## Hosni Mubarak, 91

Eigentlich wurde er nur zufällig Ägyptens Präsident. Er hatte eine Laufbahn in der Luftwaffe eingeschlagen und wurde deren Oberbefehlshaber. Zwei Jahre nach dem Jom-Kippur-Krieg 1973, in dem eine Koalition arabischer Staaten unter der Führung Ägyptens und Syriens Israel überfiel, machte ihn der damalige Präsident Anwar el-Sadat zu seinem Vize. Nach dessen Ermordung 1981 durch Fundamentalisten, die Sadats Friedensschluss mit Israel ablehnten, wurde Hosni Mubarak Präsident – und blieb es 30 Jahre lang. Er regierte mithilfe von Notstandsgesetzen, die viele Rechte massiv einschränkten. Seine Regentschaft schien eine Phase der Stabilität zu sein: International hielt er am Frieden mit Israel und der Freundschaft mit Washington fest. Gleichzeitig empfanden viele Ägypter es als Phase der Stagnation. Dazu kamen Repression und Korruption. Als Mubarak seinen Sohn als Nachfolger in Stellung bringen wollte, zog er den Unmut mancher Generäle auf sich und trat 2011 nach Massenprotesten zurück. Der öffentliche Druck sorgte dafür, dass ihm der Prozess gemacht wurde. Rund 800 Menschen waren 2011 während der Proteste gegen ihn von Sicherheitskräften getötet worden. 2012 wurde er zu lebenslanger Haft verurteilt. Nachdem Ägypten 2013 zur autoritären Herrschaft zurückkehrte, wurde er jedoch von den schwersten Vorwürfen freigesprochen. Hosni Mubarak starb am 25. Februar in Kairo. RAS

## Mike Hughes, 64

Er war Draufgänger von Beruf und setzte sich in selbst gebaute Raketen, in denen er Hunderte Meter in die Höhe schoss. Der Ex-Rennfahrer wollte Rekorde aufstellen und ging dafür nahezu jedes Risiko ein. 2002 gelang ihm mit einer drei Tonnen schweren Stretchlimousine ein Sprung über 30 Meter – was ihm einen Eintrag ins Guinnessbuch der Rekorde einbrachte. Mike Hughes behauptete, der Überzeugung zu sein, dass die Erde »die Form einer Frisbeescheibe« habe. Den Beweis dafür musste er schuldig bleiben, schaffte es mit einem seiner Fluggeräte aber immerhin auf eine Höhe von rund 600 Metern. Bei dem Versuch, 1500 Meter zu erreichen, den er für eine TV-Sendung mit dem Titel »Homemade Astronauts« aufzeichnen ließ, stürzte er nun in der kalifornischen Wüste ab. Mike Hughes starb am 21. Februar in der Nähe von Barstow. LOB

## Dmitri Jasow, 95

Drei Tage sind es, die aus dem langen Leben des Dmitri Jasow herausstechen. Geboren 1924, zweimal verwundet im Großen Vaterländischen Krieg gegen die Deutschen, war Jasow ein typischer Vertreter der sowjetischen Militärmacht. Es war sein Pech, dass er als letzter Verteidigungsminister der Sowjetunion den Niedergang dieser Macht mit ansehen und mitverwalten musste. Am 19. August 1991 schloss er sich dem Staatsstreich gegen Präsident Michail Gorbatschow an, orderte Truppen und Panzer in die Moskauer Innenstadt. Aber angesichts des hartnäckigen Widerstands der Demonstranten scheute er vor dem Einsatz von Gewalt zurück und ließ die Truppen nach drei Tagen abziehen. Jasow bereute den Putsch später öffentlich als »Dummheit« – und verbrachte dennoch anderthalb Jahre in Untersuchungshaft. Er wurde nicht verurteilt, später sogar rehabilitiert und unter Präsident Wladimir Putin mehrfach ausgezeichnet.



Dmitri Jasow, der letzte Marschall der Sowjetunion, starb am 25. Februar in Moskau. ESC

## Katherine Johnson, 101

Sie trug maßgeblich dazu bei, dass die ersten Männer durchs All fliegen konnten und am Ende wieder lebend auf der Erde landeten. Die

Mathematikerin berechnete für US-Astronauten wie Alan Shepard und John Glenn unter anderem die Flugbahnen. Weil sie dies ohne elektronische Hilfe tat, wurde sie zusammen mit einigen anderen Kolleginnen bei der Nasa als »Computer« bezeichnet. Katherine Johnson gehörte zu einem Team von sehr schlaulen Frauen, die in den Fünfziger- und Sechzigerjahren in der Flugforschungsabteilung der Nasa arbeiteten. Sie waren so etwas wie die



Bodenkontrolle der Tollkühnheit, ohne sie wäre das Raumfahrtprogramm der Amerikaner womöglich nicht so erfolgreich gewesen. Johnson war schwarz und eine Frau, doppelter Nachteil in einer Zeit der Rassentrennung und voremanzipatorischen Rollenbilder. Wie sie sich durchsetzte, davon erzählte 2016 der oscar-nominierte Film »Hidden Figures – Unerkannte Heldinnen«, der Johnson und ihre Mitstreiterinnen als Pionierinnen feiert. Ein Jahr zuvor hatte US-Präsident Barack Obama ihr die Presidential Medal of Freedom verliehen, eine der höchsten zivilen Auszeichnungen. Im August 2018 wurde auf dem Gelände der West Virginia State University eine lebensgroße Statue für sie eingeweiht – ein großer, später Triumph. Katherine Johnson starb am 24. Februar in Newport News, Virginia. LOB

## Star im Kampfmodus

● US-Präsident Donald Trump ist im Dauerkampfkampf für seine zweite Amtszeit.

**Hillary Clinton**, 72, gescheiterte Präsidentschaftskandidatin der Demokraten, kämpft dagegen um ihren Platz in den Geschichtsbüchern, sogar in Deutschland. »Wenn nicht jetzt, wann dann?«, fragte die ehemalige amerikanische Außenministerin, als sie Anfang dieser Woche auf der Berlinale die Dokumentation »Hillary« vorstellte. Routiniert wie ein Hollywoodstar, lächelte und winkte Clinton für Fans und Fotografen. Bei einem Podiumsgespräch im Haus der Berliner Festspiele versuchte sie, das Reizwort »Trump« zu vermeiden, was ihr nicht immer gelang. »Hillary«-Regisseurin Nanette Burstein, die gemeinsam mit der Politikerin in Berlin auftrat, konzentriert sich in ihrem Filmporträt nicht nur auf Clintons Wahlniederlage 2016. Vielmehr zeichnet sie in der vierteiligen Dokumentation das Bild einer starken Frau, die ihrer Zeit fast immer zu weit voraus war (Ausstrahlung vom 8. März an auf Sky). Die immer noch ziemlich mächtige Hillary Clinton will die Deutungshoheit über ihr Leben nicht ihren Feinden überlassen. MWÖ



RONALD WITTEK / EPA-EFE / REX



## Glitzerschuhe statt Robe

● Die legendäre amerikanische Richterin **Ruth Bader Ginsburg**, 86, Vorkämpferin für Frauenrechte und hartnäckige Gegnerin von Präsident Donald Trump, glänzte unlängst in einer ganz anderen Rolle: als Stilikone. Mitte Februar stahl Ginsburg, die seit 1993 Richterin am

U.S. Supreme Court ist, bei der Verleihung des Woman of Leadership Award in der legendären Washingtoner Library of Congress allen im Saal mit ihren mit Glitzersteinen besetzten Schuhen die Schau. Fotos von ihr wurden auf Instagram sofort ein Hit. Die nur 1,55 Meter große Ginsburg, die aus einem Arbeiterviertel in Brooklyn, New York, stammt und als eine der kraftvoll-

ten Stimmen des liberalen Amerika gilt, wurde bislang vornehmlich in strenger schwarzer Robe abgelichtet. Das Richterpuhl verwehrt normalerweise den Blick auf die Füße – die Richterin ist allerdings schon lange bekannt für den Schmuck, mit dem sie sich im Gerichtssaal zeigt. Justitia mag blind sein, Ruth Bader Ginsburg hat aber wohl nichts dagegen aufzufallen. LOB

## Die Königin hasst Lärm

● Die britische Schauspielerinnen **Imelda Staunton**, 64, kann ziemlich ungemütlich werden, wenn sie ins Kino oder Theater geht und Sitznachbarn laute Geräusche machen. Das bekannte die gebürtige Londonerin, die in der fünften und letzten Staffel der TV-Serie



»The Crown« Queen Elizabeth II. spielen wird, in einem Gespräch mit der Programmzeitschrift »Radio Times«. Zuschauer, die während der Aufführung eines Stücks oder der Vorführung eines Films Snacks zu sich nähmen oder zum Smartphone griffen, würde sie rigoros zurechtweisen.

»Keiner kommt mehr fünf Minuten ohne Essen aus«, stellt Staunton genervt fest. »Und die Getränke! Plastikbecher fallen in stillen Momenten auf den Boden.« Auch ihre Schauspielerkollegen nimmt sie von der Kritik nicht aus. Manche von ihnen würden zur Unzeit zum Smartphone greifen, sogar nachdem sie gerade eine emotionale Szene gespielt hätten. Im Theater und im Kino sollten sich laut Staunton alle um deutlich mehr Konzentration bemühen. LOB

## Klare Kante gegen rechts

● Mit seinem weißen Bart und seinem rollenden R ist **Peter Harry Carstensen**, 72, so etwas wie der Landesgroßvater von Schleswig-Holstein. Jetzt wird der Ministerpräsident a. D. das neue Amt des Landesbeauftragten für jüdisches Leben und gegen Antisemitismus übernehmen. Der kantige Christdemokrat, eigentlich Landwirtschaftsexperte, war zwar noch nie in Israel und Yad Vashem. Am neuen Ehrenamt liegt ihm aber viel. »Wir haben die Lufthoheit über den Stammtischen anderen überlassen«, sagt der Unionsmann, »wir müssen bei jedem Gespräch den Mut haben, gegen unanständig rechte Sprüche anzugehen.« In seiner Heimat Nordstrand, einer Halbinsel in der Nordsee, habe es schon im 17. Jahrhundert Glaubensfreiheit gegeben. »Das war aber ein gönnerisches Dulden, um Arbeitskräfte mit fremdem



Glauben zu gewinnen.« Toleranz sei etwas Gutes, reiche aber nicht. »Das Zusammenleben mit Juden muss selbstverständlich sein.« An vielen Juden bewundere er Fröhlichkeit und Intelligenz, auf jüdische Deutsche wie Albert Einstein oder Stefan Heym sei er stolz. Persönlich freut ihn die Anteilnahme seiner Familie. Tochter Anja, eine Keramikerin, lebt im sächsischen Görlitz. »Als sie mir per E-Mail zum neuen Amt gratulierte, klang sie stolzer als 2005, als ich Ministerpräsident wurde.« AB

## Arbeitswütige Diva

● Dem französischen Filmstar **Catherine Deneuve**, 76, hat die französische Ausgabe der Zeitschrift »Vanity Fair« gerade ein ganzes Heft gewidmet. Untertitel: »Un mythe français« – ein französischer Mythos. Laut der Redaktion ist es als langer Liebesbrief an die große Schauspielerinnen gedacht. Die Lektüre soll sie von ihren Gesundheitsproblemen ablenken. Deneuve hatte der Zeitschrift wenige Wochen vor ihrem Schlaganfall im letzten November ein Interview gewährt, das jetzt nachzulesen ist. Die Familie und Freunde der Schauspielerinnen sind überzeugt: Die Ursache für den Schlaganfall war Überanstrengung. Allein 2019 hat Deneuve vier Filme gedreht, ihre Tochter Chiara Mastroianni tat in aller Öffentlichkeit ihre Sorge um De-

neues Gesundheit kund: »Meine Mutter raucht wie ein Schlot und schläft nur drei Stunden pro Tag. Sie ist überhaupt nicht vernünftig.« Im »Vanity Fair«-Gespräch erklärt Deneuve, was sie antreibt. Sie habe in ihrem Leben immer alles gleichzeitig gemacht, Filme gedreht und ihre Kinder aufgezogen. Es liege nun einmal nicht in ihrem Charakter, sich mit der Vergangenheit oder der Zukunft zu befassen: »Ich lebe ausschließlich in der Gegenwart.« Sie sehe darin eine Art Flucht vor der Melancholie, die sie belaste und der sie nie richtig entkommen könne. Deneuve ist demnächst in dem Film »La Vérité – Leben und lügen lassen« an der Seite von Juliette Binoche in den deutschen Kinos zu sehen. Darin spielt sie eine französische Filmkone am Ende ihrer Karriere. PE





»Hanau kann immer und überall wieder passieren! Wer rechtes Gedankengut toleriert oder sich dieser Sprache bedient, dem muss klar sein, dass auch er Blut an den Händen hat, wenn auch nur symbolisch, denn diese Personen sind nichts anderes als geistige Brandstifter.«

René Osselmann, Magdeburg (Sachsen-Anhalt)

## Warum ist das Morden möglich?

**Nr. 9/2020** Deutscher Winter – Wenn aus rechtem Hass Terror wird / Leitartikel:  
Das Erstarken des rechten Terrors ist die Folge eines Staatsversagens

Auch wenn sich die Bilder gleichen, können wir diesen widerwärtigen Taten nur mit aktiver Zivilcourage begegnen, um Ohnmacht und Apathie zu verhindern. Menschlichkeit und Empathie der großen Mehrheit sind und bleiben die einzig überzeugend-entwaffnende Antwort auf die unfassbaren Taten einzelner Psychopathen. In Ihrem Text wird die Täterpersönlichkeit als krude Mixtur aus rechtsextremem Rassismus, bizarren Verschwörungsfantasien und diffuser Identitätsbildung sehr anschaulich erschlossen.

Dr. Volker Brand, Bad Oeynhausen (NRW)

Die Spirale fängt mit dem Satz an: »Ich habe nichts gegen Ausländer, aber ...« Es endet mit Hanau.

Wolfgang Klingner, Ober-Ramstadt (Hessen)

Am Ende des Artikels »Irre gefährlich« trifft der Barbesucher Ömer Demir mit seiner verbitterten Frage: »Warum überprüft niemand die Scharfschützenvereine?« im Prinzip den Nagel auf den Kopf! Warum ist in Deutschland das Morden mit legalen Waffen immer noch möglich? Warum dürfen Mitglieder von Schützenvereinen ihre (zum Teil paramilitärischen) Waffen mit nach Hause nehmen? Zum Üben? Von den Schützenvereins-Lobbyisten wird immer auf die sichere Verwahrung der Waffen zu Hause hingewiesen, aber vor einem Amoklauf von deren Besitzern schützt das leider nicht. Immer wieder sind die Politiker vor den Vertretern der Verbände eingeknickt und haben sich auf die ihrer Meinung nach ausreichenden Waffengesetze berufen. Man stelle sich vor, jeder Soldat der Bundeswehr dürfte sein Sturmgewehr mit nach Hause nehmen, mit der Begründung, dort sei es sicherer als in den Waffenkammern der Kasernen!

Georg Malkowsky, Bockenem (Nieders.)

Der Mörder von Hanau war eindeutig paranoid, seine Gedanken wahnhaft. In seiner Paranoia suchte er von sich aus die Polizei auf und wollte Kontakt zum BND. Anstatt harmlose Jugendliche bezüglich ihres Marihuanakonsums zu überwachen,

täte die Exekutive gut daran, die hierdurch gebundenen Ressourcen freizusetzen und wirklich verhaltensauffällige Personen und deren Aktivitäten im Netz zu observieren.

Dr. med. Christian Etzer, München

Auf sieben Seiten über den Zehnfachmörder von Hanau hat es der SPIEGEL allen Ernstes fertiggebracht, den Namen des Täters mindestens 35-mal zu nennen – nebst unverpixeltem Porträt zur Illustration! So leisten Sie einen wirkungsvollen Beitrag, dass diese Attentäter wie auch künftige Nachahmer – ob nun irre oder nicht –



Tatort in Hanau

ihren Platz in den Geschichtsbüchern finden. Und darum geht's denen ja wohl auch. Sie sollten sich schämen.

Matt Blümel, Berlin

In Ihrem klaren Leitartikel fehlt mir die Benennung eines weiteren Hauptverantwortlichen: Horst Seehofer. Dass die AfD mit ihren kruden, fieslen, ekligsten Tabubrüchen den politischen Boden in einen braunen Sumpf verwandelt, ist eine Sache (die wir endlich bekämpfen müssen!). Dass wir aber einen Innenminister haben, der als Regierungsmitglied den Satz sagt: »Migration ist die Mutter aller Probleme«, ist für mich der größere Skandal. Wir dürfen uns nicht wundern, wenn durchgeknallte Rechte sich diese Haltung zu eigen machen und der Meinung sind, dass sie mit ihren bösen Taten ja »nur Probleme lösen«. Herr Seehofer sollte Verantwortung für seine widerliche Haltung und seine provozierenden Worte übernehmen und endlich zurücktreten.

Marlen Theiß, Mainz

Auch die Medien tragen eine große Mitschuld am Erstarken des rechten Terrors. Wann hat man zuletzt in einer Talkshow eine Muslimin mit Kopftuch zu einem Thema reden gehört, das nicht im Entferntes-

ten mit dem Islam zu tun hat? Warum lädt man eine Muslimin mit Kopftuch nicht zum Thema Klimawandel ein? Auf den Fluren unserer Krankenhäuser hinter einem Putzwagen toleriert man das Kopftuch, nicht aber im Fernsehen? Dieser unerschwellige Rassismus findet tagtäglich statt. Solange Muslime nicht als selbstverständlicher Teil unserer Gesellschaft präsentiert werden, sondern nur als Stereotype ihrer selbst, werden sie stets als Zielscheibe herhalten müssen.

Zia Masihuddin, Frankfurt am Main

Die Warnung des Leitartikel-Autors an die Familie, Freunde, Nachbarn und Kollegen eines potenziell rechtsextremen Einzelgängers lautet: »Jeder von denen trägt eine Mitschuld, weil er womöglich Zeuge von menschenfeindlichem Gerede wurde – und nicht energisch widersprochen oder keinen Hinweis an die Behörden gegeben hat, dass hier eine Hitlerkopie heranreifen könnte.« Läge es hier im Sinne einer effektiven Koordinierung nicht nahe, für jeden Wohnblock auch einen Wart des Vertrauens zu berufen?

Herrmann Walterscheid, Nettersheim-Buir (NRW)

Wenn man die letzten Zeilen im Leitartikel von Markus Feldenkirchen falsch verstehen will, so ist dem Denunziantentum und der Blockwartmentalität ab jetzt Tür und Tor geöffnet.

Dr. Gunther Kranert, Königsee (Thüringen)

## Versteckspiel hinter Ausreden

**Nr. 8/2020** Rechtsradikale Sprüche in einer Abzeitung beschäftigen eine ganze Stadt

Ich schäme mich wieder, Deutscher zu sein.

Tebogo Mench, Kirchzarten (Bad.-Württ.)

Wenn ein 20-Jähriger mit Abitur, befähigt zum Studium, nicht erkennt, was er mit der Aussage »Mir sind die Flüchtlinge nicht wichtig. Die können verbrannt werden zur Energiegewinnung« verursacht, muss er eine höchst schäbige Geisteshaltung haben. Keine Entschuldigung, auch nicht von den Eltern, Mitschülern oder Politikern? Die AfD lässt grüßen.

Klaus Heck, Wachtberg (NRW)

Glückwunsch zu diesem aufwühlenden Beitrag. Es ist schon empörend, wie un-

sensibel, um nicht zu sagen: verstockt, prominente Wagner-Verehrer gesellschaftlichen Flurschaden anrichten. Hierzu ist Annette Bruhns ein eindrucksvolles Sittengemälde gelungen.

Andrea und Brüne Schloen, Wilstedt (Nieders.)

In diesem Bericht geht es um volljährige Bürger, die ihre Reifeprüfung abgelegt haben, zum Studium an einer Hochschule berechtigt sind und das Wahlrecht besitzen. Ich denke, in diesem Alter ist die Frage nach pubertärem Unsinn mehr als fehl am Platz. Vielmehr sollten diese Bürger wissen, dass Handeln eine Konsequenz hat.



Aufführung des Brunsbütteler Gymnasiums

Genau diese Konsequenzen hätte man einfordern können, sollte man in der Abizeitung falsch zitiert worden sein. Man hätte in diesem Fall den Verkauf der Zeitung stoppen können und einen Widerruf oder eine Klarstellung fordern sollen. Eine Intervention unserer Kanzlerin (und sei sie noch so privat) in diesem Fall halte ich für mehr als überzogen. Als Sanktion einen Ausschluss aus der Theater AG zu verhängen halte ich in der Grundschule für angemessen, nicht aber bei reifen und mündigen Bürgern.

Anke Peters, Hanstedt (Nieders.)

Ihr Artikel zeigt unverkennbar auf, dass selbst die besten Hochschulreifezeugnisse nicht eine ausreichende soziale Reife attestieren. Vielmehr scheinen die beiden Hauptprotagonisten Tjark und Justus erst jetzt durch ihr selbstredend völlig inakzeptables Verhalten und nach einer mehr als berechtigten Empörung eine Art gesellschaftlichen Reifeprozess zu durchleben. Wenn der erfolgreich ist, mündet das vielleicht künftig in einer eigenständigen Übernahme von Verantwortung, anstatt in einem hanebüchernen Versteckspiel hinter Ausreden, Eltern und Anwälten. Jedenfalls wäre es ihnen zu wünschen.

Axel Martin, Schiffdorf (Nieders.)



## Neues SPIEGEL-Buch

»Kommt ein Syrer nach Rotenburg (Wümmen)« heißt eine Kolumne bei SPIEGEL PLUS. Darin offenbart Samer Tannous, der aus Damaskus geflohen ist, seine Gedanken über die neue Heimat Deutschland. Diese Serie endet nun. Die gesammelten Texte über deutsche Schrullen und arabische Eigenheiten, aufgezeichnet von Gerd Hachmöller, erscheinen am 2. März als Buch bei der DVA. Der Band hat 240 Seiten und kostet 18 Euro.

Die Äußerungen in der Abi-Zeitung hätten schulintern aufgearbeitet werden müssen. Nachdem sie sich aber, konzentrischen Kreisen gleich, bereits auf das Bundeskanzleramt zubewegt hatten, muss allen Beteiligten klar geworden sein, dass aus dem zutiefst Pädagogischen längst ein kaum noch entwirrbares Knäuel politischer und juristischer Sichtweisen geworden war. Vergessen wir nicht, dass Dithmarschen einmal eine Hochburg der Nazis in Schleswig-Holstein gewesen ist.

Karl-Heinz Groth, Goosefeld (Schl.-Holst.)

In der Sache ist der maximale Schaden entstanden: Niemand übernahm irgendeine Verantwortung, und am Ende stehen nur Verlierer.

Wolfram Gothe, München

## Intensiver als normal

**Nr. 8/2020** Das Geheimnis des Bewusstseins und die faszinierenden Experimente mit psychedelischen Drogen

Während meiner Zeit im West-Berlin der Siebzigerjahre habe ich zusammen mit engen Freunden und Bekannten LSD konsumiert, insgesamt sicherlich weit mehr als 100 Trips. Meine Erfahrungen damit waren außerordentlich positiv, denn LSD ermöglicht es, sich ganz bewusst auf einzelne Sinneseindrücke zu konzentrieren. Mit einer gewissen Erfahrung hat man die Wirkung der Droge so unter Kontrolle, dass man frei entscheiden kann, auf welche Sinneseindrücke man sich fokussiert, also sehen, hören, schmecken und so weiter, aber egal, was es ist, man empfindet alles wesentlich intensiver als im »Normalzustand«. Nachdem ich West-Berlin für immer verlassen hatte, habe ich nie wieder LSD konsumiert und auch nie wieder ein physisches oder psychisches Verlangen danach verspürt; es gab bei mir weder Nebenwirkungen.

Klaus Dittrich, Orsingen-Nenzingen (Bad.-Württ.)

Es ist begrüßenswert, dass sich die Wissenschaft endlich einem Thema widmet, das seit mehr als 2000 Jahren nicht die Beachtung findet, die es verdient. Man recherchiert hierzu den Begriff »Teonanácatl«, übersetzt: Fleisch Gottes, und die Bedeutung der Pilze in frühen Hochkulturen. Zu LSD kann ich nichts sagen, aber Psilocybin ist mir seit 30 Jahren vertraut. Bei uns im Mittelgebirgsraum wachsen Spitzkegelige

Kahlköpfe auf jeder Pferdewiese. Die Wirkung: Entspannung, Auflösung der Wahrnehmungsfilter, Schauen der Welt, wie sie ist, erfahren, dass man Teil eines allumfassenden Ganzen ist, Lernen, was Emanation bedeutet.

Wolfgang Vitt, Siegen (NRW)

Ich leide unter einer chronischen Depression und generalisierten Angststörungen und verwende Psychedelika eigenverantwortlich und allein zur Linderung und Ergründung meiner Symptome. Immer wieder treten dabei Traumata aus meiner Kindheit zutage, die ich selbst im Sinne einer Integration am Tag nach einem Trip bearbeite oder in meinen therapeutischen Sitzungen bespreche. Am eindrücklichsten war, wie ich während eines Trips wieder weit in meine Kindheit katapultiert wurde und in meinem gesamten Körper und mit all meinen Sinnen spürte, wie tief meine Sehnsucht nach einem Elternhaus fernab von Konflikten, rücksichtslosen Stellvertreterkriegen und erzieherischer Härte war. Nach diesem Durchbruch in unterdrückte Bewusstseinsinhalte flossen die heilsamen Tränen reichlich. Inzwischen ist es mir auch aufgrund meiner Trip-Erfahrungen möglich, ein deutlich harmonischeres Verhältnis zu meinen Eltern zu pflegen, denn der Groll saß tief im Unterbewusstsein. Ferner stelle ich fest, dass mir Psy-



LSD-Forscher Leary 1966

chedelika generell dabei helfen, eingefahrene negative Denkprozesse aufzuweichen. So verstehe ich inzwischen, dass es nur eine mögliche Perspektive ist, das Leben als qualvolle Bürde zu betrachten. Leider ist es aufgrund der Gesetzeslage in Deutschland nicht möglich, solche Substanzen unter Begleitung eines Psychotherapeuten einzunehmen. Dementsprechend bestehen die Risiken hinsichtlich der Beschaffungskriminalität, Substanzreinheit und des Auf-sich-allein-gestellt-Seins während des Durchlebens dieser teilweise sehr schmerzhaften, aber zutiefst katalytischen und heilsamen Erfahrungen.

Name und Wohnort sind der Redaktion bekannt

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe ([leserbriefe@spiegel.de](mailto:leserbriefe@spiegel.de)) gekürzt sowie digital zu veröffentlichen und unter [www.spiegel.de](http://www.spiegel.de) zu archivieren.

Die »Aachener Zeitung« über Folgen des Orkantiefs »Sabine«: »In Belgien kam es zu Verkehrsbehinderungen durch auf Bäume gestürzte Straßen.«

### EINE WINTERLICHE AUSZEIT IN LUXURIÖSER ATOMSPHÄRE

Aus der S-Bahn- und DB-Regio-Kundenzeitung für Berlin/Brandenburg »punkt 3«

Der »Donaukurier« über Verkehrstopfer in Ingolstadt: »Statistisch um die Hälfte hat die Zahl der Toten zugenommen. Von zwei auf drei, wobei der totgefahrene Radfahrer vor ziemlich genau einem Jahr an der Jahnstraße vielen Menschen natürlich bestens in Erinnerung geblieben ist.«

### Ohrwürmer mit dem Herzen gesungen

Aus dem »Billerbecker Anzeiger«

Aus der »Mittelbayerischen Zeitung«: »Im Einklang mit der Natur zu sein, dem Biorhythmus zu folgen und das Auf und Nieder dieses Februars mitzuleben, das hat schon was sehr Geerdetes. Allerdings hat die Natur den Wecker nicht erfunden, das war der Mensch. Und der klingelt unerbittlich – auch Ende Februar stets vor Sonnenaufgang.«

### Polizei will Präsenz zeigen Rosenmontag: Weniger Beamte im Einsatz

Aus der »WAZ«

Aus der »Badischen Zeitung«: »War es nur ein Steinschlag oder doch vielleicht ein Luftgewehrschütze? Ein 68-jähriger Pkw bekam jedenfalls einen gehörigen Schrecken, als er am Donnerstag, 20. Februar, gegen 9.45 Uhr auf der L 120 von der A5 Richtung Bad Krozingen etwa auf Höhe der Brücke nach Biengen einen Knall wahrnahm.«

Die »Rhein-Neckar-Zeitung« über Sturmschäden an der Mannheimer Kunsthalle: »Besucher müssen vorübergehend den Eingang am Judenstilbau in der Moltkestraße nutzen.«

### Zitate

*Georg Mascolo in der »Süddeutschen Zeitung« über seine Rolle als damaliger Chefredakteur des SPIEGEL während der WikiLeaks-Publikationen und die Anklage der USA gegen Julian Assange:*

Für mich stellt sich nach dem Lesen der Anklage noch eine andere, ganz persönliche Frage. Sie lautet, warum der frühere Chefredakteur der »New York Times«, Bill Keller, oder Alan Rusbridger, der langjährige Chefredakteur des »Guardian«, und auch ich, als damaliger Chefredakteur des SPIEGEL, nicht ebenfalls angeklagt sind. Wir alle kennen Assange, wir waren die Verantwortlichen für die Publikation jener Dokumente, um die es in dem Verfahren gehen soll ... Ja, die Unterschiede zwischen Assange und dem, was die allermeisten Journalistinnen und Journalisten tun oder nicht tun würden, sind beträchtlich. Aber ebenso wahr ist, dass vieles, was in der Anklage beschrieben wird, gefährlich nah an dem ist, was auch Journalisten tun. Etwa sich um geheime Dokumente und Informationen zu bemühen und nach sorgsamer Abwägung auch gegebenenfalls darüber zu berichten.

*Die Schweizer »Weltwoche« zum SPIEGEL-Gespräch »Tänze zu erfinden ist auch Bildung« mit Alex Zhu, Chef der chinesischen Video-App TikTok (Nr. 4/2020):*

Der SPIEGEL fragte den pressescheuen TikTok-Chef Alex Zhu direkt: »Warum sollte man Ihnen vertrauen?« Zhus Antwort darauf ist ausschweifend, aber alles andere als befriedigend. TikTok, da sind die Medien sich einig, scheint der personalisierte Teufel unter den sozialen Netzwerken zu sein. In Anbetracht der Vorwürfe ist die Kritik auch durchaus berechtigt.

### Der SPIEGEL berichtete ...

*... in »Bo\$\$ Bitch« (Nr. 8/2020) über die deutsche Star-Rapperin Katja Krasavice.*

Die Sängerin teilt auf Instagram mit ihren 2,2 Millionen Followern ein Foto, das sie bei der Lektüre ihres Porträts zeigt.



# SPIEGEL Akademie

In Kooperation mit der SRH Fernhochschule

## Fit für die digitale Zukunft

mit dem neuen E-Learning-Kurs **Unternehmenserfolg durch Nachhaltigkeitsmanagement**

Jetzt  
2 Wochen  
kostenlos  
testen



### Eine Auswahl der Inhalte:

- + Wirtschaftsethik
- + Nachhaltigkeitsstrategien entlang der Wertschöpfungskette
- + Menschliche Sorgfaltspflicht
- + Verantwortung in Zeiten der Globalisierung

Alle Kurse und Infos unter  
[akademie.spiegel.de](https://akademie.spiegel.de)



# Zahlen begleiten unser Leben

## Bei allen Zahlen rund um die Geldanlage mit Investmentfonds können wir Sie entlasten

Ganz gleich welche Zahlen Ihnen am Herzen liegen, unsere Leidenschaft sind die Zahlen der Finanzwelt. Damit Sie entspannt in die Zukunft blicken können, arbeiten unsere professionellen Fondsmanager täglich daran, mehr aus Ihrem Geld zu machen. Zuverlässig, vorausschauend und seit mehr als 60 Jahren sehr erfolgreich. Für diese und nächste Generationen.

Seien Sie für die Zukunft gut vorbereitet mit einer zeitgemäßen Geldanlage in Investmentfonds – ab 25,- Euro monatlich. Lassen Sie sich in Ihrer Bank beraten.

### Aus Geld Zukunft machen



# NEU SAMSUNG GALAXY S20



ab **0,7** €\*  
einmalig

**Nur bis 08.03.**  
inklusive Galaxy Buds+

~~UVP 100,-~~



**SAMSUNG**  
Galaxy S20 Ultra 5G

## JETZT VORBESTELLEN!

Bestellen Sie jetzt das brandneue Samsung Galaxy S20+ | S20 Ultra 5G mit 100-fachem Space-Zoom schon ab einmalig 0,- € und sichern Sie sich kabellose Kopfhörer Galaxy Buds+ gratis dazu (statt 169,- €). **Nur bis zum 08.03.!**\* Dazu surfen und telefonieren Sie endlos z. B. mit der 1&1 All-Net-Flat L.

**Nur bei 1&1: Wir zahlen Ihnen bis zu 800,- € in bar für Ihr altes Handy.**



**1&1**

**1und1.de**

**02602 / 96 96**

\*Samsung Galaxy S20 Ultra 5G für 0,- € einmalig in Verbindung mit der 1&1 All-Net-Flat L für 57,99 €/Monat die ersten 10 Monate, danach 77,99 €/Monat. 24 Monate Vertragslaufzeit. Bereitstellungspreis 29,90 €. Trade-In Prämie abhängig vom eingesendeten Gerät (Modell & Marke). Auszahlung nach Einsendung Ihres alten Smartphones. Es gelten die 1&1 Trade-In Teilnahmebedingungen. Bei verbindlicher Vorbestellung eines für den deutschen Markt bestimmten Galaxy Modells. Alle Samsung Aktionsmodelle und ausführliche Teilnahmebedingungen unter [1und1.de/s20-aktion](https://1und1.de/s20-aktion). Preise inkl. MwSt. 1&1 Telecom GmbH, 56403 Montabaur.